

Publitzna Saka...
ANNA MIESZKOWSKA

Nr. / / im:

Die Mutter der Holocaust-Kinder

Irena Sendler und die
geretteten Kinder aus
dem Warschauer Ghetto

DVA

Warschau zur Zeit der deutschen Besetzung: Obwohl für die geringste Hilfeleistung gegenüber Juden die Todesstrafe droht, gelingt es der jungen Polin Irena Sendler, 2500 jüdische Kinder vor dem Tod zu bewahren. Als Krankenschwester hat sie Zugang zum Warschauer Ghetto. In Säcken und Kisten, mit Schlafmitteln betäubt, durch Keller und Abwasserkanäle schleust sie die Kinder aus dem Ghetto. Mit gefälschten Papieren gibt sie ihnen eine neue Identität und verschafft ihnen in polnischen Familien, Waisenhäusern und Klöstern ein neues Zuhause. Als die Gestapo sie fasst und foltert, gibt sie keine Namen preis und kommt selbst nur knapp mit dem Leben davon. Die genauen Daten aller geretteten Kinder versteckt sie in einem Garten.

»Die Geschichte von Irena Sendler ist so außergewöhnlich wie die des Industriellen Oskar Schindler, der etwa 1200 Juden vor dem Holocaust gerettet hat.«
Stuttgarter Nachrichten



ISBN 3-421-05912-8



9 783421 059123

DVA

Warschau zur Zeit der deutschen Besatzung: Obwohl auf die geringste Hilfeleistung gegenüber Juden die Todesstrafe steht, gelingt es der jungen Polin Irena Sendler, 2500 jüdische Kinder vor dem Tod zu bewahren. Als Krankenschwester hat sie Zugang zum Warschauer Ghetto. Sie nimmt Kontakt zu den bedürftigsten Familien auf und schlägt ihnen vor, die Kinder jenseits der Ghettomauer zu schmuggeln. Die Eltern davon zu überzeugen, sich von ihren Kindern zu trennen, empfindet die junge Frau als schwierigsten Teil ihrer Arbeit. Denn eine Garantie für das Überleben der Kinder hat sie nicht.

In Säcken und Kisten, mit Schlafmitteln betäubt, durch Keller und Abwasserkanäle schleusen sie und ihre Helfer die Kinder auf die andere Seite des Ghettos. Mit gefälschten Papieren, die sie dank guter Kontakte beschaffen kann, gibt sie ihnen eine neue Identität und findet in Waisenhäusern, Klöstern und Pflegefamilien ein neues Zuhause für sie. Als die Gestapo sie fasst und foltert, gibt sie keine Namen preis und kommt selbst nur knapp mit dem Leben davon. Die genauen Daten aller geretteten Kinder versteckt sie, auf dünnen Papierstreifen notiert, unter einem Apfelbaum im Garten. Mit diesen Listen will sie den Kindern ihre Vergangenheit bewahren – und nach dem Krieg die Suche nach den Angehörigen erleichtern.

Fortsetzung auf der hinteren Klappe

Im Nachkriegspolen werden die Verdienste von Irena Sendler lange Zeit kaum gewürdigt. 1965 wird sie als »Gerechte unter den Völkern« mit der höchsten Ehrung des Staates Israel ausgezeichnet. 2003 erhält sie den Jan-Karski-Preis.

Auf der Grundlage persönlicher Aufzeichnungen und Erinnerungen der mittlerweile 96-jährigen Irena Sendler erzählt die Journalistin Anna Mieszkowska deren bislang fast unbekanntes Geschichte.



ANNA MIESZKOWSKA, geboren 1958, ist Theaterwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin. Sie lebt in Warschau.

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem Programm erhalten Sie unter www.dva.de

Deutsche Verlags-Anstalt
Umschlaggestaltung: Berndt & Fischer, Berlin
Umschlagabbildungen: Janina Zgrzemska (Fotos);
Katarzyna Meloch (Schriftstück); R. Szaybo (Plan des Ghettos)

Anna Mieszkowska

Die Mutter der Holocaust-Kinder



Anna Mieszkowska

Die Mutter der Holocaust-Kinder

Irena Sendler und die geretteten Kinder
aus dem Warschauer Ghetto

Aus dem Polnischen von
Urszula Usakowska-Wolff und Manfred Wolff

Deutsche Verlags-Anstalt
München

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
«Matka Dzieci Holocaustu. Historia Ireny Sendlerowej»
bei MUZA SA, Warschau

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[*http://dnb.ddb.de](http://dnb.ddb.de), abrufbar.

Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier gedruckt.

1. Auflage

Copyright © 2004 by MUZA SA (for the text). All Rights Reserved

Copyright © 2004 by MUZA SA (for the photographs)

Copyright © des Theaterstücks «Life in a Jar. The Irena Sendler Story»

by Life in a Jar Foundation

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz und Layout: Boer Verlagsservice, München

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 10: 3-421-05912-8

ISBN 13: 978-3-421-05912-3

www.dva.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 18

*Dieses Buch widme ich dem Gedenken
an alle meine Mitarbeiter, die mir bei der
Rettung der Kinder aus dem Ghetto halfen.*

Irena Sendler, Deckname Jolanta

Inhalt

Vorwort von Michał Giowiński.....	9
Vorwort der Autorin.....	13
Was geschah in Uniontown?.....	23
«Leben im Glas».....	39
Wurzeln – Kindheit – Elternhaus.....	51
Studium in Warschau.....	63
September 1939.....	69
Die Besatzung.....	73
Ich gedenke ihrer.....	81
Die Grosse Aktion.....	109
Und ich habe es mit eigenen Augen gesehen.....	115
Der Zegota.....	121
Die Rettung der Kinder.....	129
Die Verstecke der Kinder.....	137
Der Aufstand im Ghetto.....	143
Die Verhaftung.....	155
Im Pawiak.....	159
April bis August 1944.....	173
Der Warschauer Aufstand.....	177
Die Befreiung Warschaus.....	185
Die Nachkriegsgeschichte der geretteten Kinder.....	193
Nach dem Krieg.....	211
Dankbare Erinnerung.....	219

Ob wir uns erinnern? – Wir werden uns erinnern!	227
Gespaltene Identitäten.....	231
Familienleben nach dem Krieg	239
Stimmen der geretteten Kinder	247
Epilog.....	273

Anhang

Aus der Chronik 2003.....	281
Anmerkungen.....	292
Dank.....	313
Literatur- und Quellenverzeichnis.....	314
Bildnachweis.....	319

Vorwort

Dies ist das erste Buch über Irena Sendler. Es ist eigentlich mehr als ein Buch über sie. Obwohl es sich nicht einfach um ein langes Interview handelt, ist es zum überwiegenden Teil doch ihr Buch. Anna Mieszowska lässt nämlich ihre Heldin zu Wort kommen, gibt ihre Meinung wieder, zitiert sie. Jahrelang waren ihre Taten relativ wenigen Menschen bekannt: jenen, denen sie das Leben gerettet hat, ihrem Freundes- und Bekanntenkreis sowie einigen Historikern, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg, vorwiegend mit der Geschichte der Massenvernichtung, befassen. Man konnte den Eindruck gewinnen, wir seien uns dessen nicht bewusst gewesen, oder wollten uns vielmehr dessen nicht bewusstwerden, dass unter uns eine Frau mit einer so aussergewöhnlichen Biografie lebt, obwohl im täglichen Leben bescheiden, herzlich, hilfsbereit und immer den Menschen zugewandt, die in Not geraten sind, eine Frau, mit der Umgang zu haben einfach Freude bereitet.

Dass diese grosse Persönlichkeit an den Rand gedrängt wurde, hatte verschiedene Ursachen, darunter auch die wiederholte Verleugnung der neuesten Geschichte im kommunistischen Polen. Auf der Liste der Helden war einfach kein Platz für eine engagierte Frau, die zwar der Linken entstammte, doch von der ideologischen Utopie des Kommunismus weit entfernt war, die einer linken Bewegung angehörte, die in Polen eine grosse Tradition hat. Ins Spiel kam ferner, dass man seit den ersten Nachkriegsjahren in der Volksrepublik Polen alles, was auf die eine oder andere Weise mit Juden zusammenhing, für ein heikles, unsicheres und gefährliches Thema hielt, über das man besser schwieg. Dieses Phänomen verschärfte sich noch, als in der zweiten Hälfte der 1960er

Jahre der offizielle Antisemitismus aufkam, in dem sich Motive des Faschismus und des Stalinismus, den beiden schlimmsten Formen des Totalitarismus des 20. Jahrhunderts, verbanden. In einer Welt, in der eine solche Ideologie die Herrschaft über den Geist anstrebte, gab es keinen Platz für Irena Sendler. Es ist also kein Zufall, dass sie erst nach der Wende 1989 zu einer öffentlich anerkannten und viel gerühmten Person wurde. Das demokratische Polen weiss sie nämlich zu würdigen, wovon Auszeichnungen wie der ihr verliehene Orden des Weissen Adlers oder der Jan-Karski-Preis, benannt nach einer anderen herausragenden Persönlichkeit, die die Geschichte Polens im 20. Jahrhundert prägte, zeugen. Auch im Ausland, vor allem in den Vereinigten Staaten, aber auch in Schweden, Deutschland und in vielen anderen Ländern, hat man die Bedeutung Irena Sendlers erkannt. Die Formulierung «Sendlers Liste» hält Einzug in die Sprache und hat gute Aussichten, die von Steven Spielbergs Film geprägte Formulierung «Schindlers Liste» zu übertreffen. Schliesslich ist die Namensliste der von der Polin Irena Sendler geretteten Juden viel umfangreicher als die Liste jener, die der deutsche Industrielle Oskar Schindler gerettet hat.

Anna Mieszkowskas Buch erzählt Irena Sendlers Geschichte präzise und detailliert, es schildert ihre Taten, ihre Arbeit und ihren Alltag, es zeigt ihre moralische Grösse. Etwas so Grosses zu leisten wie die Rettung von 2'500 jüdischen Kindern während der Vernichtung und darüber hinaus zur Rettung einer beachtlichen Zahl von Erwachsenen beizutragen, dazu gehört viel menschliche Klasse. Um so etwas Einmaliges und Mutiges zu tun, und das in einer Situation, in der jede einem Juden geleistete Hilfe mit dem Tod bestraft wurde, musste man wahrlich über heldenhafte Tugenden verfügen. Das Bedürfnis, Gutes zu tun, reichte allein nicht aus, genauso wenig wie die Überzeugung, dort Hilfe zu leisten, wo sie so dringend erforderlich war; denn wer eine solche Aufgabe auf sich nahm, musste unglaublich mutig sein, er setzte nämlich sein Leben aufs Spiel – und das nicht nur einmal, wenn

er eine mutige Tat beging, sondern ständig. Man muss hier fast schon von Aufopferung sprechen.

Irena Sendler riskierte ihr Leben, um während der deutschen Besatzung Juden zu retten. Um so Grosses zu vollbringen, reichten Mut und Charakterstärke allein nicht aus. Diese Tugenden waren verbunden mit einer ausserordentlichen Energie, die sie entfalten musste, um die Kinder aus dem Ghetto herauszuholen und dann ein Versteck für sie zu finden an Orten, die eine Überlebenschance boten. Irena Sendler wusste, dass das Leben von Menschen, deren einzige Schuld darin bestand, kein «arisches Blut» zu haben, auf dem Spiel stand, und entfaltete angesichts dessen eine ausserordentliche Energie und einen ungewöhnlichen Ideenreichtum. Und sie legte dabei ein verblüffendes Organisations-talent an den Tag. Einer allein hätte so viele Kinder niemals retten können. Das Buch von Anna Mieszkowska ist eine indirekte Huldigung an Irena Sendlers Mitarbeiter, bewundernswerte, unglaublich mutige und aufopferungsvolle Frauen.

Ich sage es noch einmal: Irena Sendler ist in letzter Zeit eine öffentliche Person geworden, von der man in der Presse liest und im Rundfunk spricht, eine öffentliche Person, von der man in Dokumentarfilmen erzählt. Irena Sendler ist bereits jetzt ein Symbol des Heldentums und der Aufopferung – und sie hat beste Aussichten, auch zu einem Symbol für die guten und freundschaftlichen polnisch-jüdischen Beziehungen zu werden.

Michał Głowiński

Michał Głowiński, geboren 1934, ist heute Professor am Institut für Literaturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Autor. Er gehört zu den von Irena Sendler geretteten Kindern.

In der Zeit des grossen Sterbens setzte
IRENA SENDLER
ihr Leben
für die Rettung der Juden
aufs Spiel

(Michał Głowiński, *Schwarze Zeit*)

Vorwort der Autorin



Irena Sendler im Frühjahr 2003

Irena Sendlers Geschichte war mir aus Presse- und Fernsehberichten bekannt. Als 2001 vier Schülerinnen einer amerikanischen Schule in Uniontown, Kansas, die Heldin des von ihnen verfassten Theaterstücks *Holocaust. Leben im Glas* in Warschau besuchten, riefen die Medien die damals 91-jährige Irena Sendler und ihre ausserordentlichen Leistungen während des Zweiten Weltkriegs in Erinnerung. Sie ist die «Mutter» von 2'500 aus dem Warschauer Ghetto geretteten Kindern. Ich benutze bewusst nicht das Wort «Pflegermutter», sondern Mutter, denn sie hat ihnen das Leben zum zweiten Mal geschenkt.

Im April 2003 kam Lili Pohlmann¹ aus London zu den Feierlichkeiten des 60. Jahrestags des Warschauer Ghettoaufstands nach Warschau. Sie besuchte Irena Sendler im Pflegeheim des Klosters der Barmherzigen Brüder im Stadtteil Nowe Miasto. Sie war ausserordentlich bewegt von dieser Begegnung. Es war für sie unfassbar, dass niemand es für angebracht hielt, diese bescheidene Frau zu würdigen, die es nicht zuliess, dass man von ihr als «Heldin» sprach, und die die von ihr geretteten Kinder «Helden mütterlicher Herzen» nannte. Lili Pohlmann sagte zu mir: «Du musst Irena Sendler kennen lernen und über sie schreiben.» Ich ging also zu ihr. Mir gegenüber sitzt, schwarz gekleidet, eine freundlich lächelnde alte Dame in einem bequemen Sessel und drückte sich sehr gewählt, fast literarisch aus. An den Wänden ihres kleinen Zimmers hängen sorgfältig gerahmte Diplome und Auszeichnungen. Und auf dem Tisch, in greifbarer Nähe, stehen Fotos ihrer Mutter, ihrer Eltern als Verlobte, ihrer Kinder und ihrer Enkelin. Ausserdem ein aufwändig gerahmtes Bild der vier amerikanischen Schülerinnen aus Uniontown. Sie waren es, die mit ihrem Theaterstück die

Geschichte der mutigen Polin in Erinnerung riefen und in nur zehn Minuten fünf Jahre Kriegsgräuel Revue passieren liessen.

«Die Mädchen aus den fernen Vereinigten Staaten entdeckten dich für die Welt und für ... Polen», sagt Sendlers Freundin Jolanta Migdalska-Barańska.

«Ja, das stimmt. Das geschah nach Jahren der Schikanen, Erniedrigungen, Verfolgungen», antwortet Irena Sandler traurig.

Sie ist Literaturwissenschaftlerin und fühlte sich zur Sozialarbeiterin im weitesten und schönsten Sinn dieses Wortes berufen. Mein erster Besuch bei ihr dauert eineinviertel Stunden. Sie erzählt unter anderem: «Mein Vater starb, als ich sieben Jahre alt war. Aber ich prägte mir für immer seine Worte ein, dass man die Menschen in gute und böse einteilt. Nationalität, Rasse, Religion haben keine Bedeutung. Nur was für ein Mensch jemand ist. Der zweite Grundsatz, den man mir seit meiner Kindheit beibrachte, war die Pflicht, dem Ertrinkenden die Hand hinzustrecken, jedem Menschen, der in Not geraten ist. Ich bin 93 Jahre alt», sagt Irena Sandler, «leide an dreissig Krankheiten und blicke auf sechzig Jahre meines geschenkten Lebens zurück. Seit über fünfzehn Jahren sitze ich im Rollstuhl. Ich mag keine Journalisten, denn sehr oft verdrehen sie das, was man ihnen erzählt. Immer wieder taucht in Interviews oder Berichten über mich die irrige Information auf, dass ich typhuskranke Kinder aus dem Warschauer Ghetto herausholte. Das zeugt von einer absoluten Unkenntnis der Lebensbedingungen im Ghetto. Typhuskranke Menschen, unabhängig davon, ob es Erwachsene oder Kinder waren, hatten praktisch keine Chance, gerettet zu werden. Solche falschen Informationen werden häufig verbreitet. Deshalb berichtige ich sie jetzt. Meistens halte ich mich an den Grundsatz, mit niemandem über das Ghetto zu sprechen, der nicht dort war, von meinem Aufenthalt im Pawiak-Gefängnis niemandem zu erzählen, der dort nicht inhaftiert war, und über den Warschauer Aufstand unterhalte ich mich nicht mit Leuten, die ihn nicht selbst erlebt haben.

Über meine Erfahrungen zu berichten, ist sehr anstrengend für mich. Erinnerungen und Alpträume kehren zurück. Noch heute träume ich davon, wie ich Eltern um Erlaubnis bitte, ihr Kind mitzunehmen. Aber auf die Frage, welche Garantien wir geben, konnte ich nur antworten, dass es keine Garantien gibt. Diese Träume verfolgen mich. Die Aufregung kostet mich viel Kraft. Mein Leben war alles andere als einfach. Ich habe viel erlebt. Auch viele persönliche Tragödien ... Ich habe eine Tochter, eine Schwiegertochter und eine Enkelin. Und sehr, sehr viele Freunde ... Zu mir kommen Menschen, die ich gerettet habe, aber auch deren Kinder und Enkel.»

Bis heute interessiert sich Irena Sandler für vieles und hält sich auf dem Laufenden. Sie liebt Menschen, und sie liebt Blumen. Wer in einer schwierigen Lebenslage um Hilfe und Rat bat, hat immer ein gutes Wort und Unterstützung von ihr bekommen. In ihrem kleinen Zimmer herrscht häufig Gedränge. Es kommt vor, dass an einem Tag mehrere Leute sie besuchen kommen. Das strengt sie zwar an, aber sie kann nicht Nein sagen, wenn jemand sie konkret um Hilfe bittet. Sie ist bestens darüber informiert, was in der Welt und in Polen vor sich geht. Sie macht sich Sorgen wegen des Irak-Kriegs, wegen der zahlreichen Gefahren des immer bedrohlicher werdenden Terrorismus. «Ich bin Pazifistin», erklärt sie. «Ich habe zwei Weltkriege erlebt, zwei Aufstände in Warschau. Ich kann mich nicht mit dem Tod unschuldiger Menschen abfinden, und die Leidtragenden sind die Kinder. Sie leiden am meisten darunter.»

Auf den Vorschlag, gemeinsam ein Buch über ihr ungewöhnliches Leben zu schreiben, reagierte sie positiv. Sie stellte alles, was sie an Unterlagen hat, zur Verfügung: das, was über sie geschrieben wurde, und das, was sie in verschiedenen Abschnitten ihres Lebens selbst notiert hat, nicht unbedingt im Hinblick auf eine Veröffentlichung, eher als Zeugnis für künftige Generationen. «Die heutige junge Generation hat häufig wenig Ahnung davon, dass während der deutschen Besat-

zung die Familienmitglieder nicht wussten, was ihre nächsten Verwandten machten», erzählt sie fast allen ihren Besuchern.

«Es gibt sehr viele Abhandlungen über Krieg, Besatzung, Vernichtung», schrieb sie anlässlich eines Treffens der Holocaust-Kinder². «Nirgendwo habe ich jedoch eine Schilderung des immensen Leids der Mütter gefunden, die sich von ihren Kindern trennten, und der Kinder, die in fremde Hände gegeben wurden. Die Mütter, die ahnten, dass sie selbst und ihre gesamte Familie bald tot sein würden, wollten wenigstens ihr Kind retten. Aber nichts ist schwerer für eine Mutter zu ertragen, als sich von ihrem Kind zu trennen. Diese armen Frauen mussten sich über ihren eigenen Widerstand sowie den Widerstand ihrer Familien, etwa der Grosseltern, hinwegsetzen. Denn die Grossmütter, die sich noch an das Verhalten der Deutschen aus dem Ersten Weltkrieg erinnerten, sahen in ihnen keine Mörder und weigerten sich, sich von ihren Kindern zu trennen; die Mütter wussten jedoch, was sie zu tun hatten...»³

«Einer der Gründe, die mich dazu bewogen, meine Erinnerungen mit anderen Menschen zu teilen», schrieb Irena Sendler bereits 1981, «war der Wille, der jungen, über die ganze Welt verstreuten Generation der Juden mitzuteilen, dass sie sich irrte, wenn sie meinte, dass die auf unmenschliche Weise gequälten polnischen Juden passiv waren, dass sie nicht kämpften, sondern willenslos in den Tod gingen. Das ist nicht wahr! Ihr täuscht euch, junge Freunde! Hättet ihr die Jugendlichen gesehen, die in jenen Zeiten lebten und arbeiteten, ihr tägliches Ringen mit dem Tod gekannt, der an jeder Haus- und Strassenecke lauerte, hättet ihr ihre würdevolle und beharrliche Haltung, ihre täglichen Taten, ihren Kampf um jedes Stück Brot, jedes Arzneimittel für sterbende Angehörige, um ein Buch, in das sie sich vertiefen konnten, erlebt, würdet ihr eure Meinung ändern!

Ihr hättet wunderbare Mädchen und wunderbare Jungen gesehen, die die Folter und Dramen des Alltags im Warschauer Ghetto mit Würde ertrugen. Es ist nicht wahr, dass die Märtyrer des Warschauer Ghettos kampflös starben! Sie kämpften um jeden Tag, um jede Stun-

de, um jede Minute ihres Lebens in dieser Hölle, mehrere Jahre lang.

Und als sie sich endgültig davon überzeugen mussten, dass es für sie keine Rettung mehr gab, griffen sie mutig zur Waffe. Diese ganze Zeit des Kampfes, zuerst des unbewaffneten, dann des bewaffneten Kampfes, war eine Reihe von Handlungen, um gemeinschaftlich das nackte Leben zu verteidigen, denen Verzweiflungstaten folgten, um die Ehre zu bewahren. Wir dürfen nicht müde werden, daran zu erinnern, dass von allen Formen der konspirativen Arbeit im von Hitlerdeutschland besetzten Polen die Judenhilfe zu den schwersten und gefährlichsten gehörte. Für die geringste Geste eines aktiven Mitgefühls mit den Verfolgten drohte seit Herbst 1939 die Todesstrafe. Die Todesstrafe drohte nicht nur für das Verstecken von Personen jüdischer Herkunft, nicht nur dafür, dass man ihnen ‚arische‘ Dokumente besorgte, sondern sogar dafür, dass man ihnen irgendwas verkaufte, Almosen schenkte oder einen Fluchtweg zeigte.»⁴

«Wer einem Juden ein Glas Wasser oder eine Scheibe Brot reichte, konnte das mit dem Leben bezahlen», erzählte Irena Sendler während unseres ersten Gesprächs.

Ich verstand damals, was die Historikerin und Autorin Ruta Sakowska im Sinn hatte, als sie schrieb: «Alle, die Irena Sendler kennen, stehen unter dem Eindruck ihrer Persönlichkeit – der Verbindung ihres Intellekts mit Geistesgrösse, Charakterstärke, Sensibilität für fremdes Leid, einzigartiger Opferbereitschaft. Diese Eigenschaften prägen sie bis heute.»

Als es der Familie in den 1960er Jahren schlecht ging, fragte ihre Tochter, Janina Zgrzemska, einmal: «Mutter, was hast du denn angestellt, dass wir so leiden müssen?»

Zwanzig Jahre später stellte ihre Enkelin Agnieszka, überrascht vom Besuch eines ausländischen Fernseheteams, dieselbe Frage etwas anders: «Oma, was hast du denn angestellt, dass du so berühmt bist?»

Irena Sendlers Tochter erinnert sich, dass sie 1988 nach Israel gereist war und den Baum ihrer Mutter in der Allee der Gerechten⁵ be-

rührt hatte. «Jahrelang hatte mir meine Mutter nichts von ihrer Tätigkeit erzählt, und dort öffneten mir der Name Sendler alle Türen. Erst damals verstand ich, was sie geleistet hatte.»

Norman Conard, Geschichtslehrer in Uniontown wollte erst nicht glauben, was seine Schülerinnen über die unbekanntere Polin in einer amerikanischen Zeitschrift gelesen hatten: «Das ist bestimmt ein Fehler, ihr müsst das genau prüfen. Oskar Schindler, dessen Leben im Spielberg-Film verewigt worden ist, hat mehr als 1100 Menschen gerettet.»

Wie konnte diese Frau zur Rettung der doppelten Anzahl von Menschen, noch dazu Kindern, beigetragen haben?

Das Buch ist ein Versuch, eben diese Frage zu beantworten. Und eine weitere Frage, die sich stellt: Wer war Irena Sendler, bevor sie in den tragischen Tagen, Monaten und Jahren des Zweiten Weltkrieges als Schwester Jolanta jüdischen Kindern das Leben rettete?

Was hatte sie in ihrer Kindheit und frühen Jugend derart geprägt, dass sie im Alter von knapp dreissig Jahren über einen so starken Charakter verfügte? Hatte sie keine Angst? Hätte sich das alles, worüber sie schreibt und spricht, nicht wirklich ereignet, könnte man ihr Leben für ein spannendes Drehbuch und ihre Erlebnisse für ein anrührendes Abenteuer halten, bei dem sie die Grausamkeit der deutschen Besatzer und die Gefühllosigkeit mancher ihrer Landsleute erfahren musste. Denn es gilt deutlich zu machen: Irena Sendlers Haltung während der deutschen Besatzung ist nicht nur ein Symbol des Kampfes, Mutes und Mitgefühls, sondern auch ein Zeugnis davon, wie allein sie mit ihrer Entscheidung stand.

Und wie verlief ihr Leben nach dem Krieg? Was machte sie in den mehr als fünfzig Jahren ihres aktiven Berufslebens? Warum sucht die Vergangenheit sie immer wieder heim und lässt sie nichts vergessen?

Irena Sendler ist ein lebendiges Denkmal der Geschichte, ein lebendiges Denkmal des Gedenkens. Eines schwierigen Gedenkens. Schwieriges

rig für ihre Generation, aber auch für Jüngere, die aus Büchern etwas über die wahren Ereignisse ihres Lebens erfahren.

Nach sechzig Jahren schloss sich der Kreis der Geschichte. In der Nacht ihres Namenstags vom 20. auf den 21. Oktober 1943 blickte die dreiunddreissigjährige mutige Frau einer unsicheren Zukunft entgegen, eine Frau, die der väterlichen Weisung, den Bedrängten die Hand zu reichen, ohne darüber nachzudenken, folgte und ihr Leben und das Leben ihrer Familie aufs Spiel setzte! Im Juli 2003 wurde ihr in Washington der Jan-Karski-Preis⁶ zuerkannt. Die feierliche Verleihung dieses Preises fand am 23. Oktober 2003 an der Georgetown University in Washington statt. Unter den geladenen Gästen befand sich auch Elżbieta Ficowska – das jüngste der von Irena Sendler geretteten Kinder und heute Vorsitzende der Vereinigung der Holocaust-Kinder in Polen. Sie nahm den Preis für Irena Sendler entgegen.

* * *

Dieses Buch hätte ohne Irena Sendler nicht geschrieben werden können, denn es gibt Fakten und Ereignisse, die Historiker und Archivare auch nach Jahren akribischer Forschung nicht aufspüren können. Sie sind nämlich ausschliesslich im Gedächtnis ihrer Helden präsent.

Ich schöpfte aus Irena Sendlers umfangreichem Archiv, aus ihrem Wissen und ihren Erfahrungen. Das Kapitel «Stimmen der geretteten Kinder» entstand auf ihre Anregung. Auf Wunsch Irena Sendlers beginnt die Erzählung über ihr bewegendes und alles andere als einfaches Leben mit der Begegnung mit den amerikanischen Schülerinnen. Sie haben ihr den Glauben an den Sinn eines langen und schwierigen Lebens wiedergegeben und ihr neue Kraft verliehen, auch weiterhin den Widrigkeiten des Schicksals zu trotzen. Sie machten ihren Namen und ihre Taten, die sie während des Krieges vollbrachte, in aller Welt bekannt.

Ich hielt es für meine Pflicht, in diesem Buch die Heldin selbst zu Wort kommen zu lassen, denn sie ist eine sehr bescheidene Frau, die

sich mit grosser Demut an alle erinnert, die ihr während der deutschen Besatzung halfen, die jüdische Bevölkerung zu retten. Deshalb wird in diesem Buch auch ausführlich aus ihren Aufzeichnungen und den Interviews zitiert, die sie den Journalisten der polnischen und ausländischen Presse gab. Einige wurden jetzt, viele Jahre nach ihrem Entstehen, aktualisiert und korrigiert.

Nachdem wir etwa zehn Monate lang an diesem Buch gearbeitet hatten, gab mir Irena Sendler zwei Gedichte zu lesen, die bereits vor langer Zeit entstanden waren. Die Inspiration für die junge Lyrikerin Agata Baranska war eine nahe Bekanntschaft und spätere Freundschaft, die sie selbst und ihre Mutter Jolanta Migdalska-Barańska mit Frau Sendler verband. Jolanta Migdalska-Barańskas Grosseltern arbeiteten ehrenamtlich mit Irenas Vater, Dr. Stanisław Krzyzanowski, in Otwock zusammen, damals, als die kleine Irena noch dort wohnte. Die Geschichte wurde wieder einmal lebendig. Erinnerungen kehrten zurück. Schöne Erinnerungen an sorglose und glückliche Kindertage. «Das ist schon so lange her», sagt Irena Sendler gerührt, als ich sie frage, an welchen Abschnitt ihres Lebens sie sich am liebsten erinnert. «Ich war sieben Jahre alt, als ich nach dem Tod meines Vaters das Gefühl der Sicherheit verlor, frühzeitig erwachsen wurde und verstanden hatte, dass zum Leben nicht nur Freude, sondern auch Leid, ja sogar Tragödien gehören. Das hat auch mein späteres Leben geprägt. Aber ich hatte immer Glück, in schlechten wie in guten Zeiten waren Menschen um mich. Menschen, die mir nahestanden, und Menschen, die mir weniger nahe waren. Es gab immer jemanden, der mir unerwartet zur Seite stand. An materiellen Dingen war ich nie interessiert. Ich habe mich immer bemüht, die inneren Werte in den Menschen zu sehen. Ich habe Menschen nie nach ihrem Besitz beurteilt. Aus meiner eigenen Erfahrung wusste ich ja am besten, dass man im Leben alles verlieren kann. Das, was am wertvollsten ist, trägt jeder in seinem Innern. Im Herzen.

Ich habe immer lieber geschenkt, als dass ich beschenkt wurde. Gibt es etwas Schöneres als die Freude in den Augen des Beschenkten?»

«Gibt es etwas Schöneres, als Leben zu schenken?», frage ich. Irena Sendler, die während des Zweiten Weltkrieges jüdische Kinder rettete, hat ihren persönlichen Kampf mit dem Bösen, mit der Grausamkeit der damaligen Welt, gewonnen. Sie wurde zu einem Symbol für das Gute, die Liebe und die Toleranz.

Was geschah in Uniontown?



Irena Sendler mit den amerikanischen Schülerinnen, Mai 2001

Woher kam im Jahr 2003, nach so vielen Jahren des Schweigens, das plötzliche Interesse für die heldenhafte Polin, die in Warschau wohnt? Die Antwort auf diese Frage muss man in Übersee suchen...

Im September 1999 dachten sich vier Schülerinnen (Megan Stewart, 14 Jahre, Elizabeth Cambers, 14 Jahre, Sabrina Coons, 16 Jahre, und Gabrielle Bradbury⁷, 13 Jahre alt), die später das «Sendler-Quartett» genannt wurden, an der Schule der 300-Seelen-Gemeinde Uniontown, 150 km von Kansas City entfernt, ein Projekt für einen Geschichtswettbewerb aus. Sie hatten sich von einem 1994 in der Zeitschrift *U.S. News & World Report* veröffentlichten Artikel⁸ anregen lassen, der nach der Erstaufführung des aufsehenerregenden Films von Steven Spielberg erschienen ist und Menschen gewidmet war, die während des Zweiten Weltkrieges Juden retteten, ohne so bekannt geworden zu sein wie Oskar Schindler. Unter den vielen dort genannten Personennamen war auch der der Polin Irena Sendler, zusammen mit der Information, dass sie 2'500 Kinder gerettet hatte. Bei Norman Conard, dem Lehrer der Schülerinnen, kamen Zweifel auf: «Steht da womöglich eine Null zu viel?», fragte er. Er hielt die Schülerinnen dazu an, nach einer Bestätigung dieser sensationellen Pressemeldung zu suchen. Sie waren fasziniert von dem Thema und widmeten ihm ein halbes Jahr lang ihre gesamte Zeit. Sie lasen Bücher über den Zweiten Weltkrieg und über den Holocaust. Eine der ersten Fragen, die sie ihrem Lehrer stellten, lautete: «Was war ein Ghetto?» Er antwortete: «Sucht weiter.» Sie riefen amerikanische Kriegsveteranen an. Sie besorgten sich Mikrofilme. Sie schauten sich Dokumentarfilme an. Von der Leidenschaft der Mädchen angesteckt, bekamen sie Unterstützung von allen



Sabrina Coons, Janice Underwood, Megan Stewart, Elisabeth Cambers

Seiten. Im Februar 2000 führten die Schülerinnen im Geschichtsunterricht zum ersten Mal *Holocaust. Leben im Glas* auf. «Unsere Schulfreunde hatten viele Einwände. Sie meinten, ich solle mehr Gefühle zeigen», erzählte Elizabeth, die die Rolle der Schwester Jolanta übernommen hatte, dem polnischen Journalisten Marcin Fabjański⁹. Damals wussten sie noch nicht, dass Irena Sendler in Warschau lebt. Ihre Adresse erhielten sie von der Stiftung «Gerechte unter den Völkern» in New York. Am 10. Februar 2000 schrieben sie einen ersten schüchternen Brief, in dem wir u.a. lesen: «Ihre Erlebnisse sind eine grosse Anregung für unser Team. Und eine Inspiration für unsere Arbeit. Wir bewundern Ihren Mut. Sie sind eine Frau, die sich sehr um das vorige Jahrhundert verdient gemacht hat. Haben Sie Kontakt zu den von Ihnen geretteten Kindern? Wir möchten mit ihnen Kontakt aufnehmen.» Die Antwort kam einige Wochen später. Am 24. März 2000 schrieb die damals neunzigjährige Irena Sendler:

«Liebe, meinem Herzen so nahe Mädchen! Euer Brief hat mich sehr bewegt. Ich war vor allem sehr neugierig, warum ihr diese Thematik

aufgegriffen habt. Ich würde gern erfahren, ob ihr eine Ausnahme seid oder ob sich viele junge Leute in Amerika für den Holocaust interessieren. Ich bin der Meinung, dass eure Arbeit einzigartig ist und überall bekannt gemacht werden sollte. Obwohl es in der Weltgeschichte immer wieder Judenverfolgungen gab, gab es jedoch keinen Staat, der sich die Vernichtung eines ganzen Volkes zum Ziel gesetzt hat. Ich habe mit mehreren Menschen gesprochen, die den Holocaust nur deshalb überlebten, weil sie vom Żegota¹⁰ gerettet wurden. In Polen leben nur einige wenige, die meisten sind über die ganze Welt verstreut. In der Regel möchten sie über die damaligen schrecklichen Zeiten nicht sprechen und nicht daran denken, sie wollen vergessen. (...) Seit über zehn Jahren bin ich krank. Ich kann kaum gehen. Viele meiner Krankheiten sind Spätfolgen meiner Erlebnisse während der deutschen Besatzung und in den Gefängnissen der Gestapo. Ich bin eine Kriegsverwehrte.»

Am 6. April schrieben die Mädchen den nächsten Brief, weil sie erfahren wollten, wie Irena Sendler die jüdischen Kinder rettete. Sie schickten auch das Theaterstück mit. Nachdem Irena Sendler die polnische Übersetzung gelesen hatte, erklärte und berichtigte sie in einem langen Brief viele Einzelheiten, die die amerikanischen Schülerinnen nicht wissen konnten. Doch sie war auch verblüfft über die Intuition der Mädchen. «Ihr seid sensibel genug zu spüren, dass das, was vom Holocaust behauptet wird, unzureichend ist. Ihr habt euch entschieden, die Wahrheit über jene grausamen Zeiten herauszufinden. (...) Der Titel *Leben im Glas* kommt der Wahrheit sehr nahe. Die Liste mit den Namen der vom Żegota geretteten Kinder musste geführt werden, damit die Kinder nach dem Ende des Krieges zu ihren Familien zurückkehren konnten. Sie diente auch als Liste der Personen, die finanzieller Hilfe bedurften. (...) Eure Klugheit und Intuition sagte euch treffend, welche Szenen sich abgespielt hatten, als verzweifelte Eltern und Großeltern ihre Kinder in meine Obhut gaben. Obwohl so viele Jahre vergangen sind, gibt es noch immer Nächte, in denen ich in Alpträumen



Megan Stewart

Schluchzen, durchdringendes Weinen und verzweifelte Schreie höre. Ihr wisst auch, dass ich aus dem Pawiak-Gefängnis entkommen konnte, nachdem Schmiergeld an einen Gestapo-Mann gezahlt worden war, was davon zeugt, dass ihr bei euren Recherchen über mich auf Informationen gestossen seid, die der Wahrheit entsprechen.»

Trotz ihrer schulischen Verpflichtungen treten die Mädchen mit ihrem Stück, das die Zuschauer – junge wie alte – bewegt, an von Uniontown immer weiter entfernten Orten auf. Die Aufführungen finden in Pfarrhäusern, Schulen, Altersheimen, Kulturzentren und bei verschiedenen gesellschaftlichen Organisationen statt, überall dort, wohin sie eingeladen werden. Und die Einladungen werden immer zahlreicher. Alle sind von der Aufführung ergriffen, die die fünfjährigen Kriegsgräuel in zehn Minuten erzählt. Das Bühnenbild ist sparsam, ein Metalltor mit der Aufschrift «Warschauer Ghetto», und die Rollen, die die Tragik jener Zeit wiedergeben, werden von Darstellerinnen ge-



Die amerikanischen Schülerinnen an der Zegota-Gedenktafel

spielt, die selbst fast noch Kinder sind. Vielleicht rührt das die Zuschauer so sehr? Denn dass sie gerührt sind, wissen alle, die das Stück gesehen haben.¹¹ Der Geschichtslehrer John Shuchart lud die Schauspielerinnen nach einer Aufführung in ein Restaurant ein. Sie erzählten ihm, wie dieses Projekt ihr Leben verändert hatte. Sie hatten sich verändert. Das spürten sie selbst. Das empfanden auch ihre Familien und Freunde. «Habt ihr einen Wunsch?», fragte er. «Wir möchten Irena Sendler besuchen», antwortete Megan. «Ihr werdet sie besuchen», versprach er. Ihm ist es zu verdanken, dass dieser Wunsch realisiert werden konnte. Mit Hilfe seiner jüdischen Bekannten, die die Idee unterstützten, den Schülerinnen finanziell unter die Arme zu greifen, konnte er ihnen einen beachtlichen Geldbetrag zur Verfügung stellen, der es ihnen ermöglichte, ihre Polenreise zu planen und in die Tat umzusetzen.

Im Juli 2003 erzählte mir Irena Sendler freudestrahlend die Geschichte ihres amerikanischen Abenteuers: «Im Grunde genommen



Die Mädchen in Auschwitz

mag ich weder Interviews noch Journalisten, denn es passiert häufig, dass sie, obwohl ich ihnen genaue Unterlagen und Informationen zur Verfügung stelle, die Tatsachen verdrehen. Im Winter 2000, vermutlich im Februar, rief mich ein Journalist aus Amerika an und bat um ein Interview. Ich erinnerte mich an die schlechten Erfahrungen, die ich gemacht hatte, und lehnte ab.

Ein paar Stunden später erzählte mir die Sekretärin eines der Professoren der Medizinakademie am Telefon, dass ihr Chef vor einigen Wochen in Amerika gewesen sei. Ein Kollege, der in einem Krankenhaus arbeitet, hatte ihm eine interessante Geschichte berichtet. Vier Mädchen im Alter von 13 bis 14 Jahren haben an einer Dorfschule ein Theaterstück über mich, über meine Arbeit während der deutschen Besatzung, als ich jüdische Kinder aus dem Warschauer Ghetto rettete, verfasst. Sie wollten mir einen Brief schreiben, aber sie wussten nicht, wohin sie ihn schicken sollten. Ich wurde neugierig und willigte ein, ihnen

meine Anschrift zu geben. Bald traf bei mir ihr erster rührender Brief mit dem Theaterstück ein, dessen Heldin ich war. Aus dem nächsten Brief erfuhr ich, dass ihnen jemand, der von ihrer Aufführung besonders beeindruckt war, finanzielle Hilfe (6'500 Dollar) für die Verwirklichung ihrer Reisepläne nach Polen gewährte. Als sie John Shuchart fragten, welche Wünsche er im Zusammenhang mit ihrem Polenaufenthalt habe, sagte er: ‚Grüsst Irena Sendler von mir und fährt nach Auschwitz.‘ (Dort war seine ganze Familie umgekommen.)»

Irena Sendler gibt zu, dass sie damals grosse Angst vor dieser Begegnung hatte. Vor der Rührung und der Verantwortung. «Ich führe ein langweiliges, trauriges Leben, seit fünfzehn Jahren sitze ich im Rollstuhl, und dann plötzlich so ein wichtiger Besuch, den ich irgendwie vorbereiten musste. Ich musste ein Programm für den Aufenthalt der amerikanischen Mädchen organisieren. Ich wollte, dass sie die Orte in Warschau besichtigten, von denen ich in meinen Briefen erzählte. Mein Programm sah vor, dass sie den Garten in der Lekarskastrasse 9, in dem ich die Liste der aus dem Ghetto geretteten Kinder in einem Glas vergraben hatte, zu sehen bekamen, ferner das Pawiak-Gefängnis, die Gedenktafel am Haus, in dem sich die Zegota-Zentrale befand, das ehemalige Gestapo-Gebäude in der Aleja Schucha und die so genannten Strassenbahnen, wo die Polen unmittelbar nach ihrer Verhaftung festgehalten wurden, das Denkmal des Kleinen Aufständischen in der Altstadt, den Umschlagplatz¹², das Denkmal der Helden des Warschauer Ghettoaufstands und die Gedenktafel zu Ehren des Zegota. Ich wollte auch, dass sie in das etwa 50 km von Warschau entfernte Zelazowa Wola, die Geburtsstadt Chopins, fahren und dort ein Chopin-Konzert hören. Das ganze Programm stimmte ich mit einer Kollegin von früher, Zofia Wierzbicka¹³, ab und bat sie, die Leitung zu übernehmen und dafür zu sorgen, dass jeden Tag eine ihrer Kolleginnen die Mädchen begleitete. Die Mädchen haben alles gesehen. Sie waren auch in Auschwitz, das einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht hat.

Ich organisierte ausserdem ein Treffen mit zwei von mir geretteten Kindern: Elżbieta Ficowska und Michał Głowiński.

Die Mädchen kamen am 23. Mai 2001 zusammen mit ihrem Klassenlehrer Norman Conard und dessen Frau Karen, Elizabeths Grosseltern, Megans Mutter sowie mit ihrer Lehrerin Frau Bonnie in Warschau an. Ihr Aufenthalt begann mit einer Begegnung mit den Holocaust-Kindern, für die sie ihr Theaterstück aufführten. Das Publikum war zu Tränen gerührt.

Am nächsten Tag trafen wir uns im Haus von Zofia Wierzbicka. Es fällt mir schwer, davon zu erzählen. Ich war sehr gespannt und gleichzeitig gerührt, weil jemand ein Theaterstück über mich und meine Arbeit während des Krieges, die ich als etwas völlig Normales betrachtete, geschrieben hatte. Und das so weit von Polen entfernt! Ich war neugierig und fasziniert, dass es in Amerika, im Staat Kansas, im winzigen Uniontown, 13-bis 14-jährige Mädchen gab, die ein so schwieriges und in ihrem Lande wenig populäres Thema aufgegriffen hatten. Im ersten Augenblick vermochte niemand ein Wort zu sagen. Ich begrüßte die Mädchen ungefähr mit den folgenden Worten: „Ich heisse euch herzlich willkommen. Ihr kommt nach Polen, in ein Land, das sich als einziges dem Überfall Hitlerdeutschlands nicht beugte und ihm sogar mit Waffengewalt begegnete. Ihr kommt nach Polen, das einzige Land im besetzten Europa, in dem auf die geringste Hilfeleistung gegenüber Juden die Todesstrafe stand. Ihr kommt nach Warschau, eine Stadt, die 63 Tage lang in einem Meer aus Blut und Flammen versank und sich – leider – geschlagen gab!“

«Trotz der einjährigen Korrespondenz zwischen mir und den Mädchen führte erst der persönliche Kontakt zu einer tiefen geistigen und psychischen Veränderung von uns allen», erzählt Irena Sendler. «Sowohl sie als auch Elizabeths Grosseltern, Megans Mutter und der Lehrer Norman Conard betonten wiederholt, ich hätte das Leben eines jeden von ihnen und von allen zusammen verändert.»

«Irena Sendlers Geschichte gab den Mädchen Kraft», sagte Megans Mutter in einem Interview. «Sie sind im letzten Jahr sehr viel erwachse-

ner geworden», fügte Norman Conard hinzu. «Ich tat alles, damit sie sich in Polen wohlfühlten. Alle meine Freunde, die sie während ihres Aufenthaltes betreuten, mögen sie sehr», ergänzt Irena Sendler. In den Briefen, die sie nach ihrer Rückkehr aus Polen schrieben, verbargen sie nicht, wie gerührt sie waren, und betonten, dass ihr Aufenthalt vorzüglich organisiert worden war.

«Als wir uns damals verabschiedeten, waren wir uns nicht sicher, ob wir uns noch einmal begegnen würden», erinnert sich Irena Sendler. «Aber die Entschiedenheit und Leidenschaft der Mädchen bewirkte, dass wir uns im Juli 2002 erneut trafen. Ich lebte damals bereits im Pflegeheim des Klosters der Barmherzigen Brüder, dessen Prior uns nicht nur den schönsten Saal für den Empfang zur Verfügung stellte, sondern auch die ganze Zeit mit uns verbrachte und uns am Ende alle grosszügig beschenkte. Diesmal kamen ausser den vier Mädchen und ihrem Lehrer zwei weitere Mädchen, die in die Theatergruppe aufgenommen worden waren, sowie ihr Sponsor John Shuchart, der die beiden Aufenthalte finanziert hatte, nach Warschau. Sie waren vor allem daran interessiert, Leute zu treffen, mit denen ich während des Krieges zusammengearbeitet oder in Kontakt gestanden hatte. Aber es war Sommer und Urlaubszeit, so dass sie nur eine meiner früheren Kolleginnen, Anna Marzec, kennen lernen konnten, mit der ich während des Kriegs im IV. Sozialamt gearbeitet hatte. Es fand auch ein Treffen mit Professor Tomasz Szarota statt, einem bedeutenden Historiker und Experten für die neueste Geschichte Polens. Als er Archivdokumente präsentierte, aus denen hervorging, dass ich – zusammen mit sieben anderen Personen – wegen der Untergrundarbeit, die der Rettung der Juden diente, in die ‚wahrscheinlich am 28. April 1944 im Referat IV (für jüdisch-kommunistische Angelegenheiten) des Nachrichtendienstes der Narodowe Sily Zbrojne (Nationale Bewaffnete Kräfte) zusammengestellte Proskriptionsliste‘ eingetragen worden war, verschlug es ihnen die Sprache.»

Sie besuchten ausserdem die Familie von Elżbieta Ficowska, die sie bei ihrem ersten Warschauaufenthalt kennen gelernt hatten und die im März 2002 zusammen mit ihrer Tochter in die Vereinigten Staaten gereist war, um an den Feierlichkeiten des 10. März teilzunehmen, der in den Staaten Kansas und Missouri zum Irena-Sendler-Tag erklärt wurde.

«Der zweite Abschied war für mich sehr bewegend. Wir sind nach wie vor in Briefkontakt¹⁴. Die Mädchen schreiben mir über ihr Leben, über ihre Zukunftspläne. Nun sind sie 17 bzw. 18 Jahre alt, besuchen andere Schulen und haben einen neuen Freundeskreis. Ihr Lehrer Norman Conard hält mich auf dem Laufenden über die nächsten Aufführungen der neuen Theatergruppe.»

«Meine Mädchen regten jüngere Schulfreundinnen an», beendet Irena Sendler ihre Erzählung. «Kathleen Meara ist 17 Jahre alt und übernahm die Rolle von Liz, die mich vorher spielte», sagt sie stolz und zeigt mir deren ersten Brief. Die Schülerin erwähnt darin unter anderem ein neues umfangreicheres Drehbuch.

«Auch Nicholas Thomas, der mit in der neuen Theatergruppe auftritt, schickte mir einen sehr herzlichen Brief, ein Foto und ein Gedicht, das er selbst geschrieben hat:

GEDENKE DER KINDER

Gedenke der Kinder rausgeworfen aus den Schulen.

Gedenke der Kinder ermordet von Uncoolen.

Gedenke der Kinder hinter dem Stacheldraht.

Gedenke der Kinder ohne Hoffnung und Rat.

Gedenke der Kinder für immer verloren.

Gedenke der Kinder im Holocaust.»

Am 14. September 2000 schrieb Irena Sendler den Mädchen: «Es gab vier Wege, die wir, also ich und meine Verbindungsfrauen, nutzten, um die Kinder aus dem Ghetto herauszuschleusen.

Der erste Weg aus dem Ghetto führte über einen LKW, der mit verschiedenen Reinigungsmitteln beladen ins Ghetto fuhr. Dessen Fahrer, Antoni Dabrowski, arbeitete mit mir zusammen im Untergrund. An einem vorher verabredeten Ort im Ghetto sammelte er das Kind und mich oder eine meiner Verbindungsfrauen auf. Das Kind musste sehr gut im Auto versteckt werden, in einem grossen Reinigungsmittelkarton oder – schlimmer – in einem Sack. Dieses unglückliche Kind, häufig gewaltsam seinen Eltern oder Grosseltern entrissen, war so erschrocken, dass es vor Verzweiflung schrie. Und weil man ja das Tor passieren musste, an dem immer deutsche Wachmänner standen, die das Geschrei jederzeit hören konnten, sagte Dabrowski eines Tages zu mir: ‚Jolanta, ich mache bei euren gefährlichen Aktionen nicht mehr mit, denn irgendwann hört die Wache diese Schreie, und dann werden die Deutschen uns alle erschiessen.‘ Ich bat ihn nachdrücklich, er möge sich etwas einfallen lassen, um unsere weitere Zusammenarbeit nicht zu gefährden. Nach einigen Tagen verkündete er hocheifrig: ‚Ich habe eine Idee. Von nun an werde ich einen kläffenden Hund im Wagen mitnehmen. Bei der Einfahrt ins Tor werde ich ihm kräftig auf die Pfoten treten, so dass das Geheule des Hundes das Kindergeschrei übertönen wird.‘

Einen zweiten Weg bot das Strassenbahndepot auf dem Ghettoe Gelände. Der Mann einer meiner Verbindungsfrauen war Trambahnfahrer¹⁵. Wenn er Dienst hatte, brachten wir das Kind zu ihm. Er versteckte es in der leeren Strassenbahn und lieferte es am verabredeten Ort auf der ‚arischen‘ Seite ab. Dort wartete ich oder meine Verbindungsfrau. Es galt, das Kind in eine der vier (später zehn) Betreuungsstellen zu bringen, zu unseren grossherzigsten und mutigsten Mitarbeitern. Dort kümmerte man sich liebevoll um das Kind und versuchte den

Schmerz darüber, von der Familie getrennt zu sein, wenigstens etwas zu lindern.

Der dritte Weg: Die Keller einiger Häuser im Ghetto grenzten an die von Polen bewohnten Häuser an. Die Aktivitäten, die wir unternahmen, um die Kinder zu retten, waren immer ähnlich.

Der vierte Weg führte über das Gerichtsgebäude an der Lesnostrasse, das sich bereits auf dem Ghetto Gelände befand. Manche der Eingänge waren offen. Man betrat dieses Gebäude von hinten, also von der ‚arischen‘ Seite. Auf konspirativem Weg ermöglichte man uns, mit zwei Gerichtshausmeistern Kontakt aufzunehmen. Auf ein verabredetes Zeichen öffneten uns diese mutigen Männer die Tür auf der Ghettoseite. Man ging mit dem Kind hinein, das dann unter dem Schutz des vertrauenswürdigen Hausmeisters das Gerichtsgebäude auf der polnischen Seite verliess.

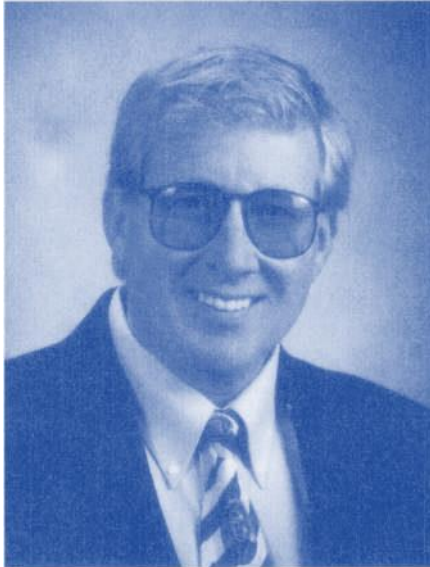
Alle diese ‚Wege aus dem Ghetto‘ waren für Kleinkinder (worunter sich auch einige Babys befanden) bestimmt. Für die älteren, 12-, 13-jährigen, sowie für Jugendliche im Alter von 14 bis 18 Jahren gab es andere Möglichkeiten.

In Absprache mit der jüdischen Polizei (die leider zum grössten Teil ihre Landsleute erschreckend unwürdig behandelte)¹⁶ stellten die Deutschen jeden Morgen Gruppen aus Fachleuten und Jugendlichen zusammen, die unter strenger Aufsicht das Ghetto verliessen, um in verschiedenen Werkstätten zu arbeiten und nach zehn bis zwölf Stunden harter Arbeit zurückkehrten.¹⁷ Jeden Tag ernannte der Judenrat einen neuen Gruppenvorsteher, der sowohl für ihre Arbeit als auch für ihre Rückkehr verantwortlich war. Es gelang uns, einen Mitarbeiter des Judenrates ausfindig zu machen, der aus dem Ghetto fliehen wollte, dessen Gruppe sich einige der von uns betreuten Jungen und Mädchen anschlossen. Der Sammelpunkt der Gruppe war auf der ‚arischen Seite‘ in der Gröjekastrasse. Eine von uns wartete dort und brachte unsere Schützlinge in eine der Wohnungen unserer Genossen vom Zegota. Nach zwei, drei Tagen wurden diese Jugendlichen von den Mitgliedern

der Volksgarde in die Wälder gebracht, wo sie als Partisanen kämpften.

Ich bitte euch herzlich, macht aus mir keine Heldin, denn das würde mich zu sehr aufregen.»

* * *



Auf die Rückseite schrieb Norman Conard:
«Irena, du hast mein Leben verändert, und
du bringst Liebe in die Welt.»

Aus Norman Conards Brief an Irena Sendler:

26. Juli 2002

«Liebe Irena,

Sie sind eine wunderbare Frau. Wir senden Ihnen alles Liebe aus Amerika. Sie strahlen so viel Wärme aus, wir haben Ihre Worte immer noch im Ohr. Die Mädchen und John (Shuchart – A. M.) reden fortwährend von unserer wunderbaren Polenreise und von den vielen Freunden, die

wir jetzt dort haben. Doch am meisten zählt für uns die mit Ihnen verbrachte Zeit. Sie sind das Licht im Dunkel, die freundliche Stimme, die die Welt braucht. Wir werden *Leben im Glas* weiterhin aufführen und auch darüber sprechen, wie die Welt sein könnte, wenn alle sich mehr umeinander kümmern.

Nehmen Sie unsere Zuneigung und unseren Dank entgegen. Wir schliessen Sie in unsere Gebete und in unsere Herzen ein. Uns schliesst sich meine Frau Karen an.»

* * *

Aus Irena Sendlers Brief an Norman Conard:

«Lieber Herr Conard!

Jeder Ihrer Briefe freut mich ausserordentlich. Ich bitte Sie herzlich, mir Namen und Personenbeschreibungen der Darstellerinnen der neuen Theatergruppe zu schicken, die in dem von meinen geliebten Mädchen geschriebenen Stück auftreten.

Ich bin immer wieder aufs Neue gerührt, wenn ich daran denke, mit welchem Engagement und Arbeitsaufwand Ihrerseits täglich jene Ideen verwirklicht werden, die dem Theaterstück *Leben im Glas* zugrunde lagen. Ihre beständige und immense Arbeit für die Verbreitung dieser Werte unter hunderten und tausenden von Menschen sind Ihr grosses Verdienst und Ihr Ruhmesblatt. Ihre Anstrengungen, die Welt ein bisschen besser zu machen, damit das Gute endlich siegen kann, ehrt Sie ausserordentlich, lieber Herr Conard.»

* * *

Ende März 2003 fand die letzte (hundertste) Aufführung der ersten Theatergruppe statt.

* * *

Am 7. März 2003 schrieb Irena Sendler den Mädchen: «Eure einzigartige Arbeit, bei der Verbreitung von Liebe, Güte und allen anderen wichtigen Werten im Leben, wie Toleranz, geht weiter. Unser Kontakt, das Gefühl gegenseitiger Zuneigung, wird ebenfalls bestehen bleiben. Trotz eures noch sehr jungen Alters und dank eures ausserordentlichen Engagements und eures angeborenen Schauspieltalents habt ihr viel für die ganze Welt, für euer Vaterland, für Polen und für mich getan.

Ich glaube fest daran, dass ihr diesen Weg weitergehen werdet, damit endlich die Kriege und das Böse aufhören und das Gute siegen kann!

Denkt daran, dass ich in Gedanken immer bei euch bin.»

* * *

Im Juni 2003 wurde *Leben im Glas* zum 101. Mal (und zum ersten Mal von der neuen Theatergruppe) in New York aufgeführt. Manche der Zuschauer reisen nach Polen. Dort suchen sie den Kontakt zu Irena Sendler. Und erzählen ihr, dass dank dieser Aufführung in den USA (und nicht nur dort) in der Presse und in Fernseh- und Rundfunksendungen viel über sie berichtet wird. Die Einzelheiten ihrer Geschichte sind ebenfalls Gegenstand von Beiträgen im Internet. Auf Norman Conards Anregung hin entstand das «Irena-Sendler-Projekt» (www.irenasendler.com), das auf viele, vorwiegend junge, Leute in den Vereinigten Staaten eine grosse Faszination ausübt. Den Zuschauern zufolge spielen die Mädchen ihre Rollen suggestiv und bewegend.

Und das Theaterstück selbst? Es ist verblüffend einfach und kurz. Und von einer tiefen moralischen Wahrheit.

«Leben im Glas»



Leben im Glas

Die Geschichte von Irena Sendler

Frau Rosner

Beeile dich, Icek, beeile dich, Hannah, gafft sie nicht an, gafft die deutschen Offiziere nicht an. Salmon, pass auf, dass die Kinder weitergehen! Schau dich nicht um ... behalt lieber den Ghettoeingang im Auge.

Kommentator

Eine der mutigsten Taten in der Geschichte ereignete sich vor über fünfzig Jahren in Europa ... Sie hatte mit einer Frau namens Irena Sendler und einer Untergrundorganisation, genannt Zegota, zu tun. Die erstaunliche Geschichte trug sich in Polen zu, zu der Zeit, als die Nationalsozialisten mehrere Millionen unschuldiger Menschen in ganz Europa umbrachten, darunter sechs Millionen Juden. Die Nazis kamen 1933 an die Macht. Sie glaubten an die Überlegenheit der arischen Rasse und brauchten einen Sündenbock.

Frau Rosner

Damals, 1939, überfielen die Deutschen Polen.

Kommentator

Wir begeben uns auf eine Reise, die nicht ganz einfach sein wird. Wir müssen vorsichtig sein, denn wir haben es mit empfindlichen und wertvollen Erinnerungen zu tun.

Irena

Maria, ich will ins Warschauer Ghetto gehen, um zu sehen, was dort los ist.

Maria

Das ist sehr gefährlich. Und was machst du, wenn die Deutschen dich für eine Jüdin halten? Und warum sollten sie gerade dich ins Ghetto lassen?

Irena

Ich habe Papiere, ich arbeite für Kinder, ich bin Polin und Christin. Das kann ich nachweisen und ... und ich werde so tun, als ob ich Krankenschwester sei und mir ein Bild von den Lebensbedingungen im Ghetto mache. Die Deutschen haben mir einen Passierschein für das Ghetto ausgestellt, damit ich es auf ansteckende Krankheiten hin überprüfen kann.

Maria

Ich stelle mir dich als Sozialarbeiterin, vielleicht als Zegota-Mitglied vor!

Irena

Sage nur nicht, dass ich Zegota-Mitglied bin! Auch wenn du weisst, dass es so ist, das darfst du NIE verraten!

Maria

Entschuldigung, du hast Recht... du heisst ja Jolanta. Ich kenne deinen Decknamen und andere dürften ihn auch kennen. Sei vorsichtig im Ghetto!

Kommentator

In Polen lebten mehrere Millionen Juden. Sie durften nur so viel mitnehmen, wie sie tragen konnten, und mussten in die schäbigsten Stadtbezirke umziehen. Die Deutschen richteten über 400 Ghettos ein. Die

Nazis verfolgten nicht nur Juden, sondern auch politische Feinde, Kommunisten, Slawen und andere.

Irena

Frau Rosner, kann ich Sie unter vier Augen sprechen? Ihre Kinder müssen weggebracht werden von hier. Hier werden sie sterben, oder, noch schlimmer, sie werden zu einer ... Sonderbehandlung geschickt.

Frau Rosner

Meine Kinder sollen uns verlassen? Nein! Damit werde ich mich nie einverstanden erklären. Wir sollen «umgesiedelt» werden, die Lage ist so schlecht, dass es nur noch besser werden kann!

Irena

Ich werde noch einmal kommen. Sprechen Sie mit Ihrem Mann. Ich könnte den deutschen Offizieren sagen, dass Ihre Kinder Typhus haben, und dann eine polnische Familie auf dem Land suchen, die sie aufnehmen und schwören wird, dass es ihre eigenen, ihre leiblichen Kinder sind.

Kommentator

Das Warschauer Ghetto war in einem erbärmlichen Zustand. Die Juden bekamen alle zwei Tage 100 Gramm Brot. Manchmal wurde das Essen oder eine Flasche Milch von aussen durch die Kanalisation hineingeschmuggelt. Das Überleben hing manchmal von einem Brotkrümel ab.

Irena

Ach, Maria! Ich war nicht darauf vorbereitet, was ich dort erlebt habe. Ich war nicht darauf vorbereitet, was ich dort gesehen habe. Die Menschen im Ghetto haben zu wenig zu essen. Die Häuser sind überfüllt und schmutzig, überall breiten sich Krankheiten aus. Es war so

schrecklich ... und ich habe gehört, wie die Menschen erzählten, dass diejenigen, die nicht im Ghetto sterben, in Lager gebracht werden...

Maria

Irena, der Krieg wird immer schlimmer. Ich habe gehört, dass viele an der russischen Front sterben. Wohin wird das noch führen? Wann wird diese Hölle endlich ein Ende haben? In Europa wird nichts Gutes mehr geschehen!

Irena

Irgendwann wird das alles zu Ende sein. Irgendwann wird die Welt darin einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte sehen. Eines Tages werden die Menschen es für ein Ereignis halten, das sich nie wiederholen darf.

Maria

Oh, hoffentlich täuschst du dich nicht. Du willst nicht noch mal ins Ghetto gehen, oder?

Irena

Aber selbstverständlich, ich gehe heute wieder hin. Ich muss die Eheleute Rosner treffen. Sie haben zwei wunderbare Kinder, die verhungern werden.

Frau Rosner

Schwester! Schwester, kommen Sie bitte zu mir!

Irena

Ja, bitte?

Frau Rosner

Ich habe mit meinem Mann gesprochen. Sie müssen unsere Kinder mitnehmen, das ist zwar schrecklich für uns, aber wir haben keine Wahl. Wir werden alle sterben..., es gibt keine Regeln, nach denen man leben könnte..., Regeln wie: Wenn du dich ihnen anpasst, droht dir keine Ge-

fahr ... Gestern habe ich gesehen, wie ein deutscher Soldat eine Frau erschossen hat, die ein Bündel trug. Ich sah, wie er vors Haus trat, die Pistole zog und die vorübergehende Frau erschoss ... Er traf sie mitten in den Hals. Sie bewegte sich nicht langsamer oder schneller, noch war sie dünner oder dicker als andere. Ich konnte nicht nachvollziehen, was sie verbrochen hatte.

Irena

Eines Tages wird sich das alles wenden. Zum Guten wenden.

Frau Rosner

Ist die Zeit jetzt gekommen?

Irena

Ja, ich nehme jetzt ihre Kinder mit und sage den Wachmännern, dass sie an Typhus erkrankt sind und ich sie in ein Krankenhaus bringen muss.

Frau Rosner

Nehmen Sie sie bitte jetzt mit, denn wir sind nicht länger imstande, darüber nachzudenken. Und ich will nicht, dass sie sehen, wie ich weine. Wir haben sie darauf vorbereitet. Icek, Hannah? Diese nette Frau bringt euch an einen Ort, wo es euch viel besser gehen wird. Wir werden uns bald wiedersehen.

Irena

Kinder, gebt mir die Hand. Verabschiedet euch von Mama und Papa.

Kommentator

Diese beiden Kinder stehen am Beginn ihres Weges, der von 1942 bis 1943 dauerte und auf dem sie, zusammen mit anderen Menschen, die im polnischen Untergrund arbeiteten, [2'500 Kinder](#) unter dem Vorwand der Typhuserkrankung dem Ghetto entriss. Sie brachte sie in Fa-

milien in verschiedenen Teilen Polens unter und gab jedem Kind einen neuen Vor- und Nachnamen. Es gelang ihr auch, viele andere Menschen für ihre Arbeit zu gewinnen.

Maria

Irena, was machst du?

Irena

Ich trage die Namen der letzten Kinder in meine Listen ein und stecke sie alle in ein Glas.

Maria

Bist du verrückt geworden? Du darfst keine Spuren hinterlassen, die die Nazis finden könnten. Sie entdecken dich, sie verhaften dich! Du weißt doch, dass für das Verstecken von Juden die Todesstrafe droht. Wie findest du Familien, die bereit sind, diese Kinder aufzunehmen?

Irena

Der Untergrund hilft uns, es gibt Familien, Heime und Klöster, die bereit sind, Opfer zu bringen. Jeder kann etwas verändern, jeder kann beweisen, dass er mutig ist.

Maria

Irena Sendler, dank dir nehmen verschiedene Leute diese schwierige Herausforderung an, du veränderst uns. Und dieser schreckliche Krieg ... wird vielleicht die Welt dauerhaft verändern ... Doch du musst vorsichtig, sehr vorsichtig sein. Irena, warum weinst du?

Irena

Einer meiner Freunde aus dem Ghetto wurde ins Lager nach Treblinka deportiert.

Kommentator

Oh ja, Treblinka, ein Todeslager der Nazis. Irena schmuggelte tausende aus dem Ghetto – sie war hartnäckig, sie rettete so viele, dass die Nazis von ihr erfahren haben. Ende 1943 wurde sie verhaftet.

Deutscher Wachmann

Du wirst morgen sterben. Morgen werden wir dich erschiessen. Du hast so viele Qualen über dich ergehen lassen müssen, dass ich mich wundere, dass du noch lebst. Und noch verblüffender ist es, dass du nichts verraten hast. Wie sind sie dir auf die Schliche gekommen?

Irena

Ich bin einmal zu oft ins Ghetto gegangen ... aber ich wollte doch nur ... die Kinder...

Deutscher Wachmann

Hör mir jetzt genau zu. Ich bekam vom Zegota eine bestimmte Summe Geldes. Morgen trage ich in die Häftlingsliste neben deinem Namen den Vermerk «erschossen» ein. So viele müssen sterben, dass ein Mensch weniger oder mehr keinen Unterschied macht. Heute Abend zeige ich dir, auf welchem Weg du von hier fliehen kannst. Du darfst nicht noch einmal ins Ghetto gehen. Ohnehin sind die meisten Menschen dort zu einer «Sonderbehandlung» gebracht worden.

Irena

Sie sind ein guter Mensch. Denken Sie daran, dass das alles eines Tages ein Ende haben wird. Und die Welt wird grosse Veränderungen erleben. Jeder muss wissen, dass es das Gute und Gerechtigkeit gibt. Die Juden zitieren den Talmud: «Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt.»

Kommentator

Nach der Flucht aus dem Gefängnis wurde Irena immer noch von der Gestapo verfolgt. Sie konnte nicht einmal von ihrer sterbenden Mutter Abschied nehmen.

Maria

Diese Listen sind der Beweis unendlicher Güte, in ihnen steckt Leben. Leben verschlossen im Glas. Irena wurde ein Vorbild für die ganze Welt.

PLÖTZLICHES FEUER

Der Holocaust wurde zu einem Wendepunkt der Geschichte und zwang die Welt, jegliche Massenvernichtung genau zu prüfen. Es wurden Voraussetzungen für die Entstehung eines Staates Israel geschaffen. «Nie wieder» wurde zum Motto der Juden. Aus vielen Büchern und Filmen, angefangen vom *Tagebuch der Anne Frank* bis hin zur *Schindlers Liste*, können wir Akzeptanz für andere lernen. Organisationen und Schulen in aller Welt lehren Toleranz.

Der Holocaust war wahrscheinlich das tragischste Ereignis im 20. Jahrhundert.

Megan

Während der langen Holocaust-Nacht leuchteten Männer und Frauen, die ihr Leben für die Rettung anderer Menschen aufs Spiel setzten, wie winzige Lichter auf.

Kommentator

Die Haltung dieser Menschen war ein Wendepunkt in einem der bedeutendsten Ereignisse der Geschichte.

Liz

1965 wurde Irena Sendler zu einer der «Gerechten unter den Völkern» erklärt. Zu ihren Ehren wurde in Jerusalem ein Baum gepflanzt.

* * *

Als wir im Mai 2003 mit der Arbeit an diesem Buch begannen, überreichte mir Irena Sendler das Skript von *Leben im Glas* und fügte hinzu:

«Lesen Sie es sich gut durch und fällen Sie keine vorschnellen Urteile. Das haben Kinder geschrieben. Es enthält einige Fehler, aber sie schrieben es ausschliesslich auf der Grundlage der von ihnen gesammelten Informationen. Nur ich kann sie korrigieren.»

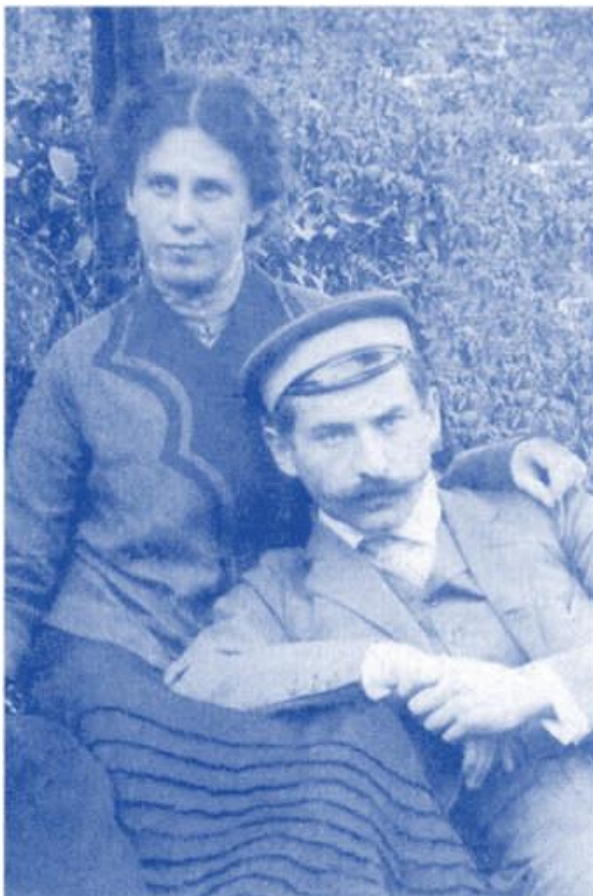
«Was sind das für Fehler?», fragte ich.

«Erstens konnte ich nicht offiziell Kinder aus dem Ghetto holen. Und schon gar keine, die an Typhus erkrankt waren! Die Deutschen hätten sie sofort erschossen. Das Motiv, ich hätte die Kinder unter dem Vorwand, sie litten an einer gefährlichen Krankheit, gerettet, wiederholt sich. Zweitens konnte mir der deutsche Wachmann den Gang ins Ghetto nach meiner Flucht aus dem Gefängnis nicht verbieten, denn damals gab es das Ghetto nicht mehr! Drittens pflegte ich meine Mutter bis zuletzt, obwohl ich im Untergrund lebte. Sie starb in meinen Armen. Und noch eins: Keine meiner Verbindungsfrauen wusste, dass ich für den Zegota arbeitete. Aber meine lieben Mädchen konnten das nicht wissen, als sie dieses Theaterstück schrieben.»

«Ihr kurzes Stück ehrt sie sehr!», sagt Irena Sendler stolz. «Obwohl sie noch so jung sind, gelang es ihnen, in ihrem Land auf zwei Dinge aufmerksam zu machen: auf die Tragödie des jüdischen Volkes während des Zweiten Weltkrieges und – was für mich von besonderer Bedeutung ist – dass es Möglichkeiten gibt, solchen Grausamkeiten durch

Liebe und Toleranz gegenüber allen Menschen, unabhängig von ihrer Rasse, Nationalität, Herkunft, Religion, vorzubeugen. Dass die amerikanischen Mädchen auf die tragische Wahrheit des Holocaust aufmerksam machen, ist keine Rache am deutschen Volk. Vielmehr ist es eine Warnung, dass solche Verbrechen nirgendwo auf der Welt und **nie** wieder passieren dürfen. Ihre Arbeit zeitigt grossartige Ergebnisse. Mit jeder Aufführung steigt die Zahl der Menschen, die von den dort verkündeten Ideen ergriffen sind. Sie regen ihr Umfeld an. Indem sie sich verändern, verändern sie die Welt. Sie tragen das Gute weiter! Sie zeigen, dass wir für eine bessere Welt Liebe und Toleranz gegenüber allen Menschen brauchen. Dass wir uns kennen gelernt und angefreundet haben, hat uns alle verändert. Und ich spüre, dass ich nach all den schweren persönlichen Erlebnissen und trotz vieler Krankheiten wieder Freude am Leben habe.»

Wurzeln – Kindheit – Elternhaus



Irena Sendlers Eltern als Verlobte – Janina Grzybowska und Stanisław Krzyzanowski

Irena kam am 15. Februar 1910 in Warschau zur Welt. Ihr Urgrossvater mütterlicherseits, Karol Grzybowski, war wegen seiner Teilnahme am Januaraufstand 1863 nach Sibirien verbannt worden. In seinem kleinen Landgut unweit der Stadt Kalisz hatte sich nämlich das Hauptquartier der dortigen Aufständischen befunden. In Sibirien starb er auch, nachdem er ein Jahr lang – zusammen mit einem georgischen Prinzen – an eine Schubkarre angekettet war.

«Seine Frau, also meine Urgrossmutter», notierte Irena Sendler¹⁸, «und ihr Sohn Ksawery, damals ein dreijähriger Junge, wurden von befreundeten Bauern versteckt, denn die zaristischen Behörden waren hinter ihnen her. Nach einigen Monaten im Verborgenen begaben sie sich nach Warschau, wo sie in Armut lebten. Um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, strickte meine Urgrossmutter Pullover.

Mein Grossvater, Ksawery Grzybowski, absolvierte eine Schule für Gartenbau und Landwirtschaft und verdiente seinen Lebensunterhalt als Verwalter grosser Landgüter. Das beschlagnahmte Landgut seiner Eltern zurückzuerhalten, ist ihm allerdings nicht gelungen. Bereits als 19-Jähriger heiratete er eine Witwe mit drei Söhnen. Mit ihr hatte er ebenfalls drei Söhne und eine Tochter – meine Mutter. Ende des 19. Jahrhunderts war er Verwalter eines Landguts bei Tarczyn, wo er sich nach seiner Pensionierung ein kleines Haus gebaut hatte. Der Erste Weltkrieg verschlug ihn in die Ukraine, in die Gegend von Human, wo auch einer seiner Söhne lebte.»

Irena Sendlers Vater, Stanisław Krzyzanowski war Arzt aus Leidenschaft und engagierte sich sozial. Weil er für die Unabhängigkeit Polens eintrat, sich an der Revolution von 1905 beteiligte und während



Irena Sendlers Familie. Von links: Kazimiera Krzyzanowska (Tante), Konstancja Grzybowska (Grossmutter), Janina Grzybowska (Mutter), Stanisław Krzyzanowski (Vater), Wiktoria Krzyzanowska (Cousine)

der Schulstreiks für die Rechte der polnischen Studenten kämpfte, wurde er ebenfalls verfolgt; er war ausserdem Mitglied der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS). Wegen seines politischen Engagements und seiner patriotischen Haltung konnte er sein Medizinstudium an der zaristischen Warschauer Universität nicht abschliessen. Er ging nach Krakau, wo er ebenfalls von der Hochschule relegiert wurde. Seine Ausbildung schloss er schliesslich 1908 in der ukrainischen Stadt Charkow ab.

Während eines Aufenthalts bei seinen Eltern in Tarczyn lernte er die Tochter von Ksawery Grzybowski kennen. Die Hochzeit des jungen Arztes mit Janina Grzybowska fand 1908 in der ukrainischen Ortschaft Pochrebyszcze unweit von Kiew statt.

«Mieczysław, der älteste Bruder meiner Mutter, war dort nämlich Direktor einer Zuckerfabrik», erzählt Irena Sendler. «Auch ihr middle-

rer Bruder Edmund leitete eine Zuckerfabrik im nahe gelegenen Ryzawka. Der jüngste Bruder meiner Mutter, Ksawery, ging damals noch zur Schule. Die ganze Familie sollte bei diesem Fest dabei sein.»

Ein Jahr später, 1909, kehrte das junge Ehepaar nach Polen zurück. Stanisław Krzyzanowski arbeitete als Assistenzarzt am Heilig-Geist-Krankenhaus. Wieder ein Jahr später wurde ihre Tochter Irena geboren. Im Alter von zwei Jahren erkrankte sie eines Tages an Keuchhus-ten und hatte lebensbedrohliche Erstickungsanfälle.

Ein mit der Familie befreundeter Hals-Nasen-Ohren-Arzt, Dr. Erbrich, glaubte, nur ein Klimawechsel könne das Mädchen retten. Die Familie musste also aus Warschau wegziehen.

Kurze Zeit später waren sie bereits in dem kleinen Kurort Otwock unweit von Warschau. Sie liessen sich im geräumigen Haus eines einige Monate zuvor verstorbenen Arztes, Dr. Władysław Wroński, nieder. Irena wurde schnell wieder gesund, doch ihren Eltern ging es nicht besonders gut, denn damals gab es weder Sozialversicherungen noch Krankenkassen, und Ärzte bestritten ihren Lebensunterhalt aus der «freien Praxis», das heisst, sie lebten von dem, was sie einnahmen. Zu dieser Zeit gab es in Otwock bereits vier Ärzte. Der neue und unbekannte Arzt hatte am Anfang kaum Patienten und konnte nur wenige Hausbesuche machen. Seine Patienten waren fast ausschliesslich Arme, darunter Bewohner der umliegenden Dörfer, die es sich nicht leisten konnten, einen Arzt zu bezahlen. Im Gegenteil: Man musste ihnen sogar häufig noch etwas Geld geben, damit sie sich die nötigen Medikamente kaufen konnten.

«Im ersten Winter musste meine Mutter ihren Wintermantel verkaufen, damit wir etwas zu essen hatten», erinnert sich Irena Sandler an diesen Lebensabschnitt. «Mein Vater konnte auf den seinen nicht verzichten, denn er fuhr mit dem Pferdewagen zu den Kranken und musste warm angezogen sein. Meine Mutter ging erst abends aus dem Haus, wenn mein Vater von den Krankenbesuchen zurückgekehrt war. Sie



Ksawery Grzybowski und Stanisław Krzyzanowski
(Irena Sendlers Grossvater und Vater)

zog dann seinen Schafspelz über und ging einmal um den Block. In dieser für uns schwierigen Lage kamen uns die Schwester und der Schwager meines Vaters – Maria und Jan Karbowski – zur Hilfe. Er war Ingenieur, ein begabter und geschickter Mensch, der einige Jahre in Russland verbracht hatte, wo er Eisenbahnen baute und ein grosses Vermögen anhäufte. Als es uns schlecht ging, kamen er und seine Familie nach Polen. Sie wollten uns helfen und kauften ein grosses Haus in der Chopinstrasse, in dem ein Sanatorium eingerichtet werden sollte. Dieses Anwesen, das von einem grossen Park umgeben war, verpachtete mein Onkel an meinen Vater, der dort ein Sanatorium für Lungenkranke eröffnete. Seine Kompetenz, seine Tüchtigkeit und seine Liebe zum Beruf brachten ihm Erfolg, der ihm bald einen ständigen Zustrom

neuer Patienten eintrug. Die modernen Heilmethoden beruhten aber nicht nur auf fachmännischen chirurgischen Eingriffen, sondern vorwiegend auf der Nutzung der einmaligen klimatischen Verhältnisse dieses Ortes. Die Kranken verbrachten selbst bei Frost viel Zeit auf der Veranda im Freien.

Neben seinem geliebten Beruf engagierte sich mein Vater auch ehrenamtlich. Er war Vorsitzender der Polnischen Vaterländischen Vereinigung in Otwock und stellvertretender Vorsitzender des dortigen Wohlfahrtsrats. Das Haus meiner Eltern stand Bedürftigen immer offen. Alle konnten jederzeit mit ihren Problemen zu uns kommen und bekamen Unterstützung. Die Armen, unabhängig davon, ob Polen oder Juden, behandelte mein Vater unentgeltlich und gab ihnen sogar Arzneimittel umsonst. Trotz seiner vielen Pflichten bildete er sich täglich mit Fachliteratur aus dem Ausland fort.

Ich war ein ziemlich verzogenes Kind. Jedes Mal wenn meine beiden Tanten, die Lehrerinnen waren, uns besuchen kamen, sagten sie zu meinem Vater: ‚Was machst du denn, Stas (so sein Kosename), was soll nur aus deinem Kind werden?‘ Und mein Vater entgegnete darauf: ‚Man weiss nicht, wie das Leben meines Töchterchens verlaufen wird. Womöglich so, dass unsere Fürsorge zu ihren besten Erinnerungen gehören wird.‘ Wenn ich zurückdenke, wie schwer mein Leben war, dann waren das wirklich prophetische Worte.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, verschlechterten sich die Lebensbedingungen rapide. Die Deutschen führten Lebensmittelkarten ein. Lebens- und Reinigungsmittel waren knapp. Die materiellen Bedingungen waren sehr viel schlechter, als sie es während des nächsten Krieges sein sollten. Da sollten wir nämlich lernen, die Verordnungen der Besatzungsbehörden zu ‚umgehen‘, und der Schwarzhandel blühte. 1914 sah das alles noch ganz anders aus.

Aufgrund der schlechten hygienischen Bedingungen kam es zu einer Typhusepidemie, die viele Menschen in Otwock traf. Wegen der Ansteckungsgefahr behandelte von den vier dort ansässigen Ärzten



Janina Grzybowska und Kazimiera Krzyzanowska
(Irena Sendlers Mutter und Tante)

nur mein Vater Typhusranke. Er wollte niemandem seine Hilfe verweigern. Doch er steckte sich an, bekam hohes Fieber und starb nach nur wenigen Tagen am 10. Februar 1917. Er war knapp vierzig Jahre alt geworden. Unmittelbar nach seiner Beerdigung verliessen die Kranken unsere Heilanstalt. Sie fuhren entweder nach Hause zuruck oder begaben sich in den Pensionen vor Ort in Behandlung. Das Sanatorium wurde geschlossen, denn es musste grundlich desinfiziert werden. Meine Mutter und ich kamen wahrenddessen bei fremden Leuten unter. Ich kann gar nicht beschreiben, wie verzweifelt wir waren. Als das

Sanatorium wieder eröffnet wurde, arbeitete meine Mutter in der dortigen Verwaltung.

Unvergesslich bleibt die Grosszügigkeit der Jüdischen Gemeinde in Otwock. Nach dem Tod meines Vaters kamen eines Tages zwei Gemeindevorsteher zu meiner Mutter und boten ihr an, meine Ausbildung finanziell zu unterstützen. Meine Mutter war sehr gerührt und bedankte sich, nahm ihre Hilfe jedoch nicht an, mit der Begründung, sie sei jung (sie war damals 32 Jahre alt), könne arbeiten und werde die Lage selbst meistern. Die Jüdische Gemeinde hatte sich bereits zu Lebzeiten meines Vaters als grossherzig und dankbar erwiesen, weil er viele von ihnen umsonst behandelte. Die Kinder der Gemeindeglieder waren häufig zu Gast bei uns, so dass ich mit ihnen spielen konnte. Dadurch lernten sie Polnisch, und ich lernte Jiddisch.

1918 brach die so genannte spanische Grippe aus, eine Epidemie, während der viele Menschen starben oder ernste Schäden davontrugen. Auch ich erkrankte. Ich hatte eine Lungen- und Ohrenentzündung. Meine Lungenentzündung und die Infektion eines Ohres konnten zwar erfolgreich behandelt werden, doch der Eiter aus dem anderen Ohr war bereits in mein Hirn gelangt und machte eine sofortige Operation erforderlich. Mein Grossvater, der gerade aus Russland zurückkam, brachte mich in eine Warschauer Privatklinik in der Aleja Schucha, wo eine Trepanation¹⁹ an mir vorgenommen wurde. Die Operation verlief zwar erfolgreich, doch es blieben starke Kopfschmerzen zurück. Mein Zustand war so ernst, dass ich nicht zur Schule gehen konnte. Ich kehrte mit meinem Grossvater nach Otwock zurück und erhielt Privatunterricht bei einer Lehrerin. Die Ärzte trösteten meine Mutter, dass meine Migräne mit der Zeit aufhören würde. Aber bis heute leide ich regelmässig an starken Kopfschmerzen.

1920 kehrte die Familie meines Onkels Karbowski aus Russland zurück. Sie meinten, das Sanatorium nach dem Tod meines Vaters weiterzuführen, habe keinen Sinn. Es wurde also aufgelöst und das ganze Anwesen an die Gemeinde Otwock verkauft, die dort ein Kinderpflegeheim einrichtete.

Im selben Jahr verliessen meine Mutter und ich Otwock. Bis heute erinnere ich mich gerne an damals, denn es waren glückliche Kindheitsjahre. Diese Erinnerungen frischte ich immer wieder auf, denn meine Mutter hatte unsere Familiengeschichte aufgeschrieben, und ich las als erwachsene Frau häufig darin. Leider ist nichts davon erhalten. Sie fiel den Flammen des Warschauer Aufstands zum Opfer.

Ich weiss noch, dass meine Mutter in jenen glücklichen Tagen rege am kulturellen Leben der Stadt teilnahm. Sie trat in den Theatervorführungen der ‚Spöjnia‘ auf, einer Kulturvereinigung, der die Freunde der Stadt Otwock angehörten, Bildungsbürger, die das kulturelle Leben der Stadt prägten. Als kleines Mädchen war ich stolz, dass meine Mutter eine ‚Schauspielerin‘ war. An mich erinnere ich mich, wie ich, mit einer Krakauer Volkstracht bekleidet, während der Fronleichnamsprozession zusammen mit anderen Kindern Blumen streute. Der Sohn von Doktor Władysław Czaplicki – Jerzy – erteilte mir Gesangsunterricht. Der damals fünfzehnjährige Jurek (so sein Kosename) Czaplicki²⁰, war schon als Kind sehr begabt und kletterte zum Singen am liebsten auf die schönen hohen Tannenbäume in Otwock. Ich versuchte, es ihm nachzutun und auch auf die Bäume zu klettern, aber es gelang mir nicht. Dann setzte mich Jurek auf seinen Rücken und wir sangen gemeinsam. Er wurde später ein berühmter Bariton und reiste viel.

Mein Grossvater Ksawery Grzybowski bemühte sich auf jede erdenkliche Weise, mir meinen Vater zu ersetzen. Eines Tages bestieg ich mit meiner Mutter, meinem Opa und meinem geliebten Kätzchen eine Schmalspurbahn und verliess Otwock. Das war während der Auseinandersetzungen mit den Bolschewisten²¹; einen Tag nachdem wir Otwock verlassen hatten, marschierten sie dort ein. Einige Tage später eroberten sie die Ortschaften Anin und Wawer unweit von Warschau. Sie wurden von der polnischen Armee unter Führung von Jozef Piłsudski in der berühmten grossen Schlacht besiegt, die Europa vor den Bolschewisten rettete. Fortan lebten wir im Haus meines Grossva-

ters in Tarczyn. Damals kehrte der jüngste Bruder meiner Mutter, Onkel Ksawery, von Beruf Landwirtschaftsingenieur, aus dem Krieg zurück – er hatte bei den von Jozef Piłsudski geführten Legionen an der Seite Österreich-Ungarns gekämpft. Vor dem Krieg war er von meinem Grossvater an die Agrarhochschule von Tabor (Tschechien) zum Studium geschickt worden. Zu der Zeit erlangte Polen auch seine Souveränität zurück. Eine der ersten Verordnungen der neuen staatlichen Behörden war die Parzellierung des Grossgrundbesitzes. Der Grossgrundbesitz wurde geteilt und zu sehr niedrigen Preisen an die Bauern verkauft. Onkel Ksawery stand dieser Aktion im Kreis Piotrków vor. Obwohl er für den Unterhalt seiner Frau und seiner kleinen Tochter aufkommen musste, nahm er meine Mutter, meinen Opa und mich nach Piotrków Trybunalski mit. Wir wohnten jedoch nicht im selben Haus und lebten von der Pension meines Grossvaters, seinen wenigen Ersparnissen und den unregelmässigen Einkünften meiner Mutter durch Handarbeiten.

Nachdem ich die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, besuchte ich die dritte Klasse des Helena-Trzcińska-Gymnasiums. Nach dem Privatunterricht war das mein erster Kontakt mit der Schule. Ich erbrachte immer gute Leistungen in den humanistischen Fächern, war jedoch schwach in Mathematik.»

* * *

Am 15. Februar 1997 schrieb Irena Sandler weiter an ihren Erinnerungen. Sie nannte sie «Kalenderblätter». «Ich merke, dass es mit mir zu Ende geht. Heute war mein 87. Geburtstag. Ich erzähle nicht der Reihe nach. Und über verschiedene, mit meinem interessanten Beruf verbundene Dinge. Ich sollte vielleicht damit beginnen, warum es mir so wichtig war, mich sozial zu engagieren. Im Gymnasium gehörte ich den Pfadfindern an. Das war meine grosse Leidenschaft. Von meinem Vater hatte ich das Interesse an der Politik geerbt. Während der Ereignisse im Mai 1926, als Marschall Piłsudski nach einem Staatsstreich die Macht an sich riss, hörte ich in der grossen Pause von einer Zei-

tungssonderbeilage über den Maiumsturz und rannte auf die Strasse, um sie zu kaufen. Dann erzählte ich der Klasse, was ich gelesen hatte. Das gefiel meiner Direktorin überhaupt nicht, so dass sie mich für einige Tage von der Schule suspendierte.

Nach meinem Abitur 1927 wollte ich Sozialpädagogik studieren. Einen solchen Studiengang gab es allerdings damals an der Warschauer Universität nicht. Aber es gab ihn in Paris. Meine Onkel meinten zwar, sie könnten das Wunschstudium ihrer Nichte in Paris finanzieren, doch in der damaligen Zeit hielt man Paris für zu gefährlich und zu verlockend für ein junges, alleinstehendes Mädchen. Ich war damals ja erst 17 Jahre alt!»

Studium in Warschau



Eingangstor der Warschauer Universität

Die siebzehnjährige Irena Krzyzanowska entschied sich also für ein Jurastudium an der Universität Warschau. Sie hoffte dort die Grundlagen für ihre sozial Arbeit vermittelt zu bekommen. «Ich wurde bitter enttäuscht», seufzt sie heute noch traurig. In ihren Erinnerungen schreibt sie: «Der Leiter meiner Fakultät, Professor Ignacy Koschembahr-Lyskowski, ein begnadeter Redner, aber auch ein grosser Langweiler, entpuppte sich als grosser Gegner der Studentinnen. Nach zwei Jahren Studium des Römischen Rechts begriff ich, dass ich in diesem Studienfach nichts von dem lernen würde, was mich damals am meisten interessierte, und wechselte an die humanistische Fakultät, um Polonistik zu studieren. Zu dieser Entscheidung trug auch die Aussicht bei, dort gleichzeitig zwei Jahre lang Pädagogik belegen zu können.

Ich studierte in den 1930er Jahren, als man gerade für eine Senkung der Studiengebühren kämpfte, damit Jugendliche aus Arbeiter- und Bauernfamilien ebenfalls in den Genuss eines Studiums kommen konnten. Es war auch die Zeit heftigster antisemitischer Ausschreitungen. Die akademischen Behörden tolerierten diese Zustände. Eine ihrer Folgen war die Einführung des so genannten Bankghettos. Auf der letzten Seite der Studienbücher befand sich ein Eintrag, demzufolge die rechte, ‚arische‘ Seite des Hörsaals den Polen und die linke Seite den Juden vorbehalten war. Juden und Nichtjuden sollten in den Vorlesungen getrennt voneinander sitzen. Ich setzte mich immer mit Juden zusammen und zeigte auf diese Weise meine Solidarität mit ihnen. Nach jeder Vorlesung wurden Juden und jene Polen, die auf der linken Seite Platz genommen hatten, von jugendlichen Schlägertrupps verprügelt, die der extrem rechten Organisation ONR (Obóz Narodowo-Ra-

dykalny, National-Radikales Lager) angehörten. Ihr Vorsitzender an der Universität war der Student Jan Mosdorf²². Meine jüdische Freundin wurde einmal so schrecklich verprügelt, dass ich einen der Schläger mit meinen Fäusten traktierte, ihm vor die Füße spuckte und ihn anschrie: ‚Du Bandit!‘ Ein andermal haben dieselben Schläger jüdische Studentinnen an den Haaren vom zweiten Stock ins Erdgeschoss gezerrt. Damals war ich so wütend, dass ich den Vermerk ‚rechte arische Seite‘ in meinem Studienbuch durchstrich. Ich wurde empfindlich dafür bestraft. Als ich im Juni mein Studienbuch zum Einträgen der bestandenen Prüfungen und Übungen vorlegte, wurde ich von der Universität suspendiert. Einmal pro Jahr meldete ich mich in meinem Dekanat und bat, man möge mich wieder zulassen, denn mein Studium gehe zu Ende und ich begänne bald mit meiner Magisterarbeit. Ich bekam jedes Mal eine Absage. Das ging drei Jahre so. Wahrscheinlich hätte ich mein Studium nie zu Ende gebracht, wäre der damalige Rektor 1938 nicht für mehrere Monate ins Ausland gegangen. Verzweifelt wandte ich mich an seinen Stellvertreter Professor Tadeusz Kotarbiński, einen namhaften Philosophen und Logiker, der sehr menschlich war. Ich erzählte ihm von meinem Problem. Er klopfte mir auf die Schulter und meinte, ich hätte richtig gehandelt, als ich jenen Schandvermerk in meinem Studienbuch durchgestrichen hatte. ‚Schon heute darfst du dein Studium wieder aufnehmen‘, sagte er zum Abschied.

Meine Magisterarbeit schrieb ich dann bei Professor Waclaw Borowy. Im Juni 1939 legte ich meine Magisterprüfung ab.»

Ihre erste Stelle fand Irena Sendler bei der Mütter- und Kinderhilfesektion des Bürgerkomitees für Sozialhilfe²³. Die Sektionsvorsitzende war die Professorin Helena Radlińska²⁴, und die Sektionsleiterin war Maria Uziembło²⁵. Diese Sektion unterstützte vor allem Arbeitslose, denn in jenen Zeiten herrschte in Polen Massenarbeitslosigkeit. Darüber hinaus war sie eine Art Übungsfeld für Studenten der Sozial- und Bildungsarbeit der Freien Polnischen Akademie. Irena Sendler nahm

ihre Arbeit am 1. August 1932 auf. Zuvor hatte sie sich an mehreren Schulen um die Stelle einer Polnischlehrerin beworben, eine Arbeit, die ihrem Studiengang entsprach, doch waren ihre Bemühungen vergeblich, denn seit ihren Studienjahren stand sie im Ruf, für die Arbeit im Schulwesen zu «rot» zu sein.

«Ich verdiente monatlich 250 Złoty, kein schlechtes Gehalt in jener Zeit», erzählt sie. «Ich zahlte 60 Złoty Miete, 40 Złoty für Strom, Heizung und Telefon. 150 Złoty blieben zum Leben übrig. Mein Mann Mieczysław Sandler, mit dem ich seit 1931 verheiratet war, arbeitete als Assistent an der Fakultät für Klassische Philologie der Warschauer Universität. Wir lebten bescheiden, jedoch nicht ärmlich.»

Die Mütter- und Kinderhilfesektion hatte mehrere Nebenstellen in Warschau: in der Opaczewskastrasse 1 (im Stadtteil Ochota), wo sich im Haus der Freien Polnischen Akademie die Zentrale des Warschauer Sozialamts befand; in der Targowastrasse 15 (im Stadtteil Praga) und in der Wolskastrasse 86 (im Stadtteil Wola).

«Vom ersten Tag meiner Arbeit an war ich von der herzlichen Atmosphäre, der Menschenliebe, der Absicht, die Idee des Guten und der sozialen Gerechtigkeit in aller Welt zu verbreiten, begeistert. Diese Atmosphäre steckte mich regelrecht an», erinnert sie sich mit Freude. «Ich war hingerissen. Ich spürte, dass ich mich in einer anderen Welt befand. In einer Welt, die mir dank meiner Eltern nicht fremd war. Am Anfang klärte man mich über die Grundlagen unserer Arbeit auf, nämlich das Umfeld der Menschen zu erkunden, die Hilfe beantragten. Wie diese Erkundung vorgenommen werden sollte, blieb jedem selbst überlassen. Das verblüffte mich sehr. Später verstand ich, wie klug und richtig diese Entscheidung war. Die Mitarbeiter sollten freie Hand haben und selbständig handeln können. Nach ein bis zwei Monaten wurde man einer Prüfung unterzogen. In einer gemeinsamen Sitzung stellte jeder seine Arbeitsmethoden vor. Je nach Bedarf wurde medizinische, juristische, materielle Hilfe oder alles zusammen geleistet. Unsere Ar-

beit hat den damaligen Behörden jedoch aus zwei Gründen missfallen: In unserer Zeitschrift *Der Mensch in Polen* legten wir die tragischen Folgen der Arbeitslosigkeit sowie die hohen Kosten, die die Umsetzung unserer Aufgaben mit sich brachte, offen.

Wir verfügten über eine grosse Rechtshilfeabteilung, die Mieter verteidigte, die laut Gesetz nach einigen Monaten des Mietrückstands, ohne Rücksicht auf die Zahl ihrer Kinder oder die Jahreszeit, einen Räumungsbescheid erhielten. In dieser Abteilung waren vier Rechtsanwälte tätig. Eine zweite Rechtshilfeabteilung kümmerte sich um uneheliche Kinder und zwang deren Väter per Gerichtsurteil zu Unterhaltszahlungen. Die dritte Abteilung war die Gesundheitsfürsorge, die arbeitslose Mütter betreute, die nicht versichert waren und somit kein Recht auf medizinische Versorgung hatten. In dieser Abteilung arbeiteten ein Frauenarzt, ein Kinderarzt und eine Krankenschwester.

Unsere Rolle als Sozialarbeiterinnen bestand aber nicht nur darin, das Umfeld der von uns betreuten Menschen zu erkunden und sie bei Gerichtsverhandlungen zu beraten, sondern auch zusammen mit Rechtsanwälten alleinstehenden Müttern Beistand zu leisten.

Nach einiger Zeit vertraute man mir die Leitung der Abteilung für uneheliche Kinder an, deren Zahl ständig stieg, weil immer mehr Mädchen vom Lande auf Arbeitssuche nach Warschau kamen. Nachdem ich ein Jahr lang dort gearbeitet hatte, veröffentlichte ich in der Zeitschrift *Der Mensch in Polen* einen alarmierenden Artikel, in dem ich eine rechtliche und soziale Absicherung jener unglücklichen Mädchen forderte.

Bei dieser Institution arbeiteten alle selbstlos und mit grossem Engagement. Leider fehlte es uns ständig an Geld, um die Bedürfnisse aller unserer Schützlinge zu befriedigen.

Weil einige unserer Mitarbeiter der extremen Linken angehörten, erregte unsere Institution bei den konservativen Parteien in der Regierung und im Parlament Missfallen.

Im Frühjahr 1935 wurde die Mütter- und Kinderhilfesektion aufgelöst. Man versprach uns, dass wir vom Sozialamt der Stadtverwaltung

Warschau übernommen werden würden. Doch dem war nicht so. Jeder Mitarbeiter bekam zwar eine Stelle, aber jeder woanders.

Ich wurde im VI. Sozial- und Gesundheitsamt in der Siedzibnastrasse 25 eingestellt, dessen Aufgabe es war, die arme (vorwiegend arbeitslose) und in Baracken, dem so genannten Annopol, lebende Bevölkerung zu betreuen.

Später arbeitete ich in verschiedenen Abteilungen des Sozialamts in der Żłotastrasse 74, wo ich unter anderem das neu eingestellte Personal zu schulen hatte.»

September 1939



«Am 30. August 1939», erinnert sich Irena Sendler, «begleitete ich meinen Mann zum Bahnhof. Er wurde eingezogen. Wir standen auf dem Bahnsteig in einer Menschenmasse von Verabschiedeten und Verabschiedenden. Das Bild dieses Zuges habe ich immer noch vor Augen. Es erinnerte mich damals an die Stimmung während des Ersten Weltkrieges. Ich hatte eine böse Vorahnung, ich hatte Angst vor dem Krieg. Ich war so aufgeregt, dass ich nach der Abreise meines Mannes die Strassenbahnhaltestellen verwechselte und statt nach Wola nach Praga fuhr. Mit grosser Mühe, schrecklich müde und voller schlimmer Ahnungen kehrte ich erst spät nach Hause zurück. Am nächsten Tag war ich mit meiner Freundin Ewa Rechtman verabredet. Wir sind Eis essen gegangen. Es war unser letztes Treffen in einem Café. Ich machte mir grosse Sorgen um sie, denn dass in Hitlerdeutschland Juden verfolgt wurden, war damals bereits bekannt. Gegen sechs Uhr früh am nächsten Morgen schaltete meine Mutter das Radio ein, und wir hörten, dass die deutschen Truppen die polnische Grenze überschritten hatten, dass es Tote und Verletzte gab. Beim Frühstück bekam ich kaum einen Bissen hinunter und machte mich schneller als sonst auf den Weg zur Arbeit.»

Und so beschreibt Irena Sendler diese Zeit in ihren Erinnerungen: «Als im Morgengrauen des 1. September 1939 die ersten Bomben auf Warschau fielen, erschienen alle Mitarbeiter des Sozialamts der Stadtverwaltung sowohl in der Zentrale in der Żłotastrasse 74 als auch in allen Nebenstellen pünktlich zur Arbeit. Warschaus Bürgermeister Stefan Starzyński erliess drei grundlegende Verordnungen für das Sozialamt. Ein Teil der Mitarbeiter der Zentrale wurde damit beauftragt, für die aus dem Raum Posen, Pommern und anderen Teilen Polens vor der

Bestialität der Deutschen nach Warschau fliehende Bevölkerung in allen Teilen der Hauptstadt Betreuungsstellen einzurichten. Ich selbst richtete solche Stellen an drei verschiedenen Punkten ein, denn nach der Bombardierung waren wir gezwungen umzuziehen. Alle anderen Mitarbeiter der Zentrale und ihrer Nebenstellen sollten unter diesen anormalen Bedingungen möglichst normal arbeiten. Darüber hinaus wurden wir angewiesen, die Soldauszahlung an Soldaten- und Offiziersfrauen zu organisieren. Eine andere entscheidende Verordnung des Bürgermeisters war, in den Abteilungen und Betrieben der Stadtverwaltung ununterbrochen (also Tag und Nacht) zu arbeiten. Er selbst hielt sich streng daran und verließ seinen Arbeitsplatz so gut wie nie. Er harzte die ganze Zeit im Rathaus aus. Von dort fuhr er häufig zu den gefährdetsten Stellen, stand den Menschen helfend zur Seite und forderte alle seine Mitarbeiter auf, ihn bei der Durchführung dieser sehr schweren, aber wichtigen Aufgaben zu unterstützen. Seine vorbildliche, mutige Haltung bestärkte die ganze Warschauer Bevölkerung. Er forderte sie dazu auf zu kämpfen und half, so gut er konnte, die schrecklichen Wunden zu heilen, die dieser Stadt geschlagen wurden. Die Folgen der ununterbrochenen Bombardierung waren tragisch: tausende Tote und Verletzte, hunderte ausgebrannte Häuser. Die provisorischen Gräber auf Plätzen, in Gärten und Innenhöfen machten die Lage noch dramatischer. Ständige Fliegeralarme und Brände erschwerten zusätzlich den Alltag der tapferen Warschauer. Die Stimme des Bürgermeisters, der sich über das Radio an die Bevölkerung wandte, tröstete sie und gab ihr Hoffnung.

Als ich mit ansehen musste, wie die Mitglieder der damaligen Regierung ihre Koffer in Luxuslimousinen packten und die Stadt verließen, war ich schockiert. Nach der Bombardierung des Warschauer Elektrizitätswerks am 23. September 1939 verstummte der Polnische Rundfunk, dessen Programme – darunter auch die Reden des Bürgermeisters Starzyński – live übertragen wurden und viel dazu beitrugen, den Geist der kämpfenden Warschauer Bevölkerung zu stärken.»

Die Besatzung



Am 27. September 1939 wurde die Kapitulation unterzeichnet. In den darauffolgenden Tagen besetzten die deutschen Truppen die Hauptstadt. Die Warschauer Bevölkerung begann, die Zerstörungen zu beseitigen. Die Stadt und ihre Einwohner kehrten scheinbar zum Alltag zurück.

Irena Sendler nahm umgehend ihre Arbeit in der konspirativen Polnischen Sozialistischen Partei, PPS, auf. Die PPS zählte zu den wenigen politischen Gruppierungen Polens, die die Juden verteidigten. Sie kümmerte sich unter anderem darum, Geld an die Professoren der Warschauer Universität zu verteilen, die in eine ernste finanzielle Lage geraten waren. Sie machte Familien ausfindig, deren Mitglieder verhaftet oder erschossen worden waren. Menschen, die sich in den Wäldern versteckten, versorgte sie mit Medikamenten und Verbandmaterial.

«Bereits im Herbst 1939, als die Deutschen den Behörden der Stadtverwaltung befahlen, alle jüdischen Mitarbeiter zu entlassen und die Hilfe für die arme jüdische Bevölkerung²⁶ einzustellen, organisierten wir zunächst zu fünf (Janina Piotrowska, Janina Deneka, Irena Schultz, unser Leiter Jan Dobraczyński und ich), später zu zehnt²⁷ sowohl in unserer Zentrale als auch in unseren Nebenstellen so genannte Judenhilfeszellen», erzählt Irena Sendler.

Im Rahmen des einstigen Sozialamts existierte auch das Kinderschutzreferat. Seine Aufgabe bestand darin, obdachlose Kinder in Pflegeheime einzuweisen. Das Referat kümmerte sich aber auch – inoffiziell – um kleine obdachlose Einwohner des künftigen jüdischen Wohnbezirks, des späteren Ghettos²⁸.

«Niemand von uns handelte im Namen einer politischen Organisation (obwohl sich jeder von uns auch politisch engagierte)», betont Ire-

na Sendler, «die ehrenamtliche Arbeit war die Berufung eines jeden von uns, denn wir handelten aus allgemein menschlichen Gefühlen und blieben den Grundsätzen der Sozialfürsorge treu, weil es uns ein Anliegen war, den unglücklichsten und vom Schicksal am meisten getroffenen Juden zu helfen.»

Feliks Tych²⁹ schrieb im Vorwort zum zweiten Band mit Dokumenten des *Ringelblum-Archivs*³⁰: «Hitlers Krieg gegen die überwiegende Zahl der Länder Europas um eine neue nationalsozialistische *Ordnung* auf dem Kontinent, um die Unterwerfung Europas unter das faschistische Deutschland sowie um den *Lebensraum* für die germanische Rasse der *Herrenmenschen* war spätestens seit Sommer 1941 zum ersten Krieg in der Geschichte geworden, der sich bewusst auch gegen die Kinder richtete. Der Mord an den Kindern war eines der Kriegsziele Hitlers. Es ging in diesem Fall keineswegs um alle Kinder in den besetzten Ländern, sondern um Angehörige einer ganz bestimmten Gruppe: um jüdische Kinder. In diesem Fall – um alle jüdischen Kinder.

Nicht anders als die Gesamtheit der Juden, die sich im Macht- oder Einflussbereich des Dritten Reiches befanden, wurden die jüdischen Kinder, Säuglinge inbegriffen, auf Geheiss Hitlers oder seiner unmittelbaren politischen Umgebung mit stiller Billigung oder vorgetäuschter Unkenntnis der überwiegenden Mehrheit der deutschen Bevölkerung sowie der passiven Haltung der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung im besetzten Europa zum Tode verurteilt. Sie starben, getötet auf die grausamste Weise, die man sich vorstellen kann: in den Gaskammern, an Hunger, von den Exekutionskommandos an der Seite ihrer ermordeten Mütter erschossen, in Häusern, Synagogen und Scheunen lebendig verbrannt. Dieses Todesurteil wurde vor den Augen einer Welt vollstreckt, die diesem Verbrechen mit Blindheit begegnete, einer Welt, die nur ein Alibi hatte – sie wollte es nicht glauben.»³¹

Von Tag zu Tag verschlechterte sich die Lage der Bewohner in allen Warschauer Stadtteilen immer weiter. In Warschau gab es zwölf So-

zialämter. Die Hilfe, die sie (illegal) leisten konnten, stand in keinem Verhältnis zu den Bedürfnissen.

Irena Sendler erinnert sich: «Nachdem wir uns mit Kolleginnen und Sozialarbeiterinnen beratschlagt hatten, organisierten wir in Warschau eine Nachbarschaftshilfe. Wir bemühten uns, in jedem grösseren Haus eine wohlhabende Familie zu finden, die es sich leisten konnte, ärmere Nachbarn mit einer warmen Mahlzeit pro Tag zu versorgen. Die Idee der Nachbarschaftshilfe wurde ein voller Erfolg und auch von anderen Sozialämtern übernommen.

Bereits 1940 kamen Transporte mit tuberkulosekranken polnischen Soldaten aus den Stalags³² in Deutschland in Warschau an. Sie wurden in das ehemalige Militärkrankenhaus Ujazdowski eingewiesen. Die Verpflegung dort war aber unzureichend für die von der schweren Tuberkulose geschwächten Kranken, die sie sich unter den schrecklichen Bedingungen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern zugezogen hatten.

Unsere Soldaten mussten also mit zusätzlichen Essensrationen unterstützt werden. Verschiedene Institutionen erklärten sich bereit, die einzelnen Krankenhaussäle zu betreuen. Einer unserer Kolleginnen, Róża Zawadzka, gelang es, Freunde und Verwandten unter dem örtlichen Landadel für unsere Arbeit zu gewinnen. Aus vielen unweit von Warschau gelegenen Landgütern trafen unschätzbare Geschenke in Form von Lebensmitteln bei uns ein.

Da viele Soldaten aus anderen Landesteilen stammten, halfen wir ihnen, Kontakt zu ihren Familien aufzunehmen und Briefe zu schreiben. Wir brachten ihnen Plattenspieler und Schallplatten mit. Unter den mehreren hundert Soldaten waren zwei Offiziere, denen wir halfen zu fliehen – eine äusserst riskante Aktion, denn das Krankenhaus stand unter ständiger Beobachtung und Aufsicht der Deutschen.

Nachdem ich ein Jahr lang in dieser Abteilung gearbeitet hatte, wechselte ich in das neu geschaffene Sozialamt in der Wolskastrasse 86, das unweit des Hauses (in der Ludwikastrasse 6) gelegen war, in

dem ich mit meiner schwer kranken Mutter wohnte. Dort wurde ich Sozialreferentin und entschied darüber, welchen von den ärmsten Familien Unterstützung gewährt wurde. Gerade aus diesem Arbeiterviertel (Wola) verschleppten die Deutschen massenhaft Jugendliche zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Um die Jugendlichen davor zu bewahren, gründeten wir eine Genossenschaft mit dem Namen Wola, zu der eine Schuster-, eine Tischler- und eine Schneiderwerkstatt gehörten, die die von der Verschleppung zur Zwangsarbeit bedrohten Jugendlichen beschäftigte. Mit der Zeit kamen die Deutschen hinter unsere Absichten und verlangten von jedem dort Beschäftigten ein ärztliches Attest. Also bemühten wir uns, für die gefährdetsten jungen Leute Atteste über eine Lungenkrankheit zu beschaffen. Als mir später vorgeworfen wurde, den Juden im Ghetto zu helfen, wurde ich in ein anderes Sozialamt strafversetzt, und zwar nach Grochow, von der Wohnung, in der meine Mutter und ich lebten, sehr weit weg.»

* * *

Die Menschen, denen die deutsche Kultur vertraut war, wollten Hitlers verbrecherische Taten lange Zeit nicht wahrhaben. Sie waren fest davon überzeugt, dass die Deutschen Teil der westlichen Kultur- und Zivilisationsgemeinschaft seien, und wähten sich in der Hoffnung, dass alles, was über die Tragödie der deutschen Juden gesagt und geschrieben wurde, Propaganda sei. Sie sollten jedoch eines Besseren belehrt werden, denn die Befürchtungen jener wenigen, die Adolf Hitlers Drohungen ernst nahmen, sollten sich bald bestätigen.

Am 1. Dezember 1939 verpflichtete man die Juden, Armbinden mit dem Davidstern zu tragen. Ebenso mussten ihre Geschäfte gekennzeichnet werden. Und sie mussten weitere Einschränkungen hinnehmen: Häuser und Wohnungen wurden beschlagnahmt, Bankkonten gesperrt, Beamte wurden aus dem Staatsdienst entlassen. Schliesslich teilte man Warschau in den deutschen, polnischen und jüdischen

Wohnbezirk auf, was eine Bevölkerungsumsiedlung zur Folge hatte. Juden aus anderen Landesteilen wurden in den jüdischen Wohnbezirk gebracht. Als am 16. November 1940 das Warschauer Ghetto zum Sperrgebiet erklärt wurde, befanden sich dort über 400'000 Menschen (darunter 130'000 Zwangsumgesiedelte).

Die am 15. Oktober 1941 von Generalgouverneur Hans Frank³³ erlassene Verordnung untersagte es den Juden, das Ghetto zu verlassen, und den Polen, ihnen Hilfe zu leisten. Für dieses Vergehen drohte sowohl den einen als auch den anderen die Todesstrafe.

«Als die Deutschen beschlossen, das jüdische Volk zu vernichten, konnte ich das nicht gleichgültig hinnehmen», betont Irena Sendler. «Im jüdischen Bezirk wohnten viele mir nahestehende Menschen, darunter meine Freunde Ewa Rechtman und Jozef Zysman. Ewa arbeitete beim CENTOS, in der Lesznostrasse 2. CENTOS war eine karitative Institution (Centrala Towarzystw Opieki nad Sierotami i Dziecmi Opuszczonymi – Zentrale der Gesellschaften zur Betreuung von Waisen und verlassenen Kindern – entstand 1924 mit dem Ziel, sich der während des Ersten Weltkrieges verwaisten und verlassenen Kindern anzunehmen – A. M.), die circa hundert Einrichtungen (vor allem Kantinen und Aufenthaltsräume) und vierzehn Waisenheime betrieb.

Worin bestand unsere damalige Arbeit? Um den bedürftigsten Juden helfen zu können, mussten wir uns gut auskennen, wir mussten wissen, wie wir sie am schnellsten erreichen, und wir mussten hunderte Dokumente fälschen. Anstelle der Namen von Sozialhilfe erhaltenden Juden trugen wir polnische Namen ein. Für mich und meine Kollegin Irena Schultz besorgte ich Dienstaussweise der Sanitätskolonne, zu deren Aufgaben die Bekämpfung ansteckender Krankheiten gehörte. Später ist es mir gelungen, auch für die anderen Verbindungsfrauen solche Passierscheine zu besorgen. Sie legalisierten bis April 1943 unseren Zutritt zum Ghetto.

Eine grosse Unterstützung war uns dabei der Leiter der Sanitätsbetriebe, Dr. Juliusz Majkowski. Die Deutschen hatten panische Angst

vor einer Typhusepidemie, die in der damaligen Situation (Überbevölkerung und Hunger, schlechte hygienische Verhältnisse) auszubrechen drohte und eine riesige Gefahr bedeutete. Um mit den potentiellen Ansteckungsquellen nicht in Berührung zu kommen, gestatteten sie uns Polen, die Lage unter Kontrolle zu halten. Wir passierten das Ghattotor häufig mehrere Male am Tag. Wir hatten Geld aus den Mitteln des Sozialamts dabei, ferner Lebensmittel, Medikamente (darunter Impfstoff gegen Typhus von unschätzbarem Wert) und Verbandzeug. Wir brachten auch Kleider ins Ghetto, indem wir mehrere Kleidungsstücke übereinander anzogen, was, weil ich sehr schlank war, für mich unproblematisch war.

Sobald ich das Ghetto betrat, streifte ich mir eine Armbinde mit dem Davidstern über. Das war eine Geste der Solidarität mit der im Ghetto eingesperrten Bevölkerung. Aber es galt auch, nicht die Aufmerksamkeit der zufällig vorübergehenden Deutschen sowie das Misstrauen der Juden, die mich nicht kannten, zu wecken. Als Folge dramatischer Szenen, deren Augenzeugin ich im Ghetto wurde, vergass ich eines Tages, die unglückselige Armbinde wieder abzustreifen. Das war bereits im Juli 1942, als verstärkte Repressalien begannen. Ein deutscher Wachmann warf sich sofort auf mich und wollte mich verprügeln, und ein polnischer Polizist zerrte an meinem Passierschein; ich befand mich in grosser Gefahr. Doch das Schicksal meinte es gut mit mir. In meiner Verzweiflung versuchte ich, dem Polizisten begreiflich zu machen, er möge Dr. Majkowski anrufen, um meine Identität zu überprüfen. Er rief tatsächlich an. Zum Glück begriff Dr. Majkowski sofort, worum es ging, und bestätigte, mein Passierschein sei höchst offiziell und ich befände mich auf seine Anweisung auf dem Ghattogelände.»

Ich gedenke ihrer



«An die Menschen, die ich im Ghetto besuchte, denke ich mit Hochachtung, Bewunderung und Rührung zurück. Ich erinnere mich an ihr grosses Engagement bei ihrer Arbeit zu Gunsten von anderen. Ich behalte sie alle – Erwachsene wie Jugendliche – in meiner Erinnerung», fügt die offensichtlich tief bewegte Irena Sendler nach einer Weile hinzu.

«Zu Beginn des Krieges entstanden so genannte Hauskomitees³⁴ als Luftschutzstützpunkte, um Schutzräume einzurichten, Brände zu löschen u.s.w. Es gab sie in jedem Gebäudekomplex, sowohl in den ‚arischen‘ Wohnbezirken als auch in dem späteren jüdischen Wohnviertel. Unter dem Einfluss der Kriegsereignisse verwandelten sie sich jedoch umgehend in typische Betreuungsstellen, die spontane Hilfsaktionen organisierten, um die Menschen vor der Vernichtung zu retten. Deshalb war ihre Arbeit in der Anfangsphase unkoordiniert, sie wirkten ad hoc, auf eigene Initiative und entsprechend der Möglichkeiten, die sich in jedem Haus je nach den Bedürfnissen entwickelten. Erst später wurden die Hauskomitees der Jüdischen Selbsthilfeorganisation dem damals gegründeten Koordinationsausschuss untergeordnet, der unter dem Druck der Besatzungsmacht in die Jüdische Sozialfürsorgegesellschaft umgewandelt wurde. Nach einer gewissen Zeit und als Folge der planmässigen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung waren die Möglichkeiten letzterer sehr stark eingeschränkt. Sie wurde umorganisiert und setzte ihre Arbeit unter dem Namen Jüdische Sozialfürsorge fort. Trotz zahlreicher organisatorischer Veränderungen ‚von oben‘ scheuten die Hauskomitees, die unter der ärmsten jüdischen Bevölkerung arbeiteten, weder Mühe noch Zeit, Erwachsene und Kinder vor dem

Hungertod zu bewahren. Ihre Arbeit galt einerseits dem Kampf ums nackte Überleben und war andererseits eine wunderbare innere Rebellion; vor allem aber erleichterten sie den leidenden Menschen ihre Lage. Anfänglich entstanden die Hauskomitees spontan und unorganisiert. Doch nach der Abriegelung des jüdischen Wohnbezirks und seiner tragischen Abgrenzung vom Leben der Stadt, die zur Folge hatte, dass sich das Leben seiner Bewohner von Tag zu Tag verschlechterte, übernahmen es immer häufiger Untergrundaktivisten, sie zu leiten. Diese Leute gaben die Grundsätze der Nachbarschaftshilfe und andere Formen der traditionellen

bürgerlichen Philanthropie ganz auf: Sie setzten die von ihnen verkündeten Ideen unter Beteiligung möglichst breiter gesellschaftlicher Kreise in die Tat um.

Trotz der Anstrengungen der Besatzer und des von ihnen eingesetzten Judenrats³⁵, die die Arbeit der Aktivisten der Hauskomitees durch Terror, Verfolgung, Folter und andere Repressalien häufig einschränkten, war diese Einrichtung ein schönes Beispiel für ehrenamtliche Tätigkeit. Die Hauskomitees waren für viele Menschen ein Zufluchtsort, wo man sich gegenseitig half.

Im Rahmen der Hauskomitees arbeiteten die Jugendkreise. Sie spielten eine grosse Rolle, nicht nur, weil sie Betreuungshilfe organisierten und sich darum kümmerten, das Bedürfnis nach Kultur und Bildung zu befriedigen. Ihr grosses Verdienst war der Kampf gegen die Ausweglosigkeit, der Kampf um die Würde der Menschen und des Landes. Der breite Wirkungskreis ihrer Arbeit führte meiner Meinung nach zu einem tieferen politischen Bewusstsein, zur Mobilisierung der Kräfte mit dem Ziel, sich den Besatzungsbehörden, der jüdischen Ordnungspolizei und dem Judenrat zu widersetzen. Jeder Jugendkreis hatte einen Betreuer aus den Reihen des zuständigen Hauskomitees, der Jugendliche, die über Organisationstalent verfügten, für die Zusammenarbeit auswählte. Auf diese Weise begann die Arbeit der Jugendkreise mit der Aktivität ihrer Betreuer, und von diesen ersten Aktivisten hing ihre spätere Entwicklung und ihr Wirkungsfeld ab.

Die Jugendkreise entstanden einerseits aus dem Bedürfnis heraus, sich vor dem Bewusstsein des allgegenwärtig drohenden Todes zu schützen, andererseits wollte man den Jugendlichen gewisse Werte vermitteln, die es ihnen ermöglichten, eine aktive Haltung ihrem Leben und dessen äusserst verwickelten Angelegenheiten gegenüber einzunehmen. Es ging darum, einen eigenen Platz und eine eigene Rolle in der traurigen Ghettogemeinschaft zu finden. Eben dieser Ort sollten die Jugendkreise sein.

Hier sollte die Jugend unter der Leitung der älteren Betreuer einen Zufluchtsort haben. Die Jugendkreise sollten aber auch Emotionen und Tatkraft wecken. In der Regel entwickelten sie sich recht schnell, was jedoch von den besonderen Bedingungen eines jeden Viertels, sogar eines einzelnen Hauses abhing. Sie entstanden auf verschiedenen Feldern und je nach Bedarf, abhängig von den jeweiligen Bedingungen und Möglichkeiten vor Ort. Häufig weckte die Arbeit der Jugendkreise, wenn auch meist unbewusst, den Kampfwillen, sie wurde mit der Zeit zum Dynamit einer Revolte, sie trug zur Herausbildung von Kadern kämpferischer Mädchen und Jungen bei. Organisatorisch erlebten die Jugendkreise, genauso wie ihr Kern, die so genannten Hauskomitees, viele Veränderungen.

In der ersten Phase bis zur Abriegelung des Ghettos spielten die Jugendkreise eine kleinere Rolle. Von da an verschlechterte sich die Lage der jüdischen Bevölkerung fortwährend: Die im Ghetto eingesperrten und isolierten zigtausend Menschen lebten in ständigem Grauen, Verzweiflung, Schmerz und Angst. Sie wussten nicht, was ihnen der nächste Augenblick bringen würde. Unter diesen Bedingungen wurden die Hauskomitees zunehmend zu einem Ort des Aufatmens, zu einer Oase, zu einem Ort des Kampfes um Menschenwürde, des Glaubens an eine bessere Zukunft, zu einem Ort, wo ein junges Mädchen und ein junger Mann sie selbst sein konnten, auf ihre Weise fühlen und denken, Fragen stellen und Antworten bekommen konnten. Die Jugendkreise gaben der Jugend im gequälten, an Hunger leidenden Ghetto das Wert-

vollste, was man geben konnte – ein winziges Lächeln, Freude und den Glauben an den Menschen. Und ein Lächeln auf eines der verzweifelten Gesichter zu zaubern oder ein freundliches Gefühl zu wecken, war unter den damaligen Bedingungen, als täglich viele Menschen starben und man nur auf die Strasse zu gehen brauchte, um über Kinderleichen zu stolpern, alles andere als leicht.

* * *

Mich brachte das Schicksal mit der Arbeit von fünfjugendkreisen zusammen.

Den Jugendkreis in der Siennastrasse (16?) leitete Ewa Rechtman, Assistentin von Professor Stanisław Sloński, dem Gründer und Leiter des Slawistikstudiengangs an der Universität Warschau. Sie war nicht nur eine renommierte Slawistin, der eine glänzende wissenschaftliche Zukunft bevorstand, sondern hatte auch ein Studium der Sozial- und Bildungsarbeit absolviert und besass die äusserst seltene Gabe, die wissenschaftliche Arbeit mit ihrer Leidenschaft für ehrenamtliche Arbeit gekonnt zu verbinden. Ihr enormes Wissen, ihre ungewöhnlichen Geistes- und Charaktereigenschaften trugen ihr allgemeine Hochachtung, Liebe und Sympathie ein. Sie zeichnete sich ferner durch Einfachheit, Unmittelbarkeit und einen grossen persönlichen Charme aus. Leider wurde sie zusammen mit den anderen hinter den Ghettomauern eingesperrt. Und obwohl ihre ganzes ‚arisches‘ Umfeld sie bat, bei uns zu bleiben, und sie beschwor, dass wir alles unternehmen wollten, um sie ‚aufzubewahren‘ – wie man damals zu sagen pflegte – und sie an einem sicheren Ort unterbringen wollten, hatte sie auf alle unsere Beteuerungen stets eine einzige Antwort: ‚Drängt mich nicht, meine Lieben, ich bleibe nicht bei euch, denn ich darf euch nicht gefährden‘. In diesem Satz steckte ihre ganze Persönlichkeit, ihr wunderbarer Charakter.

Aber bereits kurz nachdem sich die Ghettotore hinter ihr geschlossen hatten und sie nicht länger an ihrer geliebten Freien Akademie arbeiten und ihre Arbeit mit den Kindern des polnischen und jüdischen Proletariats, mit den Arbeitslosen im Stadtteil Ochota fortsetzen konn-

te, nahm Ewa Rechtman ihre ehrenamtliche Arbeit (hauptberuflich arbeitete sie in der Kinderbetreuung) in einem Hauskomitee auf und organisierte dort einen Jugendkreis.

Als ich sie dort häufiger besuchte, um ihr zu zeigen, dass wir ihr genauso eng verbunden waren wie vorher, dass die Mauern des Bösen und der Schande nichts daran ändern mochten, bemerkte sie meine vorgelächelte Lockerheit, hinter der ihr aufmerksames Auge meine grenzenlose Trauer erblickte. Sie tröstete mich: ‚Mach dir keine Sorgen um mich, ich habe genauso einen Arbeitsplatz, schau! Meine Rachelas und Nuchimas unterscheiden sich durch nichts von den Marysias und Feleks aus der Opaczewskastrasse. Sie brauchen auch nur ein wenig Zuwendung und viel Brot.‘

Sie begann, mich mit ihren Mädchen und Jungen bekannt zu machen. Ich wohnte oft ihren Versammlungen bei, in denen sie Pläne für die nächste Zeit schmiedeten, aktuelle Probleme besprachen und über alles mögliche diskutierten.

Ich erinnere mich an eine Versammlung, die sich aufgrund ihrer Besonderheit tief in mein Gedächtnis eingepägt hat. Es war der Winter an der Jahreswende 1941/1942, der tragischste Winter im Ghetto – des überaus grossen Hungers und Frostes wegen. Vor allem aus diesen Gründen und wegen der schrecklichen Überbevölkerung tobte damals eine Fleckfieberepidemie. Sie verstärkte die unmenschlichen Verordnungen der deutschen Behörden nur noch. Diese hatten Zwangsdesinfizierungen und Bäder angeordnet, die aber nicht nur ungenügend organisiert wurden, sondern auch ihr Ziel verfehlten. Sie beugten der sich verbreitenden Epidemie nicht vor, im Gegenteil, sie begünstigten sie geradezu.

Unter diesen Bedingungen war der einzige Ausweg, die Menschen vor der schrecklichen Krankheit zu verschonen, eine Weigl-Impfung³⁶. Um im Ghetto an den Impfstoff zu kommen, bedurfte es hoher Geldsummen. Es war also notwendig, ihn von aussen zu liefern.

Ich nutzte meine Arbeit und die Arbeit meiner konspirativen Mitarbeiterin Irena Schultz im Gesundheits- und Sozialamt sowie meine umfangreichen Kontakte zu meinen Verbindungsfrauen, die in verschiedenen Gesundheitsämtern beschäftigt waren. Wir versorgten die Jugendkreise mit Impfstoff, aufgrund der begrenzten Möglichkeiten allerdings nur in winzigen Mengen verglichen mit dem Bedarf.

An besagtem Tag brachte ich dem Jugendkreis Impfstoff mit. In jener Versammlung stellte sich, neben anderen auch die Frage, wem er verabreicht werden sollte.

Damals war der Geimpfte zu 99% vor der Erkrankung geschützt, und in jener Zeit dezimierte Typhus die Ghettobewohner!

Die Jugendlichen entschieden, den Impfstoff zwei Knaben zuzuteilen, die als einzige Betreuer ihrer jüngeren Geschwister übrig geblieben waren, denn ihre Eltern lebten nicht mehr, sowie dem aktivsten Jugendkreismitglied, einem Mädchen, das sich von allen am meisten ehrenamtlich engagierte.

Die anderen waren einverstanden. Sie beklagten sich nicht. Im Gegenteil: Sie akzeptierten und respektierten die Entscheidung, obwohl der Einsatz bei diesem Spiel ihr Leben war.

Die Jugendkreismitglieder widmeten sich vor allem der Kinderbetreuung. Sie kümmerten sich um kranke, verlassene Kinder, sie organisierten Kleider- und Lebensmittelsammlungen für die, die am meisten hungerten. Den verwaisten Kindern, die eigentlich unter dem Existenzminimum lebten, schenkten sie besonders viel Aufmerksamkeit. Dank ihres Eifers, ihrer Opferbereitschaft und ihrer Aufrichtigkeit in allen Belangen gewannen sie nicht nur die Herzen der Kinder, sondern ernteten auch Hochachtung und Bewunderung. Ihre Betreuerin Ewa vergötterten sie, jeder ihrer Schritte, jede ihrer Bemerkungen galt der ganzen Gruppe als Kampfansage. Sie gab ihnen alles. Sie war für sie Mutter, Vater, Schwester, Freundin. Sie teilte mit ihnen das schlimme Los. Und wie oft gab sie ihnen ihre letzten Groschen, obwohl sie selbst

schrecklich Hunger litt. Ewa harnte bis Ende Juli 1942 aus. Bei einer der ersten «Massenumsiedlungen» aus dem so genannten kleinen Ghetto wurde sie nach Treblinka verschleppt.

Es war ein wunderschöner, heisser Tag, als die Horden bewaffneter deutscher Soldaten die Strassen des kleinen Ghettos mit einem geschlossenen Kordon umgaben. Damit war ihr weiteres Schicksal besiegelt.

Als uns die Nachricht erreichte, machten wir uns sofort daran, Ewa mit Hilfe der Sanitätsrettungswagen und unter dem Vorwand, die Desinfizierungsaktion fortzusetzen, in Sicherheit zu bringen. Aber wir schafften es leider nicht, in das Sperrgebiet zu gelangen. Unser guter Wille wurde zunichte gemacht von dem unbeugsamen Hass des Feindes, der mit einem geschlossenen Kordon den Todesring abriegelte.

Ohne Ewa weiterzuleben, fiel uns ausserordentlich schwer. Ihre Menschlichkeit gegenüber allen Menschen, unabhängig von Rasse, Nationalität, Herkunft, beeindruckte uns sehr und liess uns ihr nicht nur mit Herzlichkeit, sondern auch mit grösster Hochachtung begegnen. Dass ausgerechnet sie in die Hände der verbrecherischen Häscher gelangen konnte, war unfassbar. Ewas Märtyrertod war eines der grössten Dramen für unseren Kreis. Bis heute höre ich in meinen nächtlichen Alpträumen von jenen Tagen ihre Stimme.

* * *

Der Jugendkreis in der Smoczastrasse 9 wurde von Ala Gołab -Grynberg, einer ausgebildeten Krankenschwester und Absolventin des Studiums für Sozial- und Bildungsarbeit an der Freien Polnischen Akademie, betreut. Im Ghetto übernahm sie hauptamtlich die Leitung der Krankenpflege. Ehrenamtlich engagierte sie sich in verschiedenen Bereichen, vor allem die Belange der Kinder und Jugendlichen lagen ihr am Herzen. Weil dieses Gebiet mich auch immer am meisten interessierte, war ich in Kontakt mit ihr. Aufgrund ihres Berufes hatte sie täglich mit den Ärzten zu tun und nutzte das auch für ihre Arbeit mit den

Jugendlichen. Mit Wissen und Einverständnis von Prof. Ludwig Hirszfeld³⁷ führte sie heimlich eine Sanitätsausbildung für Jungen und Mädchen durch. Angesichts der fatalen hygienischen Bedingungen, die im Ghetto herrschten, kam dem eine grosse gesellschaftliche Bedeutung zu. Das theoretische Wissen erwarben die Jugendlichen in Vorlesungen zahlreicher Ärzte, die Ala für diese Ehrenarbeit gewinnen konnte. In mein Gedächtnis prägten sich besonders Dr. Henryk Landau und Dr. Rozenkranz ein, die – obwohl sie bereits alte, kranke und von den Erlebnissen der Besatzung gezeichnete Menschen waren – ihre Kräfte nicht schonten, um mit der Jugend zusammenzuarbeiten.

Ich besuchte einmal eine solche Vorlesung in einem kalten Raum des Hauskomitees, in dem eine kleine Kerze als einzige Beleuchtung diente; in der Ecke befand sich eine Tafel, auf der Dr. Landau die wichtigsten Thesen seiner Vorlesung anschrieb. Aus seiner Tasche holte er immer neue Unterrichtshilfen, um seine Ausführungen besser zu illustrieren.

Die jungen Leute waren hochkonzentriert und schrieben trotz der schlechten Lichtverhältnisse mit. In der stillen und ernsten Atmosphäre war plötzlich unmittelbar vor der Tür das charakteristische Getrappel deutscher Stiefel zu hören, das Furcht erregende Gebrüll und ein erschütternder Kinderschrei. Alle erstarrten vor Angst. Nur unser Redner reagierte nicht ängstlich und schien zumindest äusserlich ruhig und beherrscht zu sein, denn er unterbrach seinen Vortrag nicht, sondern führte die Erklärungen seines Vorlesungsstoffes fort.

Erst als eine seiner Hörerinnen zu schluchzen begann, sagte er: „Habt ihr noch nicht verstanden, dass wir alle hier uns ständig, Tag und Nacht, an der Front befinden? Der Kampf geht ununterbrochen weiter. Wir kämpfen an vorderster Front. Soldaten müssen hart sein. Hier darf man nicht weinen!“ Nach dieser kurzen Unterbrechung nahm er die Vorlesung wieder auf. Wir fühlten uns beschämt. Seine grosse Ruhe übertrug sich auf uns.

Die Jugendlichen nahmen auch an praktischen Übungen in verschiedenen Gesundheitsfürsorgestätten im Ghetto teil. Den Ausbildungsplan bereitete Ala Grynberg vor.

Die Kurse hatten zweierlei praktischen Nutzen. Erstens, die Jugendlichen aktiv zu beschäftigen, sie der Ausweglosigkeit zu entreissen. Zweitens wurden die Jugendlichen so für den Gesundheitsdienst ein Aktivistenkreis von unschätzbarem Wert für die Bekämpfung und Vorbeugung von Krankheiten. Ala, stets eine hervorragende Organisatorin, gab sich sehr viel Mühe, die Jugendlichen optimal zu betreuen und ihnen zur Seite zu stehen. Sie war stolz auf ihre jungen Freunde.

Häufig erzählte sie gerührt, wie ihre Kinder in vielen Fällen der Ausbreitung von Epidemien vorbeugten oder wie sie in den Gesundheitsfürsorgestätten das kranke oder deportierte Fachpersonal ersetzten.

Obwohl ihr selbst aufgrund ihrer verantwortungsvollen Funktionen ständig viele zusätzliche Gefahren drohten, leitete sie das Krankenschwesternteam und erfüllte viele ehrenamtliche Aufgaben; gleichzeitig hielt sie den Kontakt zur ‚arischen‘ Seite aufrecht, dessen Hauptziel neben der emotionalen Bindung, die sie zu vielen Freunden hatte, die stete Sorge um das Wohlergehen ihrer Schützlinge war. Sie suchte immer nach Unterstützung, setzte sich ein, brachte Bitten vor, wusste zu überzeugen und Forderungen zu stellen. Dank ihrer ausserordentlichen Intelligenz, ihrer unerschöpflichen Energie und ihres ehrenamtlichen Engagements gelang es ihr, einiges zu bewirken.

In vielen Fällen aber war sie, wie wir alle, angesichts der Macht des Feindes ratlos. Sie hatte eine eigene Familie: einen Ehemann und ein Töchterchen, damals fünf oder sechs Jahre alt. Als ich sie im August 1942, nachdem bereits eine ganze Reihe von Deportationen stattgefunden hatten, zum letzten Mal sah, wirkte sie zwar beherrscht, aber auch sehr traurig.

Ihr Mann kämpfte damals bei den Partisanen, und ihre kleine Tochter befand sich seit Langem an einem sicheren Ort auf der ‚arischen‘ Seite. Ich riet ihr, das Ghetto sofort zu verlassen. Sie war im ständigen

Kontakt mit unseren Untergrundzellen, die ein sicheres Verlassen des Ghetto ermöglichten, so dass sie ihm jederzeit entkommen konnte. Eine Unterkunft hatten wir ihr besorgt. Sie lehnte ab. Auf die in der Sonne glühenden Hausdächer der Smoczastrasse blickend (wo sie eine Mansarde bewohnte), führte sie einen stillen, jedoch erbitterten Kampf mit sich. Ich konnte sie gut verstehen! Dort war ihr Kind, ihr Mann kämpfte in den Wäldern, aber hier war ihre Leidenschaft – die Arbeit, die Pflicht, die Kranken, die Kinder, die Greise –, der tragische Umschlagplatz.

Ihr Entschluss zu bleiben war geradezu tragisch. Ich war mir damals der aktuellen Lage im Ghetto nur zu gut bewusst und mir darüber im Klaren, dass man sie nicht alle zu retten vermochte. Man musste jene retten, die man retten konnte. In diesem Sinn führte ich mit Ala – ohne es zu wissen – mein letztes Gespräch.

Sie blieb und kam einige Tage darauf auf der bekannten Strecke Umschlagplatz-Treblinka ums Leben. Zusammen mit ihr kamen auch ihre geliebten Jugendlichen um. Ihr Ehemann starb im Partisanenkampf. Ihre kleine Tochter kam zwei Jahre nach dem Krieg in die Obhut von Verwandten, die sie ins Ausland brachten.

* * *

Wenn ich mich recht erinnere, betreute Jozef Zysman – ein hervorragender Rechtsanwalt, ein Mensch ohne Fehl und Tadel und ein grosser Patriot – den Jugendkreis in der Ogrodowastrasse. Er stammte aus dem Bildungsbürgertum, aus einer vollständig assimilierten Familie, die sich traditionell im Kampf für das Polentum engagierte, und war sehr fortschrittlich. Überdurchschnittlich begabt, tat er sich bereits als Student an der Warschauer Universität und später als Referendar immer unter seinen Altersgenossen hervor. Er übertraf sie nicht nur an Intellekt, sondern, mit seinem ungebrochenen Willen und Verantwortungs-

bewusstsein, auch an Charakterfestigkeit. Beides zusammen trug ihm die Bewunderung und Hochachtung seiner ganzen Umgebung ein.

Jahrelang bekleidete er für damalige Verhältnisse (1930er Jahre) hohe ehrenamtliche Positionen. Er war langjähriger Vorsitzender des Verbandes der Gerichts- und Rechtsanwaltsanwärter. Er gehörte der linken Gruppierung der Warschauer Anwälte, genannt ‚Tusculum‘, an, wo er gemeinsam mit namhaften Aktivisten Bemühungen unternahm, auf den bürgerlichen, rechten Teil der juristischen Kreise Einfluss zu nehmen. Als Kämpfer für soziale Gerechtigkeit wurde die Arbeit in Rechtsberatungsstellen, die von einer Gruppe linker Anwälte in der Mütter- und Kinderhilfesektion des Bürgerkomitees für Sozialhilfe geleitet wurden, seine ganze Leidenschaft.

Gemeinsam mit ihnen und der unermüdlichen Aktivistin, Kommunistin und Rechtsanwältin Bronisława Luidorówna verteidigte er polnische Arbeitslose, die von den Hauseigentümern mittels Zwangsräumung aus ihren Wohnungen vertrieben wurden. Ein zweites Problem, dem er einen Grossteil seiner Zeit und Energie widmete, war der Kampf um die Rechte unehelicher Kinder. Jozef Zysman, ein umfassend gebildeter Mann und brillanter Redner, der jedem menschlichen Unglück mit Sensibilität begegnete, war innerhalb des polnischen Proletariats eine bekannte Persönlichkeit. Die Arbeitslosen in den Vorstädten Wola und Ochota kannten ihn ebenso wie die an der Peripherie von Praga und von überall dort, wo die Beratungsstellen arbeiteten.

1939 wurde Zysman als Reserveoffizier eingezogen. Gleichermassen stolz und, als Aktivist der Linken, besorgt, trug er die Uniform eines polnischen Offiziers und begab sich an die Front, wo er an den Kampfhandlungen teilnahm, bis ihn die Geschehnisse des Septemberkrieges nach Lemberg verschlugen. Er blieb dort bis zum Einmarsch der deutschen Wehrmacht. Glücklicherweise gelang es ihm, nach Warschau zu seiner Familie zurückzukehren, aber dort existierte bereits das Ghetto. Seine sensible Natur konnte sich mit dem, was um ihn herum

geschah, nicht abfinden. Besonders das Eingesperrtsein und die Isolation empfand er als schmerzlich.

Er fühlte sich als Pole, und die von den Deutschen vorgenommene Trennung schmerzte ihn am meisten. Obwohl innerlich selbst ausserordentlich zerrissen, war er sich darüber im Klaren, dass man wenigstens die Jugend vor dem endgültigen Zusammenbruch retten musste. Umso mehr stürzte er sich umgehend in die ehrenamtliche Arbeit im Ghetto und blieb ständig mit der ‚arischen‘ Seite in Kontakt.

Seine Arbeit mit Jugendlichen zielte vor allem auf soziales Engagement ab. Er brachte ihnen Menschenliebe bei und kämpfte gegen den Egoismus an. Seine Mädchen und Jungen beteiligten sich vorwiegend an Kleider- und Lebensmittelsammlungen sowie bei der so genannten Winterhilfe. Das genügte ihm jedoch nicht. Er brannte darauf, auf einem noch grösseren Betätigungsfeld Zusätzliches zu leisten.

Gemeinsam mit der Gruppe der polnischen Sozialisten (mit dem Rechtsanwalt Antoni Oppenheim und dem Ingenieur Jerzy Neuding an der Spitze) sammelte er Material für eine Untergrundpresse, die sowohl auf der ‚arischen‘ Seite als auch im Ghetto erschien. Er schrieb darüber, was ist, und darüber, was sein sollte. Ein Teil seiner Jugendkreismitglieder wurde in die politische Arbeit eingeweiht und vertrieb die Untergrundpresse.

Als glühender Patriot legte Zysman bei seiner Arbeit mit der Jugend besonderen Wert darauf, ihren Glauben an ihr polnisches Vaterland aufrechtzuerhalten. Und die Jugendlichen liebten und achteten ihn und glaubten seinen Worten.

Ich traf alle drei im Pfarrhaus der katholischen Kirche in der Lesznostrasse, deren Pfarrer, Prälat Popławski, für seine Offenheit gegenüber allen Ghettoangelegenheiten bekannt war. Während ihrer langen herzlichen Gespräche schmiedeten diese drei Aktivisten, den Umständen zum Trotz, optimistische Zukunftspläne. Leider!

Neuding kam bei einer der ersten Erschiessungen im April 1942 ums Leben; Rechtsanwalt Oppenheim wurde auf der ‚arischen‘ Seite

erschossen, während Jozef Zysman sich entschlossen hatte, im Ghetto zu bleiben, trotz aller Beschwörungen seiner Freunde, die ihm nahelegten, den ohnehin schon verlorenen Posten zu verlassen.

Nachdem er mit seinen Freunden auf der ‚arischen Seite‘ Verbindung aufgenommen hatte, sorgte er dafür, dass drei Kinder aus seiner Familie, darunter auch sein Sohn, das Ghetto durch die Kanalisation verliessen. Er selbst blieb mit seiner Frau und allen erwachsenen Familienmitgliedern im Ghetto, denn er war überzeugt, dass sein Platz unter den Unglücklichsten war. In dem Brief, den er mir schrieb und in dem er mir seinen Sohn anvertraute, brachte er viele philosophische Gedanken zu Papier, die ein unschätzbare Dokument jener Zeit waren. Leider sind diese schönen Zeilen während des Warschauer Aufstands vernichtet worden. Neben der Beschreibung des Lebens im Ghetto kann man den Kerngedanken seines Briefes in etwa mit folgenden Worten wiedergeben: ‚Der einzige Weg, der zur Wiedergeburt der Menschheit führt, ist eine allmächtige Liebe. Das Böse wird aus dem Hass geboren, und nur die Liebe hat eine immerwährende Kraft, den Menschen Hoffnung zu bringen. Nur durch die Liebe wird die Welt wiedergeboren.‘

Heute noch, nach so vielen Jahren, spüre ich, wie der Blick seiner guten, warmen und klugen Augen auf mir ruhte, als er mir seinen Sohn anvertraute und sagte: ‚Erzieht ihn zu einem guten Polen und einem edlen Menschen.‘

Seine Freunde wollten sich nicht damit abfinden, dass er im Ghetto bleiben wollte. Sie legten ihm alle möglichen Argumente dar, warum er das Ghetto verlassen sollte. Als im Herbst 1942 die Lage im Ghetto immer schlimmer wurde und einige am Leben gebliebene Mitglieder des einstigen Jugendkreises ihren bisherigen Platz räumten, begab sich unser Freund auf die ‚arische‘ Seite, wo er Schreckliches erlebte wie Erpressung und häufig keine Unterkunft für die nächste Übernachtung fand.

Im Umgang mit seinen Freunden war er sensibel, weil er niemanden kränken wollte. Deshalb merkten wir in unserer konspirativen Hast von

von seinen neuen Problemen häufig nichts. Es wurde auch zunehmend schwieriger, eine sichere Bleibe zu finden. Und obwohl sein Umfeld niemals zugegeben hätte, mit welchen Schwierigkeiten es zu kämpfen hatte, konnte ein Mensch wie Jozef Zysman nicht gleichgültig mit ansehen, wie sich seine Freunde angesichts der verbrecherischen deutschen Verordnungen ständig der Gefahr aussetzten.

Schliesslich entschloss er sich, ihnen die Gefahr zu ersparen, die mit dem Verstecken eines Juden verbunden war. Er ging zum Hotel Polski³⁸, um sich zu der von den Deutschen ‚in Aussicht gestellten‘ Ausreise ins Ausland zu melden. Von den Verbrechern heimtückisch getäuscht und umgebracht, musste er mit knapp 37 Jahren sterben.

* * *

Den Jugendkreis in der Pawiastrasse betreute Rachela Rozenthal, Absolventin der Warschauer Universität und Lehrerin von Beruf. Begabt, intelligent, feinsinnig und untadelig. Von 1929 bis 1934 studierte sie polnische Literaturwissenschaft. Es waren die Jahre, in denen eine grosse antisemitische Welle die Universität erfasste. Sie selbst war häufig den Schikanen ihrer Kollegen aus dem Grosspolnischen Lager³⁹ ausgesetzt und litt unter den diskriminierenden Äusserungen und Handlungen. Diese Erlebnisse hatten einen grossen Einfluss auf ihre Weltanschauung. Obwohl sie dem Demokratischen Jugendverband angehörte, dessen Mitglieder damals sowohl aus fortschrittlichen polnischen als auch jüdischen Jugendlichen bestand, und sie sich an vielen nützlichen Aktionen beteiligte, bewirkten Diskriminierungen wie das Bankghetto und die Prügeleien, denen sie ausgesetzt war, dass sie sich zunehmend von ihrer Umgebung distanzierte.

Sie verliess die Universität mit einem Magisterabschluss und in der festen Überzeugung, dass eine Schule für jüdische Kinder der richtige Arbeitsplatz für sie sei. Mit viel Elan und grossem Engagement begann sie also, an einer solchen Schule zu lehren.

Sie geriet in einen Kreis von Kindern, die aus armen jüdischen Familien stammten. Sie zu unterrichten und die Notwendigkeit der ehrenamtlichen Arbeit erfüllten sie und bereiteten ihr viel Freude. Als der Krieg ausbrach, konnte Rachela auf einige Jahre Arbeit mit den ärmsten Kindern in der Dzika-, Walowa- und Nalewkistrasse zurückblicken.

Nach der Entstehung des Ghettos schloss sie sich der Organisation des Geheimunterrichts⁴⁰, einem konspirativen Unterrichtssystem, an. Doch für ihren lebhaften und zugleich sensiblen Charakter war der Unterricht ein zu enges Betätigungsfeld. Weil sie das Leben der Kinder, die aus armen Familien kamen, gut kannte, war ihr bereits damals klar, dass diesen Kindern im Ghetto ausserordentlich schwere Zeiten bevorstünden. Sie setzte also alles daran, für diese Unglücklichen grösstmögliche Hilfe zu leisten.

Die Arbeit im Jugendkreis war die beste Art, solche Absichten zu verwirklichen. Rachela versammelte eine beachtliche Anzahl von Leuten (15 bis 25 Personen) um sich und stellte sie vor die Aufgabe, materielle Hilfe in jeder Form zu leisten, die Kinder zu unterhalten und den Glauben an ihr Volk aufrechtzuerhalten, das – obwohl durch das Leid schwer geprüft – genauso das Recht auf einen Platz in der Welt hatte wie alle anderen.

Aus diesem Grund brachte sie ihnen die alte Kultur des jüdischen Volkes näher, sah sich nach geeigneter jüdischer Literatur um, um den Kindern daraus vorzulesen. Viel Aufmerksamkeit widmete sie dem Recht der Kinder darauf, fröhlich zu sein und zu spielen. Mit Spielsachen, Theateraufführungen und Puppen gelang es ihr immer wieder, ein Lächeln auf die gequälten Kindergesichter zu zaubern. Obwohl es unter den damaligen Bedingungen fast unmöglich schien, waren solche Methoden der Arbeit mit Kindern durchaus bekannt und wurden angewandt.

Rachela hatte an einer jüdischen Schule mit verschiedenen Formen der Arbeit mit Kindern Erfahrungen gesammelt. Der Schmerz und die Verzweiflung über die tragische Lage der Menschen im Ghetto sporn-

ten sie an. Sie wollte trotz aller Widrigkeiten beweisen, dass ihre Kinder ein Recht auf ein Lächeln wie auch auf Freude und Unterhaltung hatten. Also griff sie ständig neue Ideen auf, regte Aktivitäten an, die den Kindern ein relativ normales Leben ermöglichen sollten.

Dank der sehr aktiven und aufopferungsvollen Unterstützung durch die Mädchen und Jungen vom Jugendkreis gelang es ihr, die Kinder zu motivieren, entsprechend zu organisieren und an Aktivitäten beteiligen. Die Mitglieder des Kreises unterstützten die Arbeit der so genannten Kinderecken, die im Rahmen der Hauskomitees der Zentralen Fürsorgestelle für jüdische Waisen und verlassene Kinder CENTOS eingerichtet wurden. Sie halfen ihr ferner bei der Durchführung verschiedener Kultur- und Bildungsaktionen. Die Jugendlichen liebten Rachela, die Kleinkinder vergötterten sie.

Sobald sie auftauchte, bildeten die Kinder einen Kreis um sie, und ihre Freudenausbrüche nahmen kein Ende. Gemeinsam mit Rachela besuchte ich einzelne Kinderecken, und wenn wir in die lächelnden Kindergesichter sahen, freuten wir uns sehr an ihrem Glück, und zugleich erfüllte uns der Gedanke, was mit diesen Kindern morgen, übermorgen geschehen wird, mit Schmerz. Gerade in solchen Augenblicken war Rachela eine unschätzbare wertvolle Genossin. Ruhig, sehr beherrscht, mit einer gefestigten Meinung und der ihr eigenen Lebensphilosophie gelang es ihr, uns Mut zu machen, und – wie man damals zu sagen pflegte – unseren Geist zu stärken.

Manchmal sagte sie: ‚Ich weiss nicht, was morgen sein wird, aber ich weiss, was heute ist: Meine Kinder lachen, klatschen mit den Händchen, stampfen im Kreis.‘ Das konnte nur jemand verstehen, der die Lebensbedingungen im Ghetto kannte. Nur wer das Leben im Ghetto kannte, konnte beurteilen, wie viel Arbeit, Mühe, Anstrengung und Selbstbeherrschung es erforderte, um den unglücklichen, verarmten, gepeinigten und gequälten Kindern solche Bedingungen zu schaffen, dass sie lachen und spielen konnten – wenigstens heute, denn das Mor-

gen war mehr als unsicher. Das wussten wir alle, und darüber war sich auch die ausserordentlich intelligente Rachela im Klaren.

Während der grossen Deportationswelle im Juli 1942 kam ihre ganze Familie ums Leben. Rachela blieb nur deshalb verschont, weil sie an dem Tag im so genannten kleinen Ghetto zu tun hatte. Sie liebte ihre Familie, sie vergötterte ihre Eltern. Dieser Schicksalsschlag traf sie derart, dass sie dem Wahnsinn nahe war. Gerettet hat sie wahrscheinlich nur ein Zufall.

Wir beschlossen, dass es am besten wäre, wenn sie gemeinsam mit den Arbeitskolonnen auf die ‚arische‘ Seite ginge. Wir meinten, dass eine gewisse ‚Abwechslung‘ – nicht ständig Szenen mitansehen zu müssen, die einem das Blut in den Adern gefrieren liessen, der Kontakt mit einer ganz anderen Umgebung – sie vor einer Verzweiflungstat bewahren konnte. Am Anfang wollte Rachela nichts davon hören, sie wehrte sich, sie wollte ihre Kinder und Jugendlichen nicht allein lassen.

Und wahrscheinlich wäre es uns Erwachsenen auch nicht gelungen, sie zu überreden, wären uns die Jugendlichen nicht zu Hilfe gekommen. Die Mädchen und Jungen zeigten sich dieser schweren Aufgabe gewachsen. Sie wussten genauso wie wir, dass der Tod ihrer Familie der sprichwörtliche Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen bringen konnte. Sie begriffen, dass ihre Betreuerin nur ein Schock retten konnte. Dieser Schock konnte die Arbeit auf der anderen Seite der Mauer sein. Als sie sahen, dass unsere Argumente Rachela nicht zu überzeugen vermochten, fanden sie einen Weg und sagten: ‚Sie können jetzt nicht bei den Kindern bleiben, denn Sie sind traurig, das würde unseren Kleinen sehr schlecht bekommen. Wenn sie Sie so sähen, würden sie wohl kaum ruhig bleiben.‘ Das hat sie überzeugt! Sie begann, mit den so genannten Lumpensammlern zur Arbeit zu gehen.

Das ging so zehn bis fünfzehn Tage lang. Eines Tages erreichte während des Lumpensortierens eine schreckliche Nachricht das Lokal in der Gröjeckastrasse: ‚Neue Gewaltakte im Ghetto. Neue grosse Umsiedlungen.‘

Jemand gab die Parole aus: ‚Wir kehren nicht ins Ghetto zurück.‘ Und ehe Rachela überhaupt begriffen hatte, was geschehen war, liefen ihre Arbeitskollegen auseinander. Die Aufseher und die für die Gruppe Verantwortlichen (beim Verlassen des Ghettos hielt man die genaue Personenzahl fest und machte die Gruppenführer unter Androhung der Todesstrafe für die Rückkehr aller verantwortlich) hatten ihren Arbeitsplatz ebenfalls verlassen. Auch Rachela wusste, dass sie nicht zurückkehren konnte, denn an der Ghettomauer würde sie der sichere Tod erwarten.

Man weiss nicht, was mit Rachela damals geschehen wäre, wäre nicht wieder einmal der Zufall, der grosse Verbündete der Geschehnisse eines jeden von uns während der Besetzung, im Spiel gewesen. Die Lumpensortierung in der Gröjeckastrasse war nämlich auch, vor allem für die Menschen aus dem Ghetto, Anlaufstelle für Organisationskontakte.

Als ich die ratlose, verlassene Rachela an besagtem Tag in der Gröjeckastrasse, wo ich gerade einer konspirativen Tätigkeit nachging, erblickte, wohl wissend, dass ihre Rückkehr ohne die anderen Arbeitskollegen mit ihrer Erschiessung an der Ghettomauer enden würde, bot ich ihr meine Hilfe an.

Die gemarterte, unglückliche Rachela, die offensichtlich keinen anderen Ausweg sah und mich gut kannte, vertraute mir und folgte mir an einen einigermassen sicheren Ort, wo sie sich verstecken konnte. Und an diesem Punkt begann ein neuer Abschnitt in ihrem Leben.

Später, wie so oft im Untergrundleben, verliess sie immer wieder ihr Versteck und tauchte, je nach Situation, woanders unter. Nachdem sie ein paar Mal umgezogen war, kannten die neuen Betreuer Rachelas wahre Herkunft nicht mehr. Und dann kreuzte ein junger Ingenieur ihren Weg, ebenfalls Mitglied der PPS, der sich in das bildhübsche und nette Mädchen verliebte, das unter anderem Namen lebte.

Weil damals äusserste Vorsicht geboten war, kannte niemand aus ihrer Umgebung die ganze Wahrheit. Und selbstverständlich war auch sie zum Schweigen verurteilt.

Rachela – jetzt Karolina – fand in Stanisław einen echten Freund und Beschützer. Ihm war ihre Herkunft gänzlich unbekannt. Mit seiner Liebe und Güte rehabilitierte er langsam in ihren Augen die unter dem Banner des ONR agierenden Jünglinge, die ihre Kollegin in der Studentenzeit nicht allzu ritterlich behandelt hatten. Dank Stanisław heilten die alten Wunden langsam. Nach dem, was sie erlebt hatte, brauchte sie Wärme und Güte.

Für lange Zeit verlor ich Rachela-Karolina aus den Augen, denn sie ging gemeinsam mit Stanisław zu den Partisanen. Aber das Schicksal brachte mich unverhofft während des Warschauer Aufstands wieder mit ihr zusammen. Ich erlebte sie in einer neuen Rolle. Das war nicht mehr die einstige ruhige, beherrschte Rachela, die in der wahnsinnigen Hölle des Ghettos Kinderspiele organisierte.

Jetzt bekam ich eine Soldatin zu sehen – unbeugsam mit der Waffe in der Hand kämpfend. Ihr einstiger Mut, der sich im Ghetto durch das Ausharren auf dem Posten als Betreuerin ausgehungertter Kinder ausgedrückt hatte, hatte sich in das Bedürfnis zu schießen, die Deutschen zu töten verwandelt. Sie kämpfte! Sie war in ihren Kreisen für ihren ungewöhnlichen Mut bekannt. Man wusste, wenn niemand sich fand, eine schwierige und gefährliche Aufgabe zu übernehmen, Karolina würde es mit Sicherheit tun.

Nach der Befreiung gründete sie mit Stanisław eine Familie, die beiden haben eine Tochter, aber weder ihr Ehemann noch ihre Tochter haben je das Geheimnis ihrer Herkunft erfahren. Als wir uns kurz nach Kriegsende zufällig auf der Strasse begegneten, sagte sie mir, nachdem wir unsere gegenseitige Freude darüber kundgetan hatten, dass es uns gelungen war, diese ganze Hölle zu überstehen: ‚Denke immer daran, dass Rachela mit ihrer gesamten Familie hinter der Mauer umgekommen ist, hier lebt ein ganz anderer Mensch.‘ Und dann sah ich sie zum ersten Mal weinen. Sie weinte lange, als ob sie ihre tragische Vergan-

genheit in den Tränen ertränken wollte. Damit verabschiedete sie sich von ihrem Elternhaus, von ihrer Biografie, von ihrer Vergangenheit.

Sie kam nie wieder darauf zu sprechen. Den Bekannten aus alten Zeiten, denen sie begegnet, macht sie vor, sie sei jemanden anderes. Mit mir, der einzigen Person, die ihre Vergangenheit kennt, verbindet sie eine eigenartige Nähe.

Es gibt Zeiten, in denen sie mich meidet. Manchmal sehen wir uns zwei, drei Jahre nicht. Das sind Zeiten, in denen es ihr gelingt, ihre Vergangenheit etwas zu vergessen. Sie fühlt sich dann glücklich und erfreut sich an der heutigen Wirklichkeit. Manchmal packt sie jedoch eine grenzenlose Sehnsucht nach den verlorenen Verwandten, nach ihren Geschwistern und Eltern, nach ihrem Umfeld aus Kinderzeiten. Meine Person verbindet sie mit ihrem Elternhaus, erinnert sie an ihre Nächsten, bringt sie mit jenen Zeiten zusammen, die sie so schwer aus ihrem Gedächtnis tilgen kann. Ich verstehe sie gut! Ich respektiere ihre gespaltene Persönlichkeit. Und ich zwingt ihr nie meine Gesellschaft auf, denn ich weiss: Wenn sie mich meidet, bedeutet das, dass sie glücklich ist; dann lebt sie im Hier und Jetzt.

* * *

Den Jugendkreis in der Elektoralnastrasse 24 betreute Jan Izaak Kiernicel, Magister der polnischen Literaturwissenschaft an der Universität Warschau und Lehrer von Beruf. Ein umfassend gebildeter Mensch, sehr begabt und mit den besten Aussichten auf eine wissenschaftliche Karriere. Ein Jahr vor Kriegsausbruch hatte er begonnen, seine Doktorarbeit zu schreiben. Er verfügte über ein grosses literarisches Talent, besass ein umfangreiches Wissen und war deshalb ein ausserordentlich interessanter Mensch.

Er stammte aus dem Bildungsbürgertum, aus einer reichen Familie, deren Weltanschauung er seit seiner Jugend nicht teilen konnte. Er studierte noch, als er ein grosses Familienvermögen erbt. ‚Ich habe es nicht mit eigener Arbeit erworben, wie kann ich es also annehmen?‘, pflegte er zu seinen Kollegen zu sagen, bis er schliesslich, zum Entset-

zen seiner Familie, sein gesamtes Vermögen sozialen Einrichtungen zukommen liess.

Er liebte es zu philosophieren, im Alltagsleben war er eher ein Versager. Seine wissenschaftlichen Interessen wusste er mit ehrenamtlicher Arbeit zu verbinden. Die Jugendlichen vergötterte ihn (er unterrichtete in höheren Lyzeumsklassen), seine Kollegen schätzten ihn hoch und achteten ihn. Jede Form von Antisemitismus erfüllte ihn mit Schmerz, umso mehr, als er sich ganz wie ein Pole fühlte. Der Krieg überraschte ihn während einer Militärübung. Er kämpfte sich bis Warschau durch, oft wegen seiner Herkunft schikaniert und verfolgt. Das Einsperrtsein im Ghetto erlebte er als eine grosse persönliche Tragödie.

Nachdem er gemeinsam mit den anderen im Ghetto eingepfercht worden war, lebte er in einer Art Loslösung von der Wirklichkeit. Er verbrachte ganze Tage mit der Lektüre von Werken der Philosophie und Geschichte, in denen er nach einer Lösung der vorhandenen politischen Probleme suchte.

Wahrscheinlich hätte er gleich am Anfang seines Aufenthaltes hinter den Mauern einen Nervenzusammenbruch erlitten oder eine Verzweiflungstat begangen, hätte er nicht begonnen, sich der Jugendarbeit zu widmen. Seiner Umgebung blieb sein verzweifelter psychischer Zustand nicht verborgen. Sie spornte ihn zur Arbeit im Hauskomitee an. Angesichts der vielen jungen Mädchen und Burschen, die im selben Haus wie er ziellos von Tag zu Tag lebten, zum Teil zusammenbrachen und an ihrer Situation verzweifelten, überwand er sich und sprang über den eigenen Schatten. Er begann, einen Jugendkreis zu organisieren. Wie kein anderer gelang es ihm, die Jugendlichen für die Arbeit zu begeistern.

Die Mitglieder seines Kreises unterrichteten kranke Kinder, die an keinem organisierten Geheimunterricht teilnehmen konnten. Sie informierten sich sehr genau über die familiären Verhältnisse der Menschen in ihrer Gegend und wählten Waisen aus, die unter den schlimmsten Bedingungen lebten, um sie oft mit Mühe und Not in Kinderbetreu-

ungsstätten unterzubringen. Später war das praktisch unmöglich, weil alle Pflegeheime im Ghetto restlos überfüllt waren. Sehr schnell knüpften sie daraufhin nützliche und erfolgversprechende Kontakte zur ‚arischen‘ Seite, um die Kinder ganz ohne Begleitung jenseits der Ghetto-mauern zu schicken.

Neben der Rettung einzelner Kinder leistete sein Kreis beispiellose Arbeit, die von einer umfangreichen gesellschaftlichen Tragweite war. Jan Izaaks Kreis war in der Organisation des Kultur- und Bildungslebens sowie des intellektuellen Lebens führend. Er etablierte einen Diskussionsklub, in dem jeden Dienstag und Donnerstag Vorlesungen zu verschiedensten Themen, angefangen bei philosophischen bis hin zu historischen, gehalten wurden.

Auf Anregung seines Betreuers fanden in seinem Jugendkreis auch interessante literarische Abende statt, meistens anlässlich verschiedener Jahrestage. Einer dieser Abende, der dem Jahrestag der Oktoberrevolution gewidmet war, ist mir unvergesslich. Schon allein die Idee, eine solche Feier in einem geschlossenen, vom Leid geplagten Ghetto zu veranstalten, wo jeder grössere Menschauflauf strengstens verboten war, ist erinnerungswürdig. Auf den ausführlichen Vortrag des Betreuers, der kenntnisreich in das Thema einführte, folgte ein anregender künstlerischer Teil. Sowohl die Auswahl der Gedichte von Julian Tuwim und der anderen Dichter als auch das Niveau ihres Vortrags waren beeindruckend.

Heute noch höre und sehe ich ein bildhübsches, ungefähr fünfzehnjähriges Mädchen vor mir, das so gefühlsvoll, bewegend und mit grossem Selbstverständnis Władysław Broniewskis revolutionäre Dichtung vortrug, dass es uns an unserem konspirativen Ort schien, wir würden hinter der Tür die erträumte Freiheit erblicken. Und dann erklang leise, aber wunderbar und talentiert gespielt die *Revolutionsetide* von Chopin.

Nach einigen Monaten intensiver Arbeit, bei der sich die Kreismitglieder gegenseitig kennen lernten und ihre Fähigkeiten richtig einzuschätzen wussten, tat Jan Izaak einen sehr vernünftigen Schritt. Er teilte

sein Team in Gruppen ein, unter Berücksichtigung ihrer Interessen und Einsatzmöglichkeiten.

Seitdem übernahmen die einen die Betreuung verlassener Kinder, die anderen unterrichteten kranke Kinder, wiederum andere bereiteten Diskussions- und Literaturabende vor. Und die Mitglieder mit einer besonders kämpferischen Einstellung sowie die, die an allen Fragen des politischen Lebens interessiert waren, bildeten eine Mannschaft zur Jugendkreisuntergrundarbeit.

Sie trug die Untergrundpresse aus. Die Wohnung des Hausmeisters, der seine Räume, obwohl sie sehr gefährlichen Aktionen dienten, bewusst zur Verfügung stellte, war der Hauptlade- und Vertriebsplatz. Mit der Zeit vervielfältigte man dort einige interessante Artikel aus den Zeitungen, die sowohl auf der ‚arischen‘ Seite als auch im Ghetto erschienen. Das war von wesentlicher Bedeutung für das dortige politische Leben: Weil man grösste Vorsicht walten lassen musste, konnte schon aus rein praktischen Gründen nur eine geringe Anzahl der so genannten Blättchen in Umlauf gebracht werden. Mit Müh und Not gelang es, einige wenige solcher Blättchen auf einmal auszutragen. Eine solche aus nur wenigen Personen bestehende Gruppe musste eine besonders konspirative Zelle sein.

Von unschätzbarem Wert waren die Kontakte dieses Jugendkreises zu der Aktivistin Wanda Zielehczyk (Dziula)⁴¹. Sie war Kommunistin und hatte ein lebhaftes Interesse an der ideologischen Jugendarbeit im Ghetto. Immer wieder brachte ich ihr in die Wohnung ihrer Eltern in der Koszykowastrasse verschiedene Unterlagen über das Leben und die Arbeit der Jugendkreise im Jüdischen Wohnbezirk. Eines Tages, als ich die Wohnung eine Viertelstunde früher als geplant verliess, entging ich nur knapp der Verhaftung.

Im tragischen Juli 1942 kam die Mehrzahl der Kreismitglieder ums Leben. Die übrigen verliessen in einer organisierten Gruppe gemeinsam mit ihrem Betreuer das Ghetto, indem sie sich einer Arbeitskolonne anschlossen.

Einige gingen in den Wald. Drei Jungen, ein Mädchen und Jan blieben in Warschau. Alle arbeiteten sehr intensiv im Untergrund. Ihr Betreuer half ihnen, am Geheimabiturunterricht teilzunehmen. Das Mädchen begann einen Krankenschwesternlehrgang zu besuchen. Jan widmete seine ganze Kraft der Arbeit mit der Untergrundpresse und hielt zugleich konspirative Vorlesungen in Warschau, Otwock und Swider.

Sie erlebten schwierige Zeiten, ständig auf der Suche nach einer Unterkunft, nach Geld, nicht selten von Erpressern und Zuträgern verfolgt. Schliesslich kam die tragische Zeit des Warschauer Aufstands. Das Mädchen meldete sich zur Arbeit im Sanitätsdienst, nachdem es entsprechend geschult worden war. Es ist mir nie gelungen, etwas über sie zu erfahren. Die drei Jungen befanden sich zu diesem Zeitpunkt gemeinsam mit Jan in der Altstadt. Angeblich kämpften sie dort sehr tapfer bis zum letzten Tag des Warschauer Aufstands. Unmittelbar vor dem blutigen Ende der Altstadt wurde der Jüngste mit einer Meldung losgeschickt und kehrte nie wieder zu seiner Kampftruppe zurück. Der zweite Junge kam am letzten Tag des Aufstands ums Leben. Der dritte entkam mit einer der letzten Aufständischengruppen durch die Kanalisation und schloss sich später einer Einheit der polnischen Armee an, die Richtung Berlin marschierte. Mit der Waffe in der Hand kämpfend, schrieb er gleichzeitig interessante Reportagen von der Front für die Militärpresse. Nach dem Kriegsende begegnete ich ihm nur noch ein einziges Mal im Jüdischen Komitee, wo er seine Verwandten suchte. Weil er in Polen leider niemanden mehr ausfindig machen konnte, reiste er zu seinen entfernten Verwandten nach Frankreich aus. Dort heiratete er, hat zwei Kinder und ist glücklich. Jan Izaak starb einige Jahre nach Kriegsende in Warschau.

* * *

Ich weiss, dass sich alle Jugendkreise, wengleich sie organisatorisch einige Ähnlichkeiten aufwiesen, hinsichtlich ihrer Arbeitsschwerpunkte voneinander unterschieden. Generell waren sie, abgesehen von

einigen individuellen Eigenschaften, vor allem auf die ideologische und Erziehungs- sowie Kulturarbeit ausgerichtet.

In Anbetracht der Tatsache, dass die im Ghetto eingesperrte Bevölkerung keine homogene Gruppe bildete (die einen fühlten sich als Juden, doch es gab auch andere, die die jiddische Sprache nicht mehr beherrschten und sich als Polen fühlten, weil ihre Familien seit Jahrhunderten in der polnischen Kultur zu Hause waren), hatten die Inhalte der ideologischen und erzieherischen Arbeit einen unterschiedlichen Charakter. Je grösser die Tragödie von Monat zu Monat wurde, desto umfangreicher wurde diese Tätigkeit, denn das Leben brachte neue brennende Probleme mit sich.

In der Zeit des schlimmen frostigsten Winters 1942 widmete die Jugend ihre ganze Kraft und Energie der Rettung der jüngsten Kinder. Mit Kulturveranstaltungen erreichte sie wohlhabende Menschen, und indem sie den Preis für die Eintrittskarten verdoppelte, beschaffte sie sich mehr Geld⁴².

Was für eine Energie, Opferbereitschaft, was für ein an Heldentum grenzendes soziales Engagement mussten die jungen Menschen haben, um selbst, oftmals hungrig, gemartert, Gedichte vorzutragen oder zu singen, mit dem Gedanken: ‚Ich tue das für Kinder, die noch hungriger sind als ich.›

Es ist erwähnenswert, dass die Kultur- und Bildungsarbeit der Jugendkreise und der Hauskomitees von vielen namhaften jüdischen Künstlern unterstützt wurde, wie z.B. von Jonasz Turkow⁴³, der zwanzig Jahre später Irena Sendler für die Auszeichnung mit der Medaille «Gerechte unter den Völkern» vorschlug.

«Darüber hinaus propagierten die Jugendkreise soziales Engagement, sie setzten sich mit der egoistischen Haltung einiger Personen auseinander, die im grausamen Überlebenskampf häufig die einfachsten Werte vergassen, die für das Zusammenleben unentbehrlich waren. Sie regten eine geistige und kulturelle Bewegung der Jugend an. Sie trugen dazu bei, eine gewisse Begeisterung für Ideale zu wecken, und

sie verstärkten ihre Anstrengungen, das Gefühl der Ausweglosigkeit zu überwinden. Das Beispiel der rege arbeitenden Kreise wirkte auf die passiven Kreise motivierend.

Diese Jugendlichen, von der gequälten und an den Grenzen des menschlichen Leids verzweifelten Gemeinschaft der Erwachsenen häufig missverstanden, wurden nicht selten vom Ordnungsdienst verfolgt. Stets mussten sie sich vor den Besatzern verstecken. Aber sie waren empfänglich für jedes gute Wort, jede freundliche Geste, waren offen für Herzlichkeit und sehr dankbar, wenn man ihnen Grossmut bewies – sie waren grossartige Jugendliche.

Sie suchten auch ständig neue Wege, um sich auf den bewaffneten Kampf vorzubereiten. Gemeinsam kämpften sie für jeden Tag. Jeder bemühte sich darum, dass niemand in der ‚Grossfamilie‘ einsam war. Viele Mädchen und Jungen hatte der Krieg von ihren bisherigen Arbeitsplätzen oder vom Unterricht weggerissen. Die einen nahmen jede Arbeit an, um zu überleben, andere engagierten sich im Untergrund und kämpften an allen Fronten für die Freiheit. Nicht wenige nahmen die gefährlichen Mühen des Untergrundunterrichts auf sich, aber viele waren auch ganz apathisch und resignierten völlig. Sie bedurften einer besonderen Zuwendung, man musste ihnen grosse Aufmerksamkeit schenken und ihnen zu Hilfe eilen, damit sie die ihnen vom Schicksal beschiedene Hölle überstanden. Das Los ihrer Familien war in der Regel tragisch. In den Jugendkreisen überwandten sie ihre Zweifel, ihre Schüchternheit, ihr Unvermögen. Dort schöpften sie Mut und trauten sich, ihre Ansichten, Urteile und Meinungen zu äussern. Häufig waren sie jedoch so aufsässig, dass man viel Takt und Beherrschung an den Tag legen und viel Überzeugungsarbeit leisten musste, um sie von vorschnellen Wahnsinnstaten abzubringen. In der Arbeit der Jugendkreise suchte man nach Methoden und Rat, um die vor Verzweiflung ganz stumpf gewordene Umgebung aufzurütteln, um dem tristen, aussichtslosen Ghettoleben einen stärkeren Impuls des Zukunftsglaubens zu ge-

ben. Die Jugendlichen hofften auf ein besseres Morgen. Trotz der dauernden Morde, Gemetzel und Gräueltaten glaubten sie an eine bessere Welt, in der sie gebraucht würden, und schlossen sich dem anschwellenden Strom der politischen Untergrundarbeit im Ghetto immer häufiger an.

Den jungen Menschen blieben die Vorbereitungen des Ghettos auf eine endgültige Auseinandersetzung mit den deutschen Peinigern nicht verborgen. Einige von ihnen waren in den Einheiten, die sich am bewaffneten Kampf direkt beteiligen wollten. Zugleich wurden sie gewahr, dass sie immer mehr vereinsamten, ihre Arbeit zunehmend schwieriger wurde und es für sie so gut wie keine realen Entwicklungsmöglichkeiten mehr gab. Es fiel ihnen auch zunehmend schwerer, eine gemeinsame Sprache und zu einer Verständigung mit der älteren Generation zu finden. Die einen packten willig, die anderen mit immer grösseren Vorbehalten ihre Arbeit an. Geschlossenheit und Solidarität in den eigenen Reihen herzustellen, wurde immer schwieriger.

Über dem Ghetto zogen die letzten schrecklichen Wolken auf⁴⁴.

Im Winter 1942 verschlechterten sich die Lebensbedingungen im Ghetto zunehmend. Erwachsene und Kinder starben an Hunger, Kälte, Krankheiten. Im Januar führte das Sozialamt eine Aktion durch, die den in den verschiedenen Warschauer Stadtteilen bettelnden Kindern den Kampf ansagte. Sie fand, wie Jan Dobraczyński es nach dem Krieg beschrieb, auf Initiative der deutschen Polizei statt: «Deren Kommandant merkte, dass eine grosse Anzahl bettelnder Kinder durch die Warschauer Strassen irrte. Die Aktion sollte folgendermassen vor sich gehen: Eines kalten und verschneiten Tages im Januar schickten wir einige städtische Lastkraftwagen in die Stadt. In jedem fuhren zwei amtliche Sozialarbeiterinnen in Begleitung eines dunkelblauen Polizisten, wie man die polnische Polizei wegen ihrer dunkelblauen Uniform umgangssprachlich nannte, mit. Die aufgegriffenen Kinder wurden mitgenommen und ins Haus der Städtischen Jugendhilfe in die Przebiegstrasse gebracht. Nachdem sie gebadet und umgezogen worden waren und zu essen bekommen hatten, sollten sie dort drei Tage bleiben. In dieser Zeit sollten hinzugezogene Ärzte, Psychologen und Betreuer die ganze Gruppe untersuchen. Als die ersten ‚Buden‘ (LKWs mit Planen) im Hof der Städtischen Jugendhilfe eintrafen und einige Kinder ausstiegen, stellte ich erschrocken fest: Fast die Hälfte der aufgegriffenen Kinder waren jüdische Kinder! Ganz Warschau wusste, dass sich die jüdischen Kinder zum Betteln aus dem Ghetto davonstahlen. Wir kamen ihnen zu Hilfe. Bis zum Ende dieser ‚Aktion‘ griffen wir über dreissig jüdische Kinder auf. Sie bekamen zu essen und verbrachten einige Stunden im Warmen. Ich rief Janusz Korczak (eigentlich Henryk Goldszmit, 1878 oder 1879-1942, Arzt, Pädagoge) an (damals gab

es noch eine Telefonverbindung zum Ghetto) und erzählte ihm von den Kindern. Er sagte mir, er sei bereit, sie aufzunehmen. Wir vereinbarten, dass die Kinder durch ein Loch in der Mauer direkt neben einer Wand des Jugendhilfehauses schlüpfen sollten (die Kinder selbst hatten mich über dieses Loch informiert). Eine halbe Stunde vor der Polizeistunde, nachdem es bereits dunkel geworden war, ging ich mit den Kindern aus dem Haus. Das Loch war mit einem schwarzen, vereisten Schneehaufen getarnt. Einer unserer Mitarbeiter, der an der Mauer stand, rief leise. Eine Stimme antwortete ihm: ‚Wir sind hier, vom Doktor geschickte Die Kinder verschwanden eins nach dem anderen im Loch: Sie näherten sich dem Schneehaufen und waren plötzlich in der Dunkelheit verschwunden. ‚Das letzte Kind geht!‘, rief ich. ‚Es ist schon durchgeschlüpft, gut so‘, hörte ich eine Stimme hinter der Mauer. Und dann rief das letzte Kind, ein hübsches, vielleicht neunjähriges Mädchen, das vorher neben mir gestanden und über verschiedene Dinge des Ghettolebens berichtet hatte: ‚Auf Wiedersehen mit Ihnen.‘⁴⁵

Ich frage Irena Sendler, ob sie sich an diese Geschichte erinnere.

«Selbstverständlich!», antwortet sie. «Wir hatten damals grosse Meinungsverschiedenheiten und sogar einen unangenehmen Streit. Ich konnte nicht verstehen, warum die ganze Kindergruppe nicht in ein Pflegeheim eingewiesen wurde, mit dem wir zusammenarbeiteten. Dobraczyński erklärte, er führe die Anweisung seiner Vorgesetzten aus, die in dieser Angelegenheit auf ausdrücklichen Befehl der Deutschen handelten. Man versprach Dobraczyński, dass, wenn die Kinder noch am selben Tag ins Ghetto zurückkehrten, ihnen kein Leid angetan werde.»

Das war im Winter. Einige Monate später veränderte sich die Lage im Ghetto weiter dramatisch.

«Sowohl ich als auch meine Verbindungsfrauen beobachteten, wie sich die Lebensbedingungen im Ghetto offensichtlich von Tag zu Tag verschlechterten», sagt Irena Sendler. «Einmal, im Sommer, bekam ich die Anweisung, einen Mann durch das Ghetto zu führen. Er wurde von

einer Vertrauensperson (durch den Tunnel unter der Muranowskas-
trasse) ins Ghetto geschleust, um sich von den tragischen Bedingungen
des Alltagslebens der Juden persönlich zu überzeugen. Ich gehörte zu
den wenigen Personen, die ihn inkognito begleiteten. Jeder von uns
hatte ein weisses Taschentuch als Erkennungszeichen bei sich. Dieser
Mensch bewegte sich so durch das Ghetto, als folge er der Route eines
,Reiseführers'. Nach einer bestimmten Zeit übernahm ein anderer es,
ihn zu begleiten.

Es ging vor allem darum, diesem Menschen ein sicheres Geleit zu
geben, damit er unerkant blieb und nicht in eine ausweglose Lage ge-
riet. Es handelte sich dabei um Jan Karski, den Kurier des Komman-
danten der Landesarmee⁴⁶. Aber davon habe ich erst nach dem Krieg
erfahren.»⁴⁷

Verschiedene Untergrundorganisationen, die auf der «arischen»
Seite agierten, kamen der wehrlosen jüdischen Bevölkerung im War-
schauer Ghetto zu Hilfe. Aber diese Hilfe war stets unzureichend. Ret-
tungsaktionen unternahmen auch jeweils verwandte Berufsgruppen. So
retteten z.B. die polnischen Künstler ihre jüdischen Kollegen, die pol-
nischen Juristen jüdische Juristen, die polnischen Ärzte jüdische Ärzte.

In der Nacht des 22. Juli 1942 leiteten die Deutschen (eine ukraini-
sche Einheit und SS-Kampftruppen) die Grosse Aktion der Umsied-
lungen nach Treblinka ein. Sie dauerte bis zum 21. September. Täglich
wurden mehr als 6'000 Kinder, Frauen, Greise vom Umschlagplatz de-
portiert. Damals wurden mehr als 300'000 Juden ermordet.

Der Schriftsteller und Publizist Stefan Korboński⁴⁸ erinnerte nach
dem Krieg, als er bereits im Exil lebte, daran, welchem Misstrauen und
Unverständnis gegenüber den Fakten all jene begegneten, die – nicht
ohne Hindernisse und ihr Leben zu riskieren – die Welt über die Ge-
schehnisse im Warschauer Ghetto informierten: «Es fing damit an,
dass ich mehrere Telegramme hintereinander nach London abschickte,
in denen ich über die am 22. Juli 1942 begonnene Liquidierung des
Ghettos informierte.

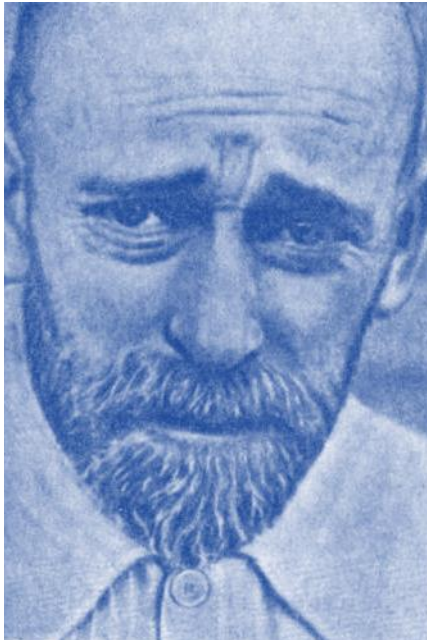
In die Güterwaggons in der Stawki-Strasse wurden täglich 7'000 Menschen geladen und in den Osten, nach Majdanek, transportiert, wo alle vergast wurden. Ich war ausserordentlich verblüfft, dass die BBC trotz ihrer bisherigen Praxis keine Verwendung für diese Telegramme fand und meine Informationen mit keinem Wort erwähnte. Ich schickte also ein Einzeltelegramm mit der Forderung, die Gründe für dieses Schweigen zu erklären. Mein Erstaunen war noch grösser, als auch dieses Telegramm unbeantwortet blieb. Ich gab mich nicht geschlagen, eilte zur Telegrafienstation und wies die Telegrafanten an, bei jeder Verbindung mit London Antwort auf die erwähnten Telegramme zu fordern. Dieses Spiel zog sich über mehrere Tage hin, bis die Regierung, offensichtlich aufgrund der täglichen Alarme der Londoner Telegrafienstation, endlich reagierte. Ihr Telegramm blieb eine Erklärung schuldig. Es lautete wörtlich: ‚Nicht alle eure Telegramme verdienen es, öffentlich gemacht zu werden‘

Ich zerbrach mir den Kopf über den Sinn dieses Telegramms. Hier deportieren und ermorden sie 7'000 Menschen pro Tag, und London meint, diese Nachricht sei nicht wert, publik gemacht zu werden. Erst einen Monat später verbreitete die BBC eine Meldung, die sich auf unsere Informationen stützte, und viele Monate später erklärte mir ein Regierungskurier, der mit einem Fallschirm über Polen abgesprungen war: ‚Ihren Telegrammen wurde kein Glauben geschenkt. Die Regierung glaubte Ihnen nicht, die Engländer glaubten Ihnen ebenso wenig. Man dachte, Sie hätten es mit der antideutschen Propaganda etwas übertrieben. Erst als die Engländer die Bestätigung dieser Informationen aus ihren Quellen erhielten, gerieten sie in Verlegenheit, und die BBC brachte Ihre Informationen⁴⁹‘ Im Ringelblum-Archiv sind viele unmittelbare Berichte aus jener Zeit erhalten geblieben. Sie sprechen für sich.

Natan, der in einem so genannten Shop⁵⁰, der Ostdeutschen Bautischlerei-Werkstatt, arbeitete, notierte: «In der Nacht vom 5. auf den 6. September (1942) verbreitete sich eine Hiobsbotschaft. Alle Shops, alle ‚Aussenposten‘, die zur Arbeit bei den Deutschen auf die ‚arische

Seite' gehen, werden aufgelöst. Bis Sonntag, den 6. September, um 10 Uhr morgens, müssen alle ihre Wohnungen verlassen und im Karree zwischen den Strassen Mila, Lubecki und Stawki antreten. Dort findet eine neue Selektion der Arbeiter statt, und nur solche, die sie erfolgreich bestehen, dürfen in ihre Wohnungen zurückkehren. Ich selbst wohne in der Milastrasse 6; am 6. September stand ich seit dem frühen Morgen am Fenster und beobachtete alles. Kein Bericht, kein Bild vermag den Albtraum jenes Morgens wiederzugeben. Einige zehntausend ausgemergelte, verzweifelte, ungewaschene Gesichter. Mütter mit Kindern auf dem Arm, weinende Kinder, den Müttern mit Gewalt entrissen. Massen, Massen und immer wieder diese Massen, die hin und her irren, mit verzweifelten Blicken. Der Zug nimmt kein Ende. Und diese Selektionen finden statt, und ein Teil kehrt zurück, doch die Mehrheit – einige zehntausend – wird zum Umschlagplatz abgeführt.»⁵¹

*Und ich habe es mit eigenen
Augen gesehen...*



Janusz Korczak

Die deutsche Grausamkeit kannte keine Grenzen. Während der tragischen Tage des heissen Sommers 1942 «schloss man jeder Gruppe Deportierter Kinder aus Horten und Waisenheimen an.»⁵²

Teresa Prekerowa zitiert aus der von der Landesarmee im Dezember 1942 veröffentlichten Broschüre *Liquidierung des Warschauer Ghettos*, in der Antoni Szymanowski über die Ereignisse des 19. August schrieb: «Gestern ordnete man an, dass alle jüdischen Kinder am nächsten Morgen auf dem Umschlagplatz anzutreten hätten. Auch die, die über keine Arbeitsscheine verfügten. Die Verbissenheit, mit der kleine Kinder verfolgt werden, ist verblüffend. Heute Abend sah ich an der Ecke Gęsia- und Okopowastrasse eine Gruppe von circa 150 bis 200 Kleinkindern, eng zusammengepfercht. Gegenüber standen einige Deutsche mit Gewehren, die auf diese kleine Schar gerichtet waren. Die Kinder waren offensichtlich wahnsinnig vor Angst, sie weinten, duckten sich, kauten an ihren Fingernägeln. An der Seite, abgetrennt, stand eine Frauengruppe – das waren wohl die Mütter. Eine von ihnen trat aus der Reihe, rannte auf einen Deutschen zu, um ihm etwas zu erklären, sie gestikuliert, zeigte auf ein Kind. Der Deutsche brüllte sie so an, wie nur sie das können – und befahl ihr, zu den anderen zurückzukehren. Er drohte ihr mit seinem Gewehr. Als sie sich umdrehte und zurückrannte, schoss er und legte sie auf der Stelle um.»⁵³

Irena Sendler beschreibt, wie sie Janusz Korczak in Erinnerung behalten hat, als er mit den Kindern seines Waisenheims in den Tod ging. Obwohl er damals schon sehr krank war, ging er erhobenen Hauptes, mit versteinertem Gesicht, scheinbar beherrscht: «Er schritt an der Spitze jenes tragischen Zugs. Das jüngste Kind hielt er auf dem Arm,

und einen anderen Kleinen führte er an der Hand. In den Erinnerungen verschiedener Leute heisst das einmal so, einmal anders, was nicht bedeutet, dass jemand sich irrt. Man muss bedenken, dass der Weg vom Waisenhaus zum Umschlagplatz ein langer Weg war. Er dauerte vier Stunden. Ich sah sie, als sie von der Zelazna- in die Lesznostrasse abbogen.

Die Kinder waren festlich gekleidet. Sie trugen blaue Drillichuniformen. Der ganze Zug schritt in Viererreihen, mit federndem Gang, rhythmisch, würdig zum Umschlagplatz – zum Todesplatz.

Und was sagte die Welt dazu? Die Welt schwieg!

Wie aber konnte es dazu kommen, wie konnte es sein, dass ganz kleine Kinder und die vielen heranwachsenden Jugendlichen, die Zierde der Zukunft eines jeden Landes, hier in Polen, in Warschau, an einem heissen Sommertag im August 1942 in Massen in den Tod gingen? Und Kinder aus anderen Heimen und Internaten waren bereits umgekommen. Die Kinder gingen mit dem Gedanken an das Theaterstück *Das Postamt* von Rabindranath Tagore⁵⁴, das sie kurz zuvor noch in ihrem Heim aufgeführt hatten.

Um besser zu verstehen, warum den Kindern Teile dieses Märchens erzählt wurden, gebe ich seinen Inhalt in Kürze wieder.

Der kleine Junge Amal ist krank. Er muss in seinem Bettchen liegen. Seine einzige Unterhaltung besteht darin, das Leben durch das Fenster zu beobachten. Am Fenster gehen ein Briefträger, ein Blumenmädchen, ein Wasserträger, ein Milchmann vorbei. Kinder spielen vor dem Fenster. Blumen duften betörend. Man hört Gesang. Der kleine kranke Junge nimmt das alles in sich auf und freut sich an diesem Geschehen. Er sehnt sich nach Freiheit, er möchte aufs Land fliehen und die Sonne geniessen, Blumen küssen. Doch der strenge und gedankenlose Arzt ordnete an, das Fenster mit Brettern zuzunageln und weder die Anzeichen des Herbstes noch die Sonne ins Zimmer hereinzulassen. Und

dem Kleinen scheint es, dass ein grosser Berg vor dem Fenster seine Hände gen Himmel streckt!

Amal liebt diese Hände. Er bricht aus dem schwülen Zimmer aus, um einen Weg zu gehen, den niemand kennt. Er beruhigt sich, als man ihm versichert, es komme eine Zeit, wo der Arzt selbst ihn hinausführen wird. Doch jemand anderer, klügerer kommt zu ihm und befreit ihn.

Der Trauermarsch machte immer wieder kleine Pausen. Die Kinder mussten sich etwas ausruhen. Und ich stellte mir damals vor, wie Janusz Korczak ihnen erzählte, gerade sei ein Brief vom König eingetroffen, der sie – genauso wie in jenem Märchen – zu einer langen Wanderung auf einem breiten Weg auffordert, dorthin, wo wunderschöne Blumen blühen, ein Bächlein plätschert und der grosse Berg seine Hände gen Himmel streckt...

Die Kinder sollten ja nichts erfahren, bis zu dem Augenblick, wo die todbringenden Hände der deutschen Verbrecher hinter ihnen die Tür des mörderischen Waggons zuknallen, dessen Ziel Treblinka ist und den Tod bedeutet.

Die Kinder sollten die Wahrheit bis zuletzt nicht erfahren. Die jüngsten Kinder hielten Püppchen in ihren kleinen Händchen, die Prof. Wladyslaw Witwicki aus Plastilin für sie gefertigt und seinen beiden Assistentinnen Dr. Romana Wyszacka und Dr. Estera Markin geschickt hat.

Und diese Kleinen, die Püppchen in den Händen haltend, ahnten noch nicht, dass sie im nächsten Augenblick von den Naziverbrechern in den tödlichen Waggons, voller Karbid und Kalk, eingesperrt und den letzten Weg ihres Lebens gehen würden.

Der tragische Sommer dieses Jahres war wirklich die Hölle. Ständig gab es, auch unter gewöhnlichen Passanten, Strassen – razzien; Hunger und Fleckfieber rafften Tag für Tag Menschen dahin, und dazu kamen noch die ununterbrochenen Schiessereien auf Menschen, die ebenso unschuldig wie wehrlos waren.

Die Kinder von diesen Grausamkeiten abzulenken, vermochte sich nur Korczak auszudenken und zu verwirklichen, der ein grosses Herz

für Kinder hatte. Mit seinem klugen Verstand vermochte er in dieser Hölle des Ghettos das Schlimmste zu erahnen.

Und tatsächlich, das Schlimmste war schon sehr, sehr nahe. Es näherte sich in einem erschreckenden Tempo der Ghettomauer. Deshalb wählte Korczak ein Stück, das optimistisch endete. Denn jetzt eben erreichte uns der Brief vom König, erzählte er den Kindern, der sie in ein schönes befreites Land einlädt.

Ich hatte damals diese Aufführung besucht. Und als ich am 6. August den tragischen Zug auf der Strasse sah, sah, wie die unschuldigen Kinder gehorsam im Todesmarsch gingen und den optimistischen Worten des alten Doktors lauschten, weiss ich nicht, warum es weder mir noch den anderen Augenzeugen das Herz brach.

All meine höchst dramatischen Kriegserlebnissen, wie die Folter im Pawiak, bei der Gestapo in der Aleja Schucha, die sterbenden Jugendlichen im Krankenhaus der Warschauer Aufständischen, in dem ich Krankenschwester war, haben bei mir keinen solchen Eindruck hinterlassen wie der Anblick dieses Zugs von Korczak, der ganz ruhig mit den Kindern in den Tod ging.

Bis heute verstehe ich nicht, dass die Zeugen des Trauermarsches an jenem Tag nichts unternommen haben. Bestürzung machte sich auf der Strasse breit, aber man schwieg! Ich weiss, dass niemand helfen konnte.⁵⁵ Man war wehrlos, verängstigt, terrorisiert. Erschöpft von drei Jahren des Kampfes um jeden Tag des Lebens. Der Untergrund war bereits im Ghetto aktiv, verfügte jedoch noch nicht über Möglichkeiten, der Macht Deutschlands die Stirn zu bieten. Und Waffen gab es nicht.

Man muss es offen und ehrlich sagen: Die im Ghetto sterbenden Juden waren einsam. Selbst in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten schenkte man den Worten der Augenzeugen der Verbrechen, die jeden Tag des Krieges an Juden im von den Deutschen besetzten Polen begangen wurden, keinen Glauben.

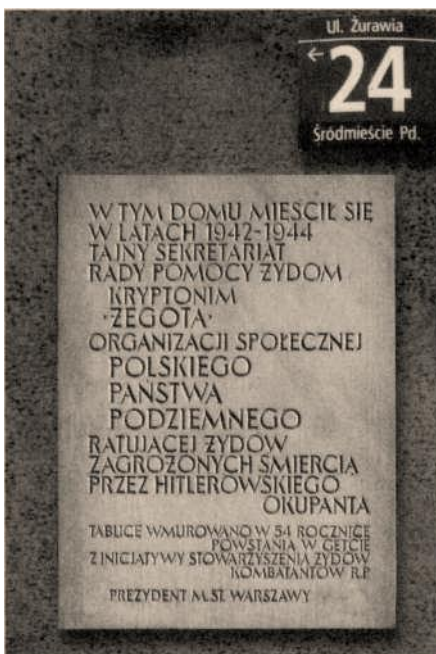
Und ich habe es mit eigenen Augen gesehen...

In diesem Haus in der Zurawiastrasse 24 befand sich in den Jahren 1942 bis 1944 das Geheimssekretariat des Judenhilferats, dessen Deckname Zegota war, eine ehrenamtliche Organisation des polnischen Untergrundstaates zur Rettung der Juden, denen seitens der nationalsozialistischen Besatzer der Tod drohte.

Die Tafel wurde am 54. Jahrestag des Warschauer Ghettoaufstands auf Initiative des Jüdischen Kombattantenbundes eingeweiht.

Der Präsident der Stadt Warschau

Warum der Zegota entstand



Zegota-Tafel in der Żurawiastrasse 24 in Warschau

Nach der so genannten Grossen Aktion blieben im Ghetto nur die Arbeiter zurück, die in den für die Deutschen produzierenden Betrieben beschäftigt waren, ferner deren Familien sowie einige Menschen, die im Versteck lebten und über keine Arbeits-scheine verfügten. Offiziell lebten damals circa 40'000 Juden im Ghetto, doch Historiker schätzen, dass dazu noch weitere 30'000 Menschen kamen, die sich illegal dort aufhielten. Die Grosse Aktion war für die terrorisierte polnische Gesellschaft und die Untergrundaktivisten, die dem Ausmass der Tragödie hilflos gegenüberstanden, ein Schock gewesen.

Unmittelbar nach dem Ende der Grossen Aktion, im Oktober 1942, verstärkten die Deutschen ihre Kontrollen. Sie führten eine strikte Aufsicht über das Sozialamt ein. Sie überprüften vor Ort, ob die deklarierte Hilfe wirklich wie angegeben ankam. Wären die wahren Empfänger aufgefliegen, hätte dies nicht nur für die Mitarbeiter des Sozialamts, sondern vor allem für tausende ihrer Schützlinge tragische Folgen gehabt. Die Not war gross, und die Mittel wurden immer knapper.

«Eine meiner Kolleginnen, Stefa Wichlińska⁵⁶», erinnert sich Irena Sandler, «kannte meine schwierige Lage. Sie wusste, dass ich den Juden inoffiziell half. Sie berichtete mir von der Arbeit einer neu entstandenen Organisation, die den Namen Zegota trug und unter anderem auf die Initiative der namhaften Schriftstellerin Zofia Kossak-Szczucka⁵⁷ zurückging. Das war bereits im Dezember 1942. Sie nannte mir eine Adresse in der Stadtmitte (Zurawiastrasse 24, Wohnung 4, dritter Stock), wo ich mich melden und nach Trojan fragen sollte. Als ich dort auftauchte, öffnete mir – wie ich erst später erfuhr – Marek Arczyński⁵⁸ die Tür, um mich dann in ein winziges Zimmerchen am Ende der Diele

(mit fünf Zimmern handelte es sich um eine sehr grosse Wohnung) zu führen. Dort fand ich Trojan bzw. Julian Grobelny⁵⁹, den Vorsitzenden des Zegota, vor. Ich berichtete ihm ausführlich von unserer konspirativen Judenhilfe und den Schwierigkeiten, die uns die von den Deutschen verordneten drastischen Sparmassnahmen bereiteten. Trojan hörte mir aufmerksam zu und stellte mir einige Fragen. Danach sagte er: ‚Lassen Sie uns zusammenarbeiten, denn Sie verfügen über einen vertrauenswürdigen Kolleginnenkreis, und wir haben Geld.‘ Später vertraute er mir die Leitung des Referats für Judenkindertilfe an. Auf diese Weise wurde ich eine recht aktive Mitarbeiterin des ehrenamtlichen Hilfskomitees für die jüdische Bevölkerung, das den Namen Zegota trug.»

Die bekannte polnische Schriftstellerin Zofia Kossak-Szczucka (die sich vor dem Krieg durchaus judenfeindlich geäussert hatte), schrieb bereits im August 1942: «Die Welt blickt auf dieses Verbrechen, das schrecklicher als alles ist, was die Geschichte je gesehen hat, und – schweigt. Das Abschlachten von Millionen wehrloser Menschen findet inmitten eines allgemeinen feindlichen Schweigens statt. Es schweigen die Henker, sie rühmen sich ihrer Taten nicht. Weder die Engländer noch die Amerikaner ergreifen das Wort, sogar das einflussreiche internationale Judentum, das früher so empfindsam für jedes Leid der Iren war, schweigt.»⁶⁰

Das waren schmerzliche Worte, und für viele kamen sie zu spät. Denn jenen Menschen, die umgekommen waren, konnte man nicht mehr helfen. Doch das Bewusstsein, das Leben der übrig gebliebenen sei bedroht, war eine Aufforderung, aktiv zu werden: und zwar schnell und wirksam. Die Wirksamkeit war durch die viel zu geringe Zahl der Mittel beschränkt. Aber die Worte rüttelten das Gewissen vieler Leute im Untergrund auf. Sie erkannten die Notwendigkeit, eine überparteiliche Untergrundorganisation zu gründen, mit dem Ziel, den Juden zu helfen. Sie riefen eine konspirative Institution ins Leben, die ihre Finanzmittel unmittelbar von den Behörden Untergrundpolens erhielt

und deren direkter Vorgesetzter die Regierungsvertretung (Delegatura) der Republik Polen im Exil war. Bei ihr gingen nämlich die Überweisungen der jüdischen Organisationen aus den Vereinigten Staaten ein.

Zofia Kossak behauptete entschieden: «Wer angesichts dieses Mordes schweigt – wird zum Komplizen des Mörders. Wer ihn nicht verurteilt, der stimmt ihm zu.»

Am 27. September 1942 entstand, mit Zofia Kossak-Szczucka und Wanda Krahelska-Filipowiczowa⁶¹ an der Spitze, das Provisorische Judenhilfekomitee, das am 4. Dezember 1942 zum Judenhilferat⁶² wurde und unter der Führung des fiktiven Konrad Zegota stand. Im ersten Funkspruch, der am 31. Oktober 1942 nach London zu Händen von Stanisław Mikołajczyk, dem stellvertretenden Ministerpräsidenten der Exilregierung, geschickt wurde, ersuchte man um «eine Geldhilfe in Höhe von einer halben Million Złoty im Monat»! So gross war der Bedarf. Bis zum 4. Dezember wies die Inlandsvertretung der Regierung nur 70'000 Złoty (und das in zwei Raten!) an. Das Geld blieb bis zum Kriegsende knapp, dafür funktionierte die Organisation umso besser. Man bemühte sich, auf verschiedene Weise finanzielle Mittel aufzutreiben. Jedes der Ratsmitglieder hatte eine bestimmte Funktion. Als Irena Sendler die Leitung des Kinderreferats⁶³ übernahm, konnte sie über einen Etat von circa 80'000 Złoty im Monat verfügen. Bereits in den ersten Monaten des nächsten Jahres (1943) lag der Etat bei 100'000 Złoty. Und unmittelbar vor dem Warschauer Aufstand betrug er 250'000 Złoty.

Am meisten beeindruckte mich die sorgfältig geführte Buchhaltung während der damaligen Kriegswirren. Alle, die mit der Zustellung fester Geldbeträge (normalerweise 500 Złoty und in Ausnahmefällen 1'000 Złoty) befasst waren, nahmen Quittungen von ihren Schützlingen oder deren Betreuern entgegen, die in eigens dafür angelegten Heften penibel aufgelistet wurden. Geführt wurden sie u.a. von Maurycy Herling-Grudziński⁶⁴, einem Mitarbeiter des Judenhilferats, der vor dem Krieg Rechtsanwalt gewesen war.

«Die für die Kinder bestimmten Gelder nahm ich direkt vom Vorsitzenden des Zegota, Julian Grobelny, entgegen», erzählt Irena Sendler, «und mit ihm musste ich später auch abrechnen. Ich liess mir Quittungen geben, denn durch meine Hände gingen grosse Geldsummen und ich empfand es als Erleichterung, wenn ich nachweisen konnte, dass jene Menschen sie bekamen, für die sie vorgesehen waren.»⁶⁵

Heute, mehr als sechzig Jahre danach, fällt es schwer nachzuweisen, aus wie vielen ehrenamtlichen Helfern das Kinderreferat des Rats bestand. «Die Arbeit im Rahmen des Judenhilferats stand für Irena Sendler selbstverständlich an erster Stelle», schrieb Teresa Prekerowa, «ihrer Tatkraft, Opferbereitschaft und ihrer grenzenlosen Hingabe verdankte das Referat seinen Erfolg und Wirkungskreis. Von den über zehn Personen, mit denen sie zusammenarbeitete, waren nur zwei, höchstens vier in die Angelegenheiten des Judenhilferats eingeweiht. Die anderen, die mit ihr – grossenteils sogar sehr eng – zusammenarbeiteten, die Gelder verteilten und die geretteten Kinder betreuten, wussten nichts von der Existenz eines Judenhilferats.»

«So waren die Regeln der Konspiration», betont Irena Sendler. «Ihr oberstes Gebot war, über die eigene Arbeit zu schweigen. Das hatte aber auch negative Konsequenzen, zum Beispiel nach meiner Verhaftung durch die Gestapo: Die eng mit mir zusammenarbeitenden Kolleginnen brauchten viel Zeit, um den einzigen Mann ausfindig zu machen, der mir helfen konnte. Aus heutiger Perspektive, viele Jahrzehnte später, komme ich zu dem Schluss, dass der Zegota eine ausserordentlich grosse Bedeutung hatte, und zwar für Juden wie für Polen. Er gab all jenen eine Überlebenschance, die bei der Grossen Aktion mit dem Leben davongekommen waren. Seine Hilfe bestand nicht nur in gelegentlicher Unterstützung. Im Gegenteil, der fortwährende Kontakt zu den Personen, die die Geldbeträge überbrachten, gab den Juden angesichts der tödlichen Bedrohung ein Gefühl der Sicherheit; sie hatten den Eindruck, jemand dachte an sie und wollte ihnen helfen. Die vom Zegota geleistete materielle Hilfe war minimal, aber systematisch. Die

Summen, die unsere Schützlinge erhielten, waren unzureichend in ihrer Situation und standen in keinem Verhältnis zu den kontinuierlich steigenden Preisen. Ich erinnere mich an Zeiten, in denen ein Kilo Speck 1'400 Złoty kostete. Aber bei den unmittelbaren Kontakten mit den untergetauchten Menschen hörte ich häufig, dass unsere Hilfe in ihrer tragischen Lage ein Hoffnungsschimmer war. Manche erinnern sich bis heute daran. Sie schreiben darüber in Erinnerungsbüchern und in ihren Briefen an mich.

Für die polnische Gesellschaft war die aktive Arbeit des Zegota ebenfalls von grosser Bedeutung. Der Zegota veröffentlichte in der Untergrundpresse zahlreiche Aufrufe an die Vertreter der polnischen Regierung und forderte sie wiederholt auf, die *Szmalcowniks* (im Besatzungsjargon: Erpresser; eine Art die jüdische Zwangslage ausnutzende Mafia) entschieden zu bekämpfen. Für ihre Schandtaten drohte ihnen die Todesstrafe. Der Zegota organisierte auch den Druck und Vertrieb von Flugblättern, in denen die von der Besatzungsmacht terrorisierte und eingeschüchterte polnische Gesellschaft aufgefordert wurde, den Juden zur Hilfe zu kommen. Denn die Rettung eines Menschen (egal, ob Erwachsener oder Kind) jüdischer Herkunft erforderte den Einsatz von mindestens zehn Polen.»

Wenn es sie wirklich gibt
Die Elysischen Felder
So denke ich mir Herr
Du gestattest in deiner Güte

Dass Rachela und Jojne
Sich ruhig dort niederlassen
Und warten bis ihre Eltern
Sie rufen

Sie waren vielleicht noch zu klein
Als man ihnen Flügel machte
Und sie nach oben segelten
Zur Sonne
Von Gewehrkolben geschoben

Heute weiss niemand mehr
Wo sich ihr Haus befand
Und auf welchem Tisch die Menorah stand

Und wenn du uns
Deines Sohnes Leid
Auf Erden übel nimmst
Erbarme dich derer
Aus dem Stamme Juda
Entsprossen

Ein Kinderantlitz
Was kann es dafür
Dass das Kreuz auf Golgatha
Den Gottesleib trug

Züge kleiner Schatten...
Spielzeug verlassen...
Berge von Kleidchen und Schühchen...
Blieb von ihnen zurück
So wenig
Viel zu wenig!

*Für Irena Sandler
mit grosser Hochachtung und Hingabe*

Agata Baranska, 6. Juni 2001

Die Rettung der Kinder



Plan des Ghettos

Seit den ersten Tagen der deutschen Besatzung verband Irena Sendler zwei Formen der Berufstätigkeit miteinander: die offizielle in der Stadtverwaltung Warschau und die konspirative Arbeit. Beide dienten derselben Sache: die Juden vor der Vernichtung zu retten, zu der sie von den Besatzern verurteilt waren, Erwachsene wie Kinder. Das von ihr geleitete Referat war darauf spezialisiert, den Kindern Unterschlupf zu gewähren, denen es gelungen war, sich aus den Ghettomauern zu befreien, sowie Kinder unterschiedlichen Alters aus dem Ghetto hinauszuschleusen und ihnen ein Leben auf der «arischen» Seite zu organisieren. Die Kinder wurden – je nach Alter, Geschlecht und Aussehen – teils in polnischen Familien, teils in klösterlichen und weltlichen Pflegeheimen untergebracht. Ältere Jugendliche kamen (nicht ohne Hindernisse!) zu den Partisaneneinheiten. Jeder Fall war anders. Bevor man die Kinder aus dem Ghetto hinausschleusen konnte, galt es, Informationen über das familiäre Umfeld des Kindes zu sammeln, nicht ohne die Unterstützung von Personen, die mit dem Judenrat oder der CENTOS (Ewa Rechtman) zusammenarbeiteten.

Es war wichtig, dass das Kind, das hinausgeschleust werden sollte, polnisch sprach. Man musste ihm Dokumente ausstellen, also etwa eine falsche Geburtsurkunde besorgen, wobei katholische Pfarrämter halfen.

«Die schrecklichen Lebensbedingungen im jüdischen Wohnbezirk dezimierten buchstäblich seine Einwohner», so Irena Sendler. «Es gab viele Häuser, in denen keine Erwachsenen mehr lebten und nur noch verwaiste, hilflose Kinder zurückgeblieben waren. Ein Weg, sie zu retten, war selbstverständlich, sie aus dem Ghetto herauszuholen. Wir

konnten sie jedoch nicht alle auf einmal herausholen. Erst einmal musste man ihnen vor Ort helfen, indem man für sie Betreuung organisierte und sie mit Lebensmitteln versorgte. Die Strassen im Ghetto waren voll von bettelnden Kindern. Wir sahen sie beim Betreten des Ghettos, und wenn wir es nach einigen Stunden verliessen, waren es häufig nur noch kleine, mit Zeitungen bedeckte Leichen.»

«Weil die Erwachsenen starben, gab es immer mehr Waisenkinder», schrieb auch Ruta Sakowska⁶⁶, der wir es verdanken, dass wir heute mehr über den Hunger im Ghetto wissen. Zum Beispiel erhielten seine Einwohner im September 1941 2,5 kg Brot im Monat auf Lebensmittelkarten. Aber bereits im Oktober desselben Jahres wurde diese Zuteilung auf 2 kg gekürzt. «Die Erwachsenen teilten ihre bescheidenen Lebensmittelrationen bis zuletzt mit den Kindern», betont Sakowska. Mitte Juli, unmittelbar vor der Grossen Aktion, schnellten die Lebensmittelpreise plötzlich in die Höhe. Ein Kilo Brot, das zuvor 10 Złoty kostete, verteuerte sich systematisch auf 20, 45, 80 und schliesslich 100 Złoty. Die Kartoffeln von fünf Złoty auf 300 Złoty pro kg. Viele verzweifelte Juden meldeten sich freiwillig zur Abreise, nachdem bekannt gegeben wurde, jeder erhalte pro Person 3 kg Brot und 1 kg Marmelade mit «auf den Weg»⁶⁷.

«Meine Kolleginnen und ich nahmen Kontakt zu Familien auf, von denen wir wussten, dass sie Kinder haben», erinnert sich Irena Sendler. «Wir sagten ihnen, dass wir die Möglichkeit hätten, sie zu retten, indem wir sie auf die andere Seite der Mauer brächten. Natürlich stellte sich grundsätzlich die Frage nach der Erfolgsgarantie unserer Aktion. Wir mussten ehrlich antworten, dass wir keine Garantien geben konnten. Ich sagte ihnen offen, dass ich nicht einmal wüsste, ob es gelingen würde, noch am selben Tag zusammen mit dem Kind das Ghetto sicher zu verlassen. Daraufhin spielten sich Szenen wie in Dantes *Inferno* ab. Zum Beispiel konnte es passieren, dass der Vater sich damit einverstanden erklärte, das Kind in meine Obhut zu geben, die Mutter aber nicht. Und die Grossmutter umarmte das Kind inniglich, brach in Tränen aus und schluchzte: ‚Für nichts in der Welt trenne ich mich von

meiner Enkelin!' Manchmal verabschiedete ich mich von diesen unglücklichen Familien, ohne das Kind mitzunehmen, und suchte sie am nächsten Tag wieder auf, um zu sehen, wie es den Familien ergangen war. Nicht selten stellte sich heraus, dass alle bereits auf dem Umschlagplatz waren.

Eine der Frauen, die sich weigerte, ihren Sohn abzugeben, war die Ehefrau von Artur Zygielbojm⁶⁸. ‚Was auch immer mir bestimmt ist, wird auch meinem Sohn bestimmt sein‘, sagte sie der Verbindungsfrau, die ihr helfen wollte, ein sicheres Versteck für ihr Kind zu finden. Beide kamen im Mai 1943 während des Ghettoaufstands ums Leben.»

«Die Mütter, die uns ihre Kinder anvertrauten, hatten Tränen in den Augen», erzählt Irena Sendler. «Wie schwer fiel es jeder von ihnen, ihre Kleinen aus der Hand zu geben! ... Denn wer konnte schon wissen, ob sie sie jemals wiedersehen würden?»

Katarzyna Meloch, eines der Holocaust-Kinder, sagt: «Mütter wie die von Grynberg und Głowiński waren die wahren Kriegsheldinnen. Es waren Mütter, die ihre Babys fremden Menschen anvertrauten, damit sie überleben.»

«Die jüdischen Mütter bereiteten ihre Kinder manchmal monatelang auf das Leben auf der ‚arischen‘ Seite vor», erzählt Irena Sendler. «Sie gaben ihnen eine andere Identität. Sie sagten: ‚Du heisst nicht Icek, sondern Jacek. Nicht Rachela, sondern Roma. Und ich bin nicht deine Mutter, sondern ich war euer Dienstmädchen. Du gehst jetzt mit dieser Dame, denn dort wartet vielleicht deine Mama auf dich.»

Als einer der Geretteten vierzig Jahre später Schwester Jolanta – die meisten geretteten Kinder kannten Irena Sendler lange Zeit nur unter diesem Namen – fragte, wie seine Mutter ihn fremden Leuten anvertrauen konnte, antwortete sie: «Ihre Mutter vertraute Sie uns aus Liebe an...»

Es gab verschiedene Möglichkeiten, die Kleinkinder aus dem Bezirk der Vernichtung zu retten. Aber man war auf die Hilfe der jüdischen Polizei angewiesen, damit die Aktion Aussicht auf Erfolg hatte.

«Wir mussten rechtzeitig in Erfahrung bringen, aus welchen Häusern die Bewohner als Nächste dazu bestimmt waren, sich zum Umschlagplatz zu begeben», erzählt Irena Sendler. Wir zählten dabei auch auf die Hilfe der Polizisten, die die Jugendlichen auf die ‚arische‘ Seite der Stadt zur Arbeit geleiteten. Die älteren Jugendlichen aus dem Ghetto herauszuholen war schwierig. Es galt, eine ganze Gruppe junger Burschen sowie einen Polizisten ausfindig zu machen, die bereit waren, den Grausamkeiten des Ghettos zu entfliehen. Diese Gruppen wurden bei besonders vertrauenswürdigen polnischen Familien untergebracht, um sie einige Tage später in Absprache mit der Führung der Untergrundorganisationen in den Wald zu den Partisanen zu bringen.

Kleinkinder hingegen wurden meistens durch das Gerichtsgebäude in der Lesznostrasse hinausgeführt. Dieses Gebäude hatte zwei Eingänge: einen auf der Ghattoseite und einen anderen auf der ‚arischen‘ Seite (in der Ogradowastrasse). Sie standen offen, und mit Hilfe der mutigen Hausmeister konnte man zusammen mit dem Kind auf die andere Seite der Mauer gelangen. Die Kinder wurden aber auch in Feuerwehrautos, Ambulanzen oder in der Strassenbahn aus dem Ghetto geschmuggelt, Letzteres etwa, indem man die Hilfe des mit uns befreundeten Trambahnfahrers Leon Szeszko in Anspruch nahm. Man brachte das Kind zu ihm, wenn er Dienst hatte, er fuhr dann sofort los. Ältere Kinder wurden zusammen mit den Arbeitskolonnen hinausgeführt.

Auf diese Weise wurde der kleine Stefanek gerettet, heute ein älterer Herr, der sein genaues Alter gar nicht kennt. Er verfügt lediglich über eine Ersatzgeburtsurkunde. Er überlebte den Krieg und wohnt heute an der polnischen Westgrenze. Er erzählte mir, wie er unter den Mantel eines erwachsenen Mannes kroch und seine nackten Füßchen in dessen Stiefel steckte.

Sich am Hosengürtel dieses Mannes festhaltend, gelangte er aus dem Ghetto. Vor dem Ghattotor wurde er von einer dorthin bestellten Vertrauensperson übernommen. Einige Kinder wurden auch in Säcken, Kartons und Körben hinausgetragen. Die Säuglinge versetzte man mit Hilfe von Medikamenten in einen tiefen Schlaf und versteckte sie dann in besonderen kleinen Kisten, die mit Luftlöchern versehen waren. In Ambulanzwagen, die Desinfektionsmittel ins Ghetto brachten, wurden sie auf die ‚arische‘ Seite befördert (der Fahrer Antoni Dabrowski hatte sich bereit erklärt, mit uns zusammenzuarbeiten.)» Auf diese Weise wurde etwa die sechs Monate alte Elżbieta Ficowska gerettet, die gerührt erzählt, in ihrem Leben gebe es drei Mütter: eine jüdische, die sie nie kennengelernt hat (sie hat nicht einmal ein Foto von ihr!), eine polnische, Stanisława Bussoldowa, bei der sie gross geworden ist, und Irena Sendler, der sie ihr Leben verdankt.

Einige Kinder schmuggelte man durch die Keller der Häuser, die unmittelbar an Gebäude der «arischen» Seite angrenzten. Als Fluchtweg dienten aber auch Abwasserkanäle. Auf diese Weise verliess etwa der damals vierjährige Piotrus Zysman (der heute, mittlerweile um die sechzig, unter dem Namen Piotr Zettinger⁶⁹ lebt und sich als Ingenieur in Schweden niedergelassen hat) das Ghetto.

Eine Verbindungsfrau brachte den Jungen zusammen mit seiner Cousine mitten in der Nacht zu Irena Sendler. Sie badete die Kinder sofort und wusch ihre Kleider. Aber sie hatte nicht genug Seife. Ohne viel darüber nachzudenken, ging Irena zu ihrer Nachbarin, um sich Seife zu leihen. Die Nachbarin gab ihr Seife, konnte sich aber am nächsten Tag den Kommentar nicht verkneifen: «Sie sind wohl verrückt geworden! Mitten in der Nacht zu waschen!»

Den geretteten Juden musste man folgende Papiere verschaffen: eine Geburtsurkunde für die Kinder, und eine authentische Kennkarte für die Erwachsenen. Denn ohne diese Dokumente konnten sie nicht einmal Lebensmittelkarten beziehen. «Das war die wichtigste Vorausset-

zung, die zu erfüllen war, wollte man jemanden retten. Im Falle einer Kontrolle durch die Deutschen mussten wenigstens die Papiere in Ordnung sein.»⁷⁰

«Wir standen mit dem Ehemann einer der Verbindungsfrauen in Kontakt, der im Einwohnermeldeamt arbeitete und auf diesem Weg allen Geretteten authentische Kennkarten mit dem entsprechenden Fingerabdruck ausstellen konnte. Danach mussten sich die Geretteten – wieder auf konspirativem Wege – bei Stanisława Bussoldowa (die ausserordentlich hilfsbereit war), der Verwalterin des Hauses in der Kaiszynyńskastrasse 5 im Stadtteil Praga, melden.»

Problematisch war vor allem die Unterbringung der Erwachsenen. Häufig begriffen sie nicht die Notwendigkeit, sich extrem ruhig in den Wohnungen der Menschen zu verhalten, die sie unter Lebensgefahr bei sich versteckten. Sie konnten und wollten nicht verstehen, dass schon das Hinauslehnen aus dem Fenster oder ihr Aufenthalt auf dem Balkon sowohl für sie als auch für ihre Betreuer eine Gefahr darstellte.

Diejenigen, die gut aussahen, insbesondere Frauen, hatten es etwas leichter. «Weil sie gut aussahen, schienen sie, obwohl untergetaucht, weniger verdächtig, sie gingen in der Masse unter, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, es war für sie einfacher, vorzugeben, jemand anderes zu sein, als sie eigentlich waren.»⁷¹

Eine der wichtigsten Regeln beim Verstecken jüdischer Mitbewohner war, möglichst häufig den Aufenthaltsort zu wechseln. Das hatte oft vor allem mit dem Misstrauen der Nachbarn zu tun, die peinlich darüber wachten, ob eine Familie seit einiger Zeit mehr Lebensmittel, etwa mehr Brot, einkaufte.

Die Verstecke der Kinder



Elżbieta Ficowska mit ihrer Pflegemutter Stanisława Bussoldowa

Der erste Aufenthaltsort war der wichtigste. Man musste den Kleinkindern beibringen, unter den neuen (nicht immer auf Anhieb sichereren) Bedingungen zu leben. Das geschah meist in privaten, familiären «Betreuungsnothilfestellen» bei äusserst vertrauenswürdigen Personen, die die Kinder vorübergehend bei sich aufnahmen. Sie brachten den Kindern die Sprache, polnische Gebete, Lieder und Gedichte bei. Und sie gaben ihnen Wärme. Die Kinder wurden gebadet, gekleidet, gefüttert. Man gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen und den Trennungsschmerz von ihren Familien zu lindern.

Betreut wurden sie unter anderem von der Lehrerin Janina Grabowska, die im Stadtteil Wola in der Ludwikastrasse 1 wohnte; Jadwiga Piotrowska und deren Schwester und Eltern, die ihre Wohnung in der Lekarskastrasse 9 zur Verfügung stellten; Zofia Wędrychowska (langjährige Erzieherin in dem Waisenheim «Unser Haus») sowie Stanisław Papuziński, die ihr Leben und das Leben ihrer Kinder riskierten, um fremde Kinder zu retten; Izabela Kuczkowska mit ihrer Mutter Kazimiera Trzaskalska, die in Gocławek wohnten; Wanda Drozdowska-Rogowiczowa in Sadyba; die Hebamme Stanisława Bussoldowa; Maria Kukulska, die in Praga in der Markowskastrasse 15 wohnte; M. Fełńska in der Bemstrasse 80; A. Adamski, der an der Ausfallstrasse nach Wlochy wohnte; von den Familien der Hausmeister der Häuser in der Widokstrasse 8 und in Praga in der Barkocinskastrasse sowie Janina Waldowa und Róża Zawadzka.

Der Aufenthalt in der «Nothilfe» war zeitlich unbegrenzt und abhängig davon, wie schnell es den Kindern gelang, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Hatten sie sich eingelebt, brachte man sie entwe-

der im Städtischen Priester-Baudouin-Heim, in Klöstern⁷² im ganzen Land oder bei vertrauenswürdigen polnischen Familien unter.

Und wie erging es den Kindern in den Pflegeheimen? «Sehr unterschiedlich», erzählt Irena Sendler, «das hing nicht zuletzt von ihrer Einstellung zu ihrer Tragödie und dem Umgang damit ab. Ältere Kinder, die sich ihrer Lage bewusster waren, hatten panische Angst, erkannt zu werden. Sie hatten schreckliche Erfahrungen und Erlebnisse im Ghetto hinter sich. Sie wussten, dass Juden getötet wurden und man deshalb also kein Jude sein durfte! Die neue Umgebung, ständig vorgeben zu müssen, jemand anders zu sein, als man eigentlich ist, zehrte häufig an ihren Kräften. Manchen Kindern gelang es, sich unter grossen Anstrengungen anzupassen, sie warteten die ganze Zeit auf ihre Mama, Oma oder einen anderen vertrauten Menschen.»

Viel hing auch von der Einstellung ihrer Betreuer und Erzieher ab. Davon, ob sie zu einem Kind einen guten Zugang hatten oder ihm gegenüber unsensibel, gleichgültig waren. Am schnellsten passten sich Kleinkinder ihren neuen Aufenthaltsorten an. Sie spielten, trieben Schabernack, wie ganz normale Kinder.

Anders verhielt es sich mit jenen Kindern, die nach der Zeit in der «Nothilfe» in Pflegefamilien untergebracht wurden. Auch dort hing viel von der Atmosphäre der neuen Umgebung ab. Je nachdem, ob sie in kinderlose Familien kamen oder in Familien, in denen es bereits eigene Kinder gab, verlief der Anpassungsprozess anders. Nicht selten kam es auch vor, dass die Kinder weiterhin vor neugierigen Nachbarn, Bekannten der Familie versteckt werden mussten. Das Leben auf der «arischen» Seite war weiterhin ein Leben auf Kredit. Drohte das Versteck aufzuffliegen, weil eine Denunzierung, ein «Besuch» der *Szmalcowniks* oder gar der Gestapo bevorstand, musste man sich umgehend um einen neuen Aufenthaltsort für den kleinen Flüchtling bemühen. Der Zwangsumzug war die nächste Tragödie für das Kind.

«Einmal fuhr ich mit einem weinenden, verzweifelten kleinen Jungen zu anderen Betreuern», erinnert sich Irena Sendler. «Mit Tränen in den Augen und schluchzend fragte er mich: ‚Sagen Sie mir bitte, wie

viele Mamas kann man haben, denn das ist bereits die drittem» Sie betont auch, dass ihr nicht ein Fall bekannt ist, in dem ein Kind in einem von Nonnen geführten Haus von den Deutschen «entdeckt» worden wäre. «Der Vorwurf aus jüdischen Kreisen, die Nonnen hätten mit Vorbedacht Kinder taufen lassen, damit diese zur Beichte gehen und die Kommunion empfangen können», meint Irena Sendler, «ist ungerecht. Der Krieg dauerte ja weiter an, und angesichts der ständigen Bedrohung durch Polen und die Deutschen, die ihnen immer wieder und unter den unterschiedlichsten Vorwänden «Besuche» abstatteten, durften sich die jüdischen Kinder durch nichts von den polnischen Kindern unterscheiden. Das war für ihre Sicherheit unabdingbar! Man muss daran erinnern, dass in den staatlichen und klösterlichen Erziehungsheimen polnische Kinder, häufig Halbwaisen, untergebracht waren, die Besuch von ihren Angehörigen bekamen. Man schenkte den ‚Neuen‘ viel Aufmerksamkeit. Es kam vor, dass polnische Familien der Heimleitung lauthals Vorwürfe machten, durch den Aufenthalt der jüdischen Kinder werde sich ‚das ganze Heim bald in Rauch auflösen‘. Sie drohten mit Konsequenzen. Daraufhin mussten die jüdischen Kinder aus einem solchen Heim entfernt und an einem anderen Ort untergebracht werden. Es kam also immer wieder vor, dass jüdische Kinder auch nach ihrer Flucht aus dem Ghetto fortwährend bedroht waren und ihren Aufenthaltsort mehrmals wechseln mussten, was ihnen das Leben nicht gerade einfacher machte. Am schwierigsten gestaltete sich die Beförderung von Kindern, die ausgeprägte semitische Gesichtszüge hatten. In solchen Fällen verband man einen Teil ihrer Gesichter. Es kam auch vor, dass sich die Kinder zu ihrer Sicherheit in Schränken, Kohleketten, Hängeböden, eigens eingerichteten Verstecken in Vorratskammern oder unter dem Fussboden aufhalten mussten. Erst im Schutz der Dunkelheit konnte man das Versteck zusammen mit dem Kind verlassen, um es an einen anderen Ort zu bringen. Ein ernstes Problem war, dass die an die Dunkelheit gewöhnten Kinder auf das Tageslicht empfindlich reagierten. Häufig litten sie an

Augenkrankheiten. Dann war die Hilfe eines Augenarztes erforderlich. Nicht selten war es unabdingbar, das Kind in ein Krankenhaus zu bringen.»

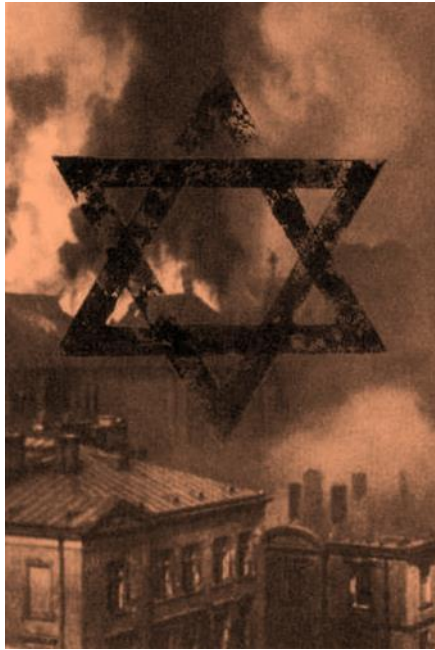
Die Journalistin Katarzyna Meloch, die als zehnjähriges Mädchen aus dem Ghetto geschleust und bei Nonnen in einem Waisenheim in Turkowice versteckt worden war, erzählt: «Einmal habe ich einen grossen Fehler begangen, der ernste Folgen hätte haben können. Ich war im Besitz der echten Geburtsurkunde einer verstorbenen polnischen Altersgenossin. Ich kannte die wichtigsten Gebete. Aber ich habe mich fast verraten, als ich fragte, ob wir zur Abendmesse gingen. In jenen Zeiten wurden Messen doch nur am Morgen gelesen!»

«In Otwock gab es zwei Wohnungen», erzählt Irena Sendler, «und in Srôdborôw eine. Dort brachten wir erwachsene Juden unter, deren Verstecke in Warschau aufgefliegen waren. Für die Jungen bis 14 Jahre (ältere gingen zu den Partisanen!) hielten wir Unterricht. Einer meiner Kollegen aus der Vorkriegs-PPS ging mit ihnen den Lehrplan durch. Ich hatte mit dem Leiter der Władysław-Reymont-Schule in Otwock, Leon Scheiblet, die Absprache getroffen, diese Jungen auf die Schülerliste zu setzen. Wenn sie den Krieg überlebten, sollten sie keine grossen Rückstände im Unterricht haben. Bei einer der Lehrerinnen dieser Schule brachte ich Michał Głowińskis Mutter unter. Er selbst lebte in einem Heim, das von Nonnen geführt wurde. Diese Lehrerin war sehr engagiert. Häufig bat sie Kinder aus dem Felizianerinnen-Waisenheim zu einem kleinen Imbiss in ihren Garten. Einmal hatte sie die Kindergruppe zu sich eingeladen, in der sich der kleine Michał befand (der den genauen Aufenthaltsort seiner Mutter natürlich nicht kannte!). Den Imbiss servierte die ‚Haushälterin‘. Mutter und Sohn hielten sich also anderthalb Stunden lang im selben Haus auf, durften aber mit keinem Augenblinzeln zu erkennen geben, in welchem Verhältnis sie zueinanderstanden. Das Versteckspiel war erfolgreich. Niemand war sich dessen bewusst, dass sich für die beiden in diesem Augenblick etwas Wichtiges ereignete.⁷³

Manche Personen, die Kinder an einen sicheren Ort begleiteten, erlebten noch dramatischere Abenteuer. «Jaga Piotrowska fuhr einmal mit einem kleinen Jungen in der Strassenbahn», erzählt Irena Sendler. «Das von seiner Mutter getrennte Kind weinte und rief nach ihr auf Jiddisch. Meine Verbindungsfrau erstarrte, denn das zog sofort die Aufmerksamkeit der Passagiere auf sie. Der Trambahnfahrer bemerkte das Weinen des Kindes und begriff den Ernst der Lage. Er hielt an. Er sagte, er hätte eine Panne und müsse ins Depot fahren. Nachdem alle ausgestiegen waren, ging er auf Jaga zu und fragte: ‚Wohin soll ich Sie fahren?’

Jaga erlebte noch ein anderes Abenteuer. Sie sass im Zug gemeinsam mit einem geretteten Mädchen, das zu den Nonnen nach Chotomów gebracht werden sollte. In ein Gespräch mit den anderen Passagieren vertieft, übersah sie die Haltestelle, an der sie aussteigen sollten. Dahinter begann das Reich ... Sie mussten schnell Richtung Warschau zurückfahren. Der nächste Zug, der einfuhr, war schrecklich überfüllt. Die für Polen vorgesehenen Waggons platzten aus allen Nähten. Sie hatten keine Chance einzusteigen. Als ein Deutscher ihre Lage bemerkte, kam er zu ihr und schlug ihr vor, sie solle in seinem Abteil Platz nehmen...»

Der Aufstand im Ghetto



Die Rettung der Ghattobewohner verlief seit Januar 1943 trotz mehrerer dramatischer Überraschungen, die das Leben in der besetzten Hauptstadt mit sich brachte, im gewohnten Rhythmus. Fast täglich gelang es Menschen, aus den «Arbeitskolonnen» zu fliehen. Aber in den Tagen vom 18. bis 22. Januar 1943 «verteidigten sich die Juden zum ersten Mal mit Waffen während der so genannten Januaraktion⁷⁴, mit der die Deutschen die nächste Umsiedlung durchzuführen versuchten». Bei dem neuerlichen Versuch der Deutschen am 19. April 1943, die Ghattobewohner endgültig zu liquidieren, leisteten die jüdischen Soldaten und Gruppen der Zivilbevölkerung organisierten und spontanen Widerstand, was man nach dem Krieg als Warschauer Ghettoaufstand bezeichnen sollte», schreibt die Journalistin Anka Grupańska⁷⁵.

«In der Morgendämmerung gegen sechs Uhr marschierten die deutschen Truppen – fast zweitausend Soldaten stark – durch das Tor in der Nalewkistrasse im Ghetto ein. Bereits am 6. April war beim polnischen Untergrund die Nachricht von der bevorstehenden Aktion, mit der das Ghetto endgültig vernichtet werden sollte, eingetroffen. Diesmal kam es nicht überraschend.»⁷⁶

Die Chroniken überliefern, dass der Frühling sehr warm war. Ostern war in jenem Jahr etwas später als das jüdische Pessachfest⁷⁷. Natan Gross, der sich damals mit seinem jüngeren Bruder Jerzy in der Nowe Miasto versteckte, erinnert sich an jene Zeit so: «Am Ostersonnabend (24. April) gingen wir in die Kirche, um Eier segnen zu lassen. Ich hatte den Eindruck, das ganze Haus beobachtete uns dabei. Ich schickte Jerzy, um auszukundschaften, wie man das macht, und stellte mich mit

einem Körbchen in der Hand und klopfenden Herzens in die Schlange. (...) Ich wartete in der Schlange, in trübe Gedanken vertieft, und schnappte beiläufig Gesprächsfetzen auf, die mir nicht immer angenehm waren, als Jerzy endlich von seiner Erkundung zurückkehrte und erklärte, es sei nichts Besonderes. Und tatsächlich war dem so. Der Priester segnete die Eier, und wir kehrten nach Hause zurück.

Zu dieser Zeit sprachen bereits alle davon, dass im Ghetto etwas vor sich gehe. Was genau, wusste niemand. Man hörte Schüsse, manchmal grössere Explosionen. Wahrscheinlich eine Aktion, eine neue Umsiedlung. Was eine Aktion bedeutete, wussten wir nur zu gut.

Am nächsten Tag erreichten uns schon konkretere Nachrichten darüber, was sich hinter der Mauer abspielte: Die Juden kämpften! Sie wehrten sich! Es war das Gesprächsthema des Tages. Die Gerüchte, die eins nach dem anderen in Umlauf gebracht worden waren, bestätigten sich auf Anhieb. Am Plac Krasieński, unweit unserer Gasse, stellten die Deutschen eine leichte Kanone auf, die im Minutentakt ein Geschoss auf die andere Seite der Mauer feuerte. Im Ghetto loderten Flammen auf. (...)

Die folgenden Tage waren schwer zu ertragen. Unsere Nachbarn, gute Leute, gaben uns eindeutig zu verstehen, dass wir unsere Sachen packen und an einen anderen Ort ziehen sollten, bevor es zu spät war. (...) Auf Schritt und Tritt hörten wir: ‚Gut, dass Hitler diese Arbeit für uns erledigt hat.‘ Aber es gab auch warnende Stimmen: ‚Heute sie – morgen wir!‘

Manchen tat die brennende Habe leid, schliesslich brannte Warschau! Andere wiederum hielten mit ihrer Bewunderung für die Ghettokämpfer nicht hinter dem Berg: ‚Schauen Sie sich diese Juden an, wer hätte gedacht, dass sie mit der Waffe in der Hand kämpfen würden!‘ Der Ghettoaufstand fand ein breites Echo in der polnischen Untergrundpresse. Alle hatten davon gehört, und alle sprachen darüber. Für Juden, die mit ‚arischen‘ Papieren in Warschau lebten, waren diese blutigen und doch auch glorreichen Tage Tage der Angst und Verzweiflung.»⁷⁸

Marian Wyrzykowski, Schauspieler am Polnischen Theater in Warschau, hielt jene Zeit der deutschen Besatzung, in der er im Café «U Aktorek» (Bei den Schauspielerinnen) kellnerte, in seinem Tagebuch⁷⁹ fest:

«20. iv. 1943

Das Café eher schwach besucht. Grosse Unruhe in der Stadt. Seit zwei Tagen tobt im Ghetto ein regelrechter Kampf. Es muss massenhaft Opfer geben. Man erschrickt darüber, in welchen Zeiten wir leben. Nur einige Strassenbahnhaltestellen entfernt werden Menschen ermordet, während hier die Gäste trinken und essen, Musik hören und eine Dame singt... Ich ging für einen Augenblick in den Garten, und ein Grauen erfasste mich. Ununterbrochener Kanonendonner und das Rattern von Maschinenpistolen. (...) Ein apokalyptischer Wahn tobt in der Welt.

21. iv. 1943

Viel Publikumsverkehr im Café. Ich serviere heute gelegentlich im Garten, denn das Wetter ist schön. Aus dem Ghetto hört man ununterbrochen Kanonendonner. Angeblich tobt dort eine regelrechte Schlacht. Über dem Ghetto ein riesiger Feuerschein und Rauch. Ein riesiger Brand. Ich bin verzweifelt.

28. iv. 1943

Das Ghetto brennt immer noch. Der Wind dreht nach Osten, so dass ganz Warschau im Rauch erstickt, was der Stadt zu Recht diese menschliche Tragödie in Erinnerung ruft. Ich kann mich nicht damit abfinden. Diese Schüsse, dieser Rauch, diese Nachrichten vom Ort des Todes, das alles zusammen ist so apokalyptisch-makaber, dass man es sich nur schwer vorstellen kann.

30. iv. 1943

Das Ghetto liegt im Rauch. Ich kann einfach an nichts anderes denken. Ich bin so verzweifelt, so betrübt wie nie zuvor. Diese Scham über die misshandelte Menschlichkeit! Ich gehe für einen Augenblick aus dem

Café in den Garten. Wolken roten Rauchs steigen empor, der Himmel ist wolkenverhangen, darin kreist ein Flugzeug und wirft Bomben ab. Jeden Augenblick ein Knall und eine Erschütterung. Dort sterben Menschen. Mir scheint, ich würde die Schreie der Gemordeten hören ... Nein, ich kann nicht mehr.»

Eine Woche später, am 26. April 1943, als die Bewohner anderer Stadtteile Warschaus von dem Schein der lodernen Brände an die dort kämpfenden und sterbenden tausende von Menschen erinnert wurden, «war an den Litfasssäulen eine neue Bekanntmachung des Polizeichefs im Distrikt Warschau angeschlagen, die nicht nur daran gemahnte, dass auf jede den Juden ausserhalb des Ghettos geleistete Hilfe die Todesstrafe stehe, sondern auch androhte, alle diejenigen in Straflager zu schicken, denen der Aufenthalt eines Juden ausserhalb des Ghettos bekannt war, ohne dass sie es der Polizei meldeten», schrieb Ludwig Landau. Eine noch grössere praktische Bedeutung konnten allerdings die für ungültig erklärten Passierscheine für den ehemaligen jüdischen Wohnbezirk haben sowie die Warnung, dass jede dort angetroffene Person standrechtlich erschossen werde.⁸⁰

* * *

Am 4. Mai 1943 konnten die wenigen Menschen, die in ihren Wohnungen trotz des Verbots der Deutschen Radioempfänger versteckten, eine Rede an die Bevölkerung des besetzten Landes hören, die General Władysław Sikorski in der BBC hielt. Noch heute, mehr als sechzig Jahre danach, hat sie nichts von ihrer Dramatik verloren, vor allem angesichts der Tatsache, dass Sikorski zwei Monate später, am 4. Juli, bei Gibraltar tödlich verunglückte. Im Mai aber sprach er folgende Worte: «Die Deutschen werfen Kinder ins Feuer, ermorden Frauen. Das alles hat zu einer unüberwindbaren Kluft zwischen den Polen und den Deutschen geführt. **Die Deutschen verbrennen massenhaft Leichen**, um die

Spuren ihrer schrecklichen Verbrechen zu verwischen. Mitte April, morgens um 4 Uhr, leiteten die Deutschen die Liquidierung des Warschauer Ghettos ein. Die übrig gebliebene jüdische Bevölkerung hielt sie mit einem Polizeikordon in Schach, Panzerwagen fuhren ins Ghetto ein und führen ihr Zerstörungswerk fort. Seitdem dauert auch der Kampf an. Tag und Nacht Bombenexplosionen, Schüsse, Brände. Hier findet das grösste Verbrechen in der Geschichte der Menschheit statt. Wir wissen, dass ihr den gequälten Juden helft, wie ihr nur könnt. Ich bitte euch, ihnen mit jeglichen Mitteln zu Hilfe zu kommen und zugleich jenen schrecklichen Grausamkeiten ein Ende zu machen.»⁸¹

Bei Teresa Prekerowa, Verfasserin einer Studie über den Zegota, finden wir Auszüge der Erklärung des Inlandsbevollmächtigten der Regierung der Republik Polen, die am 6. Mai 1943 in der konspirativen Zeitschrift *Rzeczpospolita Polska* erschienen ist, die nicht unerwähnt bleiben sollen: «Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit die Deutschen nach der jahrelangen Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in ganz Polen damit begonnen haben, sie massenhaft umzubringen, ohne dass ein Ende abzusehen ist. Insbesondere in den letzten Wochen ist Warschau zum Schauplatz der blutigen Liquidierung der Reste des Warschauer Ghettos durch die deutsche Polizei und ihre lettischen Söldner geworden. Gegenwärtig dauert die grausame Jagd und die Ausrottung der Juden an, die sich in den Trümmern des Ghettos oder ausserhalb seiner Mauern versteckt halten. Das polnische Volk (...) empfindet Abscheu gegenüber der antijüdischen Bestialität der Deutschen, und als nach dem 19. April im Warschauer Ghetto ein ungleicher Kampf entflammte, brachte es den sich tapfer verteidigenden Juden Hochachtung und Mitleid entgegen, während es die deutschen Mörder mit Verachtung strafte. Die politische Führung des Landes hat die antijüdische Bestialität der Deutschen bereits aufs Schärfste verurteilt und bringt heute neuerlich zum Ausdruck, dass sie sie nach wie vor auf Schärfste verurteilt. Die polnische Gesellschaft handelt richtig, wenn sie für die

verfolgten Juden Mitleid empfindet und ihnen Hilfe gewährt. Diese Hilfe muss sie auch weiterhin leisten. (...) Wir rufen alle Polen auf, sich daran zu halten. Nicht einen Augenblick dürfen wir vergessen, dass die Deutschen, die ihr Verbrechen begehen, zugleich darum bemüht sind, der Welt einzureden, dass die Polen an dem Mord und Raub an den Juden mitbeteiligt sind. Unter diesen Bedingungen ist jede direkte oder indirekte den Deutschen bei ihren Verbrechen geleistete Hilfe auch ein Verbrechen an Polen. Jeder Pole, der die mörderischen Aktionen der Deutschen unterstützt, sei es, dass er die Juden erpresst oder ausliefert, ihre schreckliche Lage ausnutzt oder sich an den Plünderungen beteiligt, verstösst gegen die Gesetze der Polnischen Republik und wird umgehend bestraft. Sollte es ihm gelingen, der Strafe zu entgehen oder sich ihr unter der Obhut der gemeinen Verbrecher, die unser Land besetzen, zu entziehen, kann er sicher sein, dass bald die Zeit kommen wird, in der er im wiedergeborenen Polen gerichtlich zur Verantwortung gezogen wird.»⁸²

Am 13. Mai 1943 erschütterte die Nachricht vom Selbstmord Szmul Zygielbojms die Exilpolen und die englische Bevölkerung. Zygielbojm war ein Bund-Vertreter im Londoner Nationalrat, der von der polnischen Regierung als beratendes, das Abgeordnetenhaus Sejm ersetzendes Organ berufen wurde. Es war der tragische Protest eines Vertreters des angesichts der Massenvernichtung allein gelassenen jüdischen Volks. Die Passivität der freien Welt, die fehlende Reaktion auf die flehenden Hilferufe, die Gleichgültigkeit gegenüber den Beweisen der nationalsozialistischen Verbrechen, die unter grosser Mühe mit Hilfe von Kurieren weitergeleitet wurden, hatten ihn dazu gebracht, Selbstmord zu begehen. In seinem Abschiedsbrief schrieb er unter anderem: «Schweigen kann ich nicht, und leben kann ich nicht, solange die Reste des jüdischen Volks vernichtet werden.»

Drei Tage später, am 16. Mai 1943, benachrichtigte der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Jürgen Stroop seine Vorgesetzten: «Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr.»

Was gar nicht stimmte. Es ist zwar kaum zu glauben, aber in den Trümmern und Brandstätten blieben Menschen zurück, denen es, obwohl ohne Wasser, Nahrung und Medikamente, gelang, bis zur Befreiung auszuhalten. Nach dem Krieg bezeichnete man sie als die «Robinsone des Ghettos».

* * *

Und was machte Schwester Jolanta in jener tragischen Zeit? «Wir hielten ununterbrochen Wache vor den Mauern des Ghettos», antwortet Irena Sendler auf meine Frage. «Auf Anweisung unseres Vorsitzenden Julian Grobelny wurden wir sofort aktiv. Wir postierten uns an verschiedenen Stellen an Kanaldeckeln. Ich organisierte einige zusätzliche Kinderbetreuungspunkte. Ich sorgte für Fluchtwege, vor allem in den Kellern der umliegenden Häuser. Meine Mitarbeiter und ich hatten alle Hände voll zu tun. Was niemand auf diesem schwierigen Terrain und in dieser ausserordentlich gefährlichen Zeit zu leisten vermochte, erledigte Irena Schultz⁸³ immer mit Erfolg. Wenn man schon denjenigen nicht helfen konnte, die sich innerhalb des Ghettos befanden und dort kämpften, halfen wir wenigstens jenen, denen es gelungen war, aus dieser Hölle zu fliehen. Leider musste unsere Hilfe notgedrungen beschränkt und unzureichend bleiben. Das Hinausschleusen der Kinder und Erwachsenen, vor allem alter und kranker Menschen, war nur einige wenige Tage lang möglich. Später durfte man selbst mit einem Passierschein das Ghetto nicht mehr betreten. Nach dem Niederbrennen des Ghettos dauerte die Suche nach den Juden auf der ‚arischen‘ Seite weiter an. Sie wurde sogar verstärkt. Man sollte auch erwähnen, dass sich unsere Hilfe nicht nur auf die Rettung der Kinder beschränkte», schrieb Irena Sendler 1963 im Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts.

«Eine Gruppe, der wir Hilfe leisteten, waren junge Leute, die man irgendwo privat unterbringen bzw. ‚einrichten‘ oder in den Wald, zu den Partisanen, schicken musste. Ähnlich wie bei der Rettung der Kinder teilten wir mit Grobelnys Hilfe den Kampforganisationen im Ghet-

to die Adressen der Kontaktpunkte – der Wohnungen, in denen sich all diejenigen melden konnten, die sich entschieden, das Ghetto zu verlassen – mit. Für die ‚Einrichtungsaktion‘ – wie man sie damals nannte – rekrutierten wir einige neue Helfer. Unter anderem unterstützte uns Joanna Waldowa, Mitarbeiterin des Sozialamts; ihre winzige enge Wohnung in Grochów stand uns Tag und Nacht offen. Darüber hinaus mieteten wir zwei Wohnungen an: eine in Swider, die zweite in Otwock; Letztere richteten wir scheinbar für lungekranke Menschen ein; dort gingen vor allem all jene ein und aus, die in den Wald geschickt wurden. In diesen Wohnungen liessen sich auf unsere Anweisung hin ältere (scheinbar kranke) Damen nieder, und unter diesem Vorwand konnten wir aktiv werden. Die Formalitäten waren für diejenigen, die in Warschau blieben, dieselben wie für die Kinder. Während ein junger Mann oder eine junge Frau, die aus dem Ghetto entkommen waren, sich zunächst einige Tage lang in der Familienjugendhilfe aufhielten, kümmerten sich unsere Verbindungsfrauen (in jedem der zehn Sozialämter gab es eine Vertrauensperson) um entsprechende Kleidung, um eine Unterstützung durch das Sozialamt und den Judenhilferat, um die notwendigen Kontakte zu Familien, Freunden, Bekannten oder zu den politischen Organisationen, in denen über ihr weiteres Schicksal entschieden wurde. Ausserdem wurden umgehend ‚arische‘ Dokumente ausgestellt, die Kennkarte inbegriffen, ohne die man sich in Warschau überhaupt nicht bewegen konnte. Nicht selten gab es Fälle, in denen man mit Hilfe der Krankenhäuser offizielle Bescheinigungen über Krankheiten und Operationen besorgte, die vor eventuellen Erpressungen schützen sollten. Das Hauptproblem war jedoch, eine Unterkunft zu finden.

Nach der Registrierung im Einwohnermeldeamt – entsprechend den strengen deutschen Vorschriften – und nachdem eine Unterkunft gefunden worden war, ‚richteten‘ wir unsere Schützlinge ‚ein‘. Sie bekamen einen Decknamen, unter dem sie in unserer Kartei registriert wur-

den, die aus rein praktischen Erwägungen geführt werden musste. Einmal im Monat wurden nämlich die Gelder des Judenhilferats verteilt, und die Verbindungsfrauen mussten die Namen und Adressen der Empfänger wissen, um sie zustellen zu können. Unsere Schützlinge wurden auch jeweils einer festen Verbindungsfrau bzw. Betreuerin zugewiesen, zu deren Aufgabe es gehörte, jeweils in Kontakt zu bleiben und sie bei der Erledigung aller wichtigen Angelegenheiten zu unterstützen.»

Die Verbindungsfrau und Betreuerin des bekannten Komponisten Władysław Szpilman⁸⁴, der sich seit dem Winter 1943 auf der «arischen» Seite versteckte, etwa war Maria Krasnodęska, eine Kollegin Irena Sendlers vom Sozialamt, die ihm mehrere Monate lang Lebensmittel und Geld direkt in die Wohnung brachte, in der er sich aufhielt.

«Jene, die zu den Partisanen gingen, erhielten eine einmalige grössere Finanzhilfe, ehe sie mit verschiedenen Arzneimitteln und Dokumenten versorgt von den von Trojan dafür vorgesehenen Verbindungsmännern in den Wald geführt wurden.»⁸⁵

Am meisten lag Irena Sendler das Schicksal der im Versteck lebenden Kinder am Herzen. Die Verstecke wurden ständig auf ihre Sicherheit hin überprüft, von ihr selbst oder einem ihrer Mitarbeiter. «Ich besuchte sie regelmässig», erzählt sie, «und wenn Gefahr drohte, musste ich schnell eine Ersatzunterkunft für sie finden.»

Jerzy Korczak war 16 Jahre alt, als er Mitte 1943 Jolanta in der Wohnung in der Markowskastrasse 15, im Warschauer Stadtteil Praga, kennen lernte. Er erinnert sich, dass «sich dort, in einem hässlichen Haus, Stefan Zgrzembki, ihr späterer Mann und ein enger Mitarbeiter, versteckte. (...) Er konnte nicht ruhig sitzen, wollte unbedingt aktiv sein, strotzte vor Energie. Es kostete Irena Sendler viel Kraft, ihm eine Aufgabe zuzuteilen, die er erfüllen konnte, ohne vor die Tür zu müssen. Also machte er sich bei der Verteilung der finanziellen Unterstützung nützlich, er sortierte Dokumente, überlegte, wo man die immer grössere Anzahl von Irenas Schützlingen unterbringen könnte. (...) Die

Menschen um Irena Sendler, die sich um mich kümmerten, rieten mir, die Zeit ganz einfach zum Lernen zu nutzen. Der Unterricht sollte in einem Geheimgymnasium in Otwock stattfinden. Eine Unterkunft, ein Arbeitsplatz und freie Wäsche wurden gestellt.»

An Irena Sendler erinnert er sich als eine «schlanke, nicht allzu grosse Frau, mit kurzen glatten Haaren, die immer bescheiden gekleidet war und im besetzten Warschau nicht weiter auffiel. Nur jene, die ihr näher gekommen waren, konnten in ihrem Aussehen besondere Merkmale erkennen. Das waren sicherlich ihre Augen. Gross, hell, ihren Gesprächspartner immer aufmerksam betrachtend. Von ihrer richtigen Entscheidung hing alles ab: das Verstecken eines verfolgten Menschen, die richtigen Papiere, ein klug ausgedachter Lebenslauf. Sie rettete nicht nur die aus dem Ghetto geschmuggelten jüdischen Kinder. Die Rettung der Kinder war ihre eigentliche, von der konspirativen Organisation vorgegebene Aufgabe. Aber sie rettete immer wieder auch Erwachsene, die vom Stigma der falschen Herkunft gezeichnet waren. Sie verweigerte niemandem ihre Hilfe, unabhängig davon, wie schwierig es war zu helfen. Sie war zur Selbstlosigkeit geboren, nicht nur berufen. Als Mitarbeiterin des Sozialamts der Warschauer Stadtverwaltung lernte sie hunderte verwickelte Lebensläufe und Dramen kennen.»⁸⁶

* * *

An die Zeit nach dem Krieg dachte man bereits, während dieser noch andauerte. Man war sich dessen bewusst, dass die Zukunft der geretteten Kinder davon abhing, ob jemand aus ihren Familien überlebte oder nicht. Für die Organisatoren der Rettungsaktion war es wichtig, dass sie der jüdischen Gemeinschaft nicht verloren gingen. Damit die Familien ihre Kinder wiederfinden konnten, sah man die Einrichtung einer Kartei und die Führung eines Verzeichnisses ihrer Unterkünfte nicht nur in Warschau, sondern im ganzen Land vor.

Irena Sendler gehörte zu denjenigen, die jahrelang ein solches Verzeichnis führten. Das war insofern schwierig, als jede Liste, auf der die

Namen, Vornamen und Anschriften verzeichnet waren, jederzeit in die falschen Hände gelangen konnte. Andererseits war ein solches Verzeichnis unabdingbar. Hinter dem Namen Marysia Kowalska etwa stand in Klammern Reginka Lubliner. Und die verschlüsselte Anschrift, wo das Kind wohnte. Dieses hochtrabend «Kartothek» genantes Verzeichnis war ein Bündel sehr schmaler Streifen aus Seidenpapier, das zu einer kleinen Rolle aufgewickelt war.

«Aus Gründen der Sicherheit führte nur ich diese ‚Kartothek‘ und kümmerte mich höchstpersönlich um sie», bekennt Irena Sendler. «Aber wo sollte man sie aufbewahren? Es war im vierten Jahr des Krieges, und die Deutschen kannten verschiedene konspirative Verstecke. Schränke, Hängeböden, Fussbodenbretter waren schon lange nicht mehr sicher. Ich hatte eine andere Idee: In der Mitte meines Zimmers, dessen Fenster teils zum Garten und teils zum Hof hinausgingen, stand ein Tisch. Ich dachte mir also, dass ich abends, bevor ich ins Bett ging, die kleine Rolle auf jenen Tisch lege. Falls es an meiner Tür klopfen sollte, wollte ich sie aus dem Fenster in den Garten werfen. Mehre Male übte ich die Durchführung meiner Idee, um gut vorbereitet zu sein, falls wirklich ungebetene ‚Gäste‘ mich ‚besuchen‘ kommen sollten. Und es kam so ein Tag.»

Die Verhaftung



Zelle im Gebäude der Gestapo, Aleja Schucha in Warschau

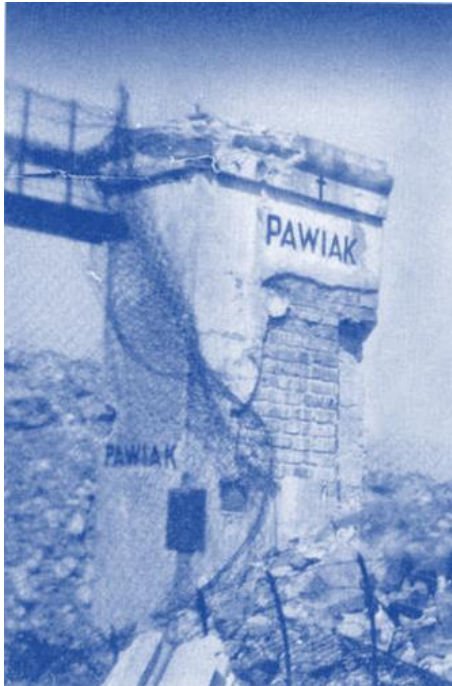
«Am 20. Oktober 1943 war mein Namenstag. Während des Krieges wurden in der Regel keine Namenstage gefeiert. Niemand dachte daran, Gäste einzuladen. Trotzdem kamen an diesem Tag eine ältere Tante und Janina Grabowska – eine meiner besten Verbindungsfrauen – in meine Wohnung in Wola in der Ludwikastrasse 6/82, in der ich mit meiner kranken Mutter lebte. Wir unterhielten uns bis drei Uhr morgens. Die Tante und die Verbindungsfrau blieben über Nacht, weil ab acht Uhr abends Polizeistunde verordnet war. Ein schrecklicher Lärm, der vom Hämmern gegen die Haustür kam, weckte zuerst meine Mutter. Als auch ich endlich wach wurde und die Rolle mit den Namen aus dem Fenster werfen wollte, stellte sich heraus, dass das Haus von der Gestapo umzingelt war. Ich warf die ‚Kartothek‘ meiner Verbindungsfrau zu und öffnete die Tür. Sie stürzten herein, elf an der Zahl. Die Durchsuchung dauerte drei Stunden. Der Fussboden wurde aufgerissen, die Kissen wurden aufgeschlitzt. In dieser ganzen Zeit blickte ich weder meine Kollegin noch meine Mutter an, denn ich hatte Angst, dass sie falsch reagieren würden. Wir wussten, dass nur die ‚Kartothek‘ zählte. Janka Grabowska, auf die immer Verlass war, versteckte sie unter ihrer Achselhöhle, denn sie trug einen weiten Morgenmantel, dessen lange Ärmel alles verbargen.

Als die Gestapo-Männer mir befahlen, mich anzuziehen, war ich – obwohl das unglaublich klingen mag – glücklich, denn ich wusste, dass die Liste der geretteten Kinder nicht in ihre Hände gefallen war. Ich hatte es so eilig, dass ich in Hausschuhen aus der Wohnung ging; mein einziger Gedanke war, dass diese Verbrecher so schnell wie möglich das Haus verlassen sollten. Janka kam mit meinen Schuhen hinterher-

gerannt. Und die Deutschen erlaubten mir, sie anzuziehen. Ich ging über den langen Hof und dachte ausschliesslich daran, dass ich mich zusammenreissen musste, dass sie mir nicht anmerken durften, dass ich Angst hatte. Angst davor, was mich erwartete. Sie schnürte mir den Hals zu. Aber an diesem Tag geschahen drei Wunder. Das erste war: Die ‚Kartothek‘ war nicht gefunden worden – die Kinder waren also sicher! Das zweite: An diesem Tag hatte ich eine grosse Geldsumme für die Unterstützung unserer Schützlinge mit nach Haus gebracht sowie ihre Anschriften. Ausserdem Kennkarten und Geburtsurkunden. Echte und gefälschte. Das alles lag unter meinem Bett, das während der Durchsuchung zusammengebrochen war. Die mit dem Aufschlitzen der Kissen und dem Durchwühlen der Schränke beschäftigten Deutschen haben das kaputte Bett zum Glück nicht beachtet. Ich konnte also die in dieser Situation so bitter notwendige innere Ruhe bewahren. Es war ja erst der Anfang, die erste Nacht...

Das dritte Wunder, das sich während der Fahrt zur Aleja Schucha ereignete, war die gelungene Vernichtung der Namensliste der Kinder, denen ich am nächsten Tag Geld bringen sollte. Sie steckte in der Tasche meines Jacketts, das ich damals trug. Ich wusste, dass sie mich sicherlich durchsuchen und mich nackt ausziehen würden. Leise zerriss ich das Blatt Papier in winzige Stücke, die ich unbemerkt aus dem nicht ganz geschlossenen Fenster des fahrenden Wagens warf. Es war sechs Uhr morgens und dunkel, und die sehr müden Deutschen nickten fast ein. Niemand hatte etwas bemerkt. Ich war beruhigt, was das Los der Kinder anging. Mein Schicksal kannte ich nicht.»

Im Pawiak



Die Ruine des Pawiak-Gefängnisses, 1945

Im Hauptquartier der Gestapo in der Aleja Schucha kam Irena Sendler zunächst in eine so genannten Strassenbahn, eine Zelle, in der die Häftlinge wie in einem Strassenbahnwagen hintereinander sassen. Mit Bestürzung musste sie erkennen, dass sie nicht die Einzige war. In jener Nacht waren auch mehrere ihrer Kolleginnen aus den Sozialämtern verhaftet worden.

«Während der Untersuchung wurde mir klar», schreibt sie in ihren Aufzeichnungen, «dass einer unserer Kontakt-,Briefkästen⁸⁷, wie wir unsere Treffpunkte nannten, aufgefliegen sein musste. Dieser ‚Briefkasten‘ befand sich in einer Wäscherei in der Brackastrasse (zwischen Aleje Jerozolimskie und Plac Trzech Krzyzy). Die Inhaberin war (aus einem anderen Grund) verhaftet worden, ertrug die Folter nicht und hatte meinen Namen preisgegeben. Während des Verhörs fragte man mich nach dem Namen der Organisation und ihres Vorsitzenden. Die Deutschen wussten, dass eine geheime Organisation existierte, die Juden rettete. Aber sie kannten keine Einzelheiten – weder ihren Namen, noch ihren Sitz, noch ihre Mitarbeiter. Man versprach mir, mich sofort zu entlassen, wenn ich alles verriet.»

Während ihrer Haft im Pawiak-Gefängnis⁸⁷ wird Irena Sendler mehrere Tage und Nächte lang gefoltert. Sie gibt jedoch nichts preis. «Ich schwieg», wird sie nach Jahren sagen. «Lieber wollte ich sterben, als unsere Arbeit zu verraten. Was bedeutete mein Leben schon im Vergleich zum Leben so vieler anderer Menschen, die ich dem Tod ausliefern konnte?»

Der sie verhörende (elegante, gut aussehende, fehlerfrei polnisch sprechende) Gestapo-Mann glaubte, sie sei nur ein kleines Licht innerhalb der Organisation. Er wollte die Anschriften und Namen ihrer Vorgesetzten. Die Deutschen wussten nicht, dass sie eine der wichtigsten

Personen aus dem Untergrund verhaftet hatten. Sie zeigten ihr eine Mappe mit Denunziationen. «Ich war geschockt», sagte sie später in einem Interview⁸⁸. «Sie legten mir eine ganze Mappe mit Zeit-, Ortsangaben und Informationen über die Personen vor, die mich denunziert hatten. Nach drei Monaten stand das Urteil über mich fest: Erschiessung. Der Zegota schickte mir einen Kassiber, in dem mir mitgeteilt wurde, ich solle ruhig bleiben, denn die Organisation unternehme alles, um mich zu retten. Das machte mir Mut, liess mich an die Menschen glauben. Aber ich wusste auch, dass man den anderen Verurteilten ebenfalls Hoffnungen machte.»



Jadwiga Jędrzejowska. Nachkriegsfoto

Das Bewusstsein, nicht allein zu sein, von ihren Freunden in der Organisation nicht im Stich gelassen zu werden, half ihr, die schwierigsten Augenblicke zu überstehen. Es stärkte ihren Kampfwillen und bedeutete einen Hoffnungsschimmer für die nächsten Tage.

«Ich sass in einer Pawiak-Gefängniszelle, als eine Sanitätsgruppe, der auch Häftlinge angehörten, hereinkam. In dieser Gruppe befand sich auch meine Bekannte Jadwiga Jędrzejowska⁸⁹. Sie sah mich. Sie kam noch einmal herein und warf mir einen Apfel zu. Unter den Häftlingen waren auch Ärztinnen. Ich hörte, wie sie: ‚Sendler, zum Zahnarzt!‘ sagte. Sie wiederholte den Satz zwei Mal. Ich antwortete: ‚Ich habe keine Zahnschmerzen.‘ Als sie mich zum dritten Mal aufforderte, begriff ich, dass ein konspirativer Plan dahinterstecken musste. Eine deutsche Aufseherin brachte mich zur ‚Arztpraxis‘, wo Hania Sipowicz⁹⁰, ein Mithäftling, als Zahnärztin arbeitete. Die ‚Praxis‘ war ein schmaler Raum, an dessen Ende ein Gestapo-Mann sass. Ferner gab es einen Behandlungsstuhl. Ich hörte sie sagen: ‚Ich bohre ein Loch und mache eine Füllung‘ (ich begriff, dass es um einen Kassiber ging!). Leise warnte sie mich, dass sich in jeder Zelle ein Kapo befand. Ich wurde nacheinander in drei verschiedenen Zellen untergebracht: in einer Zelle mit sechs Personen, in der zweiten mit vier Prostituierten und in der dritten – mit zwölf Personen. Am schlimmsten waren die Aborte: vier trichterförmige Löcher im Betonboden. In der Mitte gegenüber sass ein Gestapo-Mann. Und der Gang dorthin geschah auf Kommando. Einige Tage lang konnte ich meine Notdurft nicht verrichten.

Die netteste Erinnerung habe ich an die Zelle mit den vier Prostituierten. Von Jadzia bekam ich einmal eine Schachtel Zigaretten. Ich teilte sie mit meinen Leidensgenossinnen. Sie rauchten, was verboten war. Die Zelle war blau von Rauch. Ein Gestapo-Mann stürzte herein, er schrie fürchterlich. Aber die Frauen verrieten mich nicht. Als ich mich bei ihnen bedankte, entgegneten sie: ‚Glauben Sie etwa, dass Prostituierte keine Patriotinnen sind!‘»

* * *

Die Organisation überlegte, wie man Irena Sendler herausholen konnte, schliesslich war sie die Einzige, die wusste, wo sich die geretteten Kinder befanden! Irena Sendler dachte ebenfalls an sie. Während

ihrer Zeit im Pawiak wurde sie Augenzeugin schrecklicher Szenen. Sie arbeitete in der Wäscherei, deren Fenster zum Hof hinausgingen, in dessen Mitte ein, manchmal auch zwei Gestapo-Männer sassen. «Eines Tages bemerkte ich einen drei bis vier Jahre alten Jungen, der dort spielte. Es war ein jüdisches Kind. Bei der Verhaftung von Müttern nahm die Gestapo manchmal auch deren Kinder mit. Gelegentlich kam es vor, dass eine ‚gute‘ deutsche Aufseherin den Kindern erlaubte, in den Hof zu gehen. In Erinnerung geblieben ist mir folgende Szene: Der Gestapo-Mann winkt dem Kind zu. Der Junge hat Angst, ihm näher zu kommen, doch schliesslich, von einem Bonbon angelockt, überwindet er sich und geht auf den Gestapo-Mann zu. Er bekommt ein Bonbon in die eine Hand und ein zweites in die andere. Glücklicherweise geht er seines Weges. In dem Augenblick aber, als er sich umdreht, schießt der Gestapo-Mann dem Kleinen direkt in den Rücken», notierte Irena Sendler Jahrzehnte später.

Ein anderes Bild aus der Wäscherei ist ihr ebenso in Erinnerung geblieben: «Im Gefängnis gab es zwei Wäschereien: eine schwarze, in der die Häftlingskleidung, sowie eine weisse, in der die Unterwäsche der Deutschen gewaschen wurde. Seit meiner Kindheit hatte ich eine empfindliche Haut. Beim Wäschewaschen bekam ich blutige Hände. Eine meiner Kolleginnen übernahm meine Wäsche mit. Die Wäsche erledigten damals insgesamt zwanzig Frauen. Am schlimmsten war es, die unglaublich schmutzige Unterwäsche sauber zu bekommen. Der festgetrocknete Kot liess sich nicht auswaschen. Die ‚alten‘ Häftlinge – die Wäscherinnen – empfahlen uns, diesen angetrockneten Dreck mit Reisigbürsten, mit denen man Fussböden schrubbte, zu beseitigen. (Wir freuten uns, dass die Deutschen vor Angst in die Hose machten...). Mit der Zeit bekam die Unterwäsche Löcher. Die Deutschen tobten. Das Ende war tragisch. Eines Tages stürzten vier Peiniger herein. Sie befahlen uns, nach draussen zu gehen, stellten uns in einer Reihe auf, und befahlen jeder zweiten, herauszutreten. Vor unseren Augen haben

sie die Frauen erschossen. Wir brachen zusammen. Wir schluchzten. Frau Dr. Anna Czuperska⁹¹, die Leiterin der Sanitätsgruppe, schaute bei uns vorbei. Als sie sah, in welchem Zustand wir waren, sagte sie: ‚Mädchen, was höre ich, jemand ist zusammengebrochen? Meine Lieben, das ist doch ein ganz gewöhnlicher Tag im Pawiak!‘⁴

Die Kinder, die zusammen mit ihren Müttern verhaftet worden waren, wurden vor dem Hunger bewahrt. Die «guten» Aufseherinnen schickten sie manchmal in den Keller, um Kartoffeln oder Möhren zu holen. «Wir hatten eine Vereinbarung mit den Jungs, dass sie uns Kartoffeln in unsere Wäscherei brachten. In der Zeit, in der wir die Wäsche kochten, kochten wir auch die Kartoffeln. Einmal kam uns ein Gestapo-Mann auf die Schliche. Ich flüchtete mit dem Topf aufs Klo, setzte mich darauf und tat so, als ob ich meine Notdurft verrichtete...»

Im Pawiak gab es zwei Arten von Erschiessungen. «Die eine geschah auf Befehl der Zentrale in der Aleja Schucha. In diesem Fall führten sie die Häftlinge aus ihren Zellen und erschossen sie auf dem Ghetto Gelände. Bei der anderen betraten zwei Gestapo-Männer um fünf Uhr morgens die Zelle zusammen mit einem Schäferhund. Wir standen in einer Reihe und sie zeigten auf die, die hinaustreten mussten. Unter uns war auch die Leiterin eines Kindergartens, Basia Dietrich. Sie war Erzieherin von Beruf und konnte sehr gut singen. An den Tagen, an denen Urteile vollstreckt wurden, sangen wir am Abend patriotische Lieder. Eines Abends wollte Basia nicht singen. Wir baten sie darum, aber sie sagte, dass sie am nächsten Tag erschossen werden würde. Und so kam es auch. Am darauffolgenden Morgen tauchte die Gestapo auf. Einer von ihnen sagte: ‚Barbara Dietrich, zum Tode verurteilt, raustreten...‘ Sie wurde zusammen mit einem anderen weiblichen Häftling in der Nowy Swiat erschossen (in der Foksalstrasse erinnert eine Gedenktafel daran). Nach dem Krieg stellte sich heraus, dass beide Frauen für den sowjetischen Nachrichtendienst gearbeitet hatten. Als wir alle zusammen in der Zwölfpersonenzelle saßen, hat-

ten wir untereinander vereinbart, dass sich diejenigen, die freikommen sollten, um die Kinder und Familien der anderen kümmern würden, und deshalb unsere Adressen ausgetauscht. Nach dem Krieg nahm ich mich der Kinder und der Mutter von Basia an.»

* * *

Es kam die Zeit der Massenexekutionen im Pawiak. Jeden Morgen öffneten sich Gefängniszellen, man rief Leute aus, die nicht mehr zurückkehrten.

«Einmal fand ich in einer Matratze ein kleines abgegriffenes Heiligenbild mit der Aufschrift: ‚Jesus, ich vertraue dir!‘ Ich versteckte es und behielt es die ganze Zeit bei mir.»⁹²

Am 20. Januar 1944 hörte Irena Sendler, wie auch ihr Name ausgerufen wurde. Was tat man in einem solchen Fall? Man verteilte das, was man von seiner Familie oder dem Roten Kreuz bekommen hatte, unter den in der Zelle verbliebenen Kolleginnen. Was man fühlte, vermag niemand zu beschreiben. «Alle Schilderungen, die ich gelesen habe, entsprachen nicht der Realität. Wir waren viele, dreissig, vielleicht vierzig Personen. Wir wurden in die Zentrale in der Aleja Schucha gefahren», erinnert sich Irena Sendler. «Mir war klar, dass das mein letzter Weg war. Und hier geschah etwas schier Unglaubliches. Man las die Namen vor und wies uns an, uns in einen Raum auf der linken Seite zu begeben. Mir gab man die Anweisung, in einen Raum auf der rechten Seite zu gehen. Plötzlich tauchte ein Gestapo-Mann auf, der den Befehl hatte, mich zu einem zusätzlichen Verhör zu begleiten. Er führte mich aus dem Sitz der Gestapo in Richtung des Sejmgebäudes in der Wiejskastrasse. An der Ecke der heutigen Aleja Wyzwolenia, Aleje Ujazdowskie und Plac na Rozdrożu sagte er zu mir auf Polnisch: ‚Du bist frei! Hau sofort ab!‘ Ich war wie benommen. Aus Naivität und Dummheit bat ich ihn, er möge mir die Kennkarte zurückgeben – damals das einzige Dokument, ohne das man sich nicht frei bewegen konnte. Er wiederholte noch einmal: ‚Hau ab!‘ Und ich wiederholte hartnäckig

meine Bitte um die Rückgabe der Kennkarte. Daraufhin schlug er mir ins Gesicht, warf mich zu Boden und ging weg. Ich war blutüberströmt. Mit Mühe schleppte ich mich in eine nahe gelegene Apotheke oder Drogerie. Ich betrat sie, zum Glück befanden sich dort gerade keine Kunden. Als die Inhaberin mich in meinem Zustand und in meiner Häftlingskleidung sah, führte sie mich ins Hinterzimmer. Sie stellte keine Fragen, brachte mir ein Glas Wasser und Beruhigungstropfen.



Maria Palester. Nachkriegsfoto

Sie bot mir ihre Hilfe an. Ich bat sie um einen Mantel (es war ja Winter!) und um Geld für die Strassenbahn. Sie gab mir beides. Ich stieg in die Strassenbahn und wollte nach Hause fahren. Als die Strassenbahn in die Mlynarskastrasse einbog, stürzte ein Zeitungsverkäufer herein und schrie: ‚Steigt aus der fahrenden Tram aus, an der Strassenecke macht die Gestapo eine Razzia!‘ Ich sprang zusammen mit den anderen hinaus und übel zugerichtet, wie ich war, schleppte ich mich mühsam in meine Wohnung.

Die Freude und das Glück, die meine Mutter und ich nach meiner Rückkehr empfanden, waren unbeschreiblich. Als nach einer Stunde

eine meiner Verbindungsfrauen zu uns kam, sagte sie: ‚Du darfst hier nicht länger als eine Nacht bleiben, ab morgen musst du dich versteckens Einige Tagen später hatte mir der Zegota Dokumente auf den Namen Klara Dąbrowska ausgestellt.

* * *



Maigorzata Palester. Nachkriegsfoto

Irena Sendlers Rettungsaktion hatte Julian Grobelny zusammen mit Maria Palester⁹³ organisiert. Seine früheren Bemühungen, Irena Sandler aus der Haft zu befreien, waren ohne Erfolg geblieben. Maria – sie leitete die Säuglingsernährungshilfe im Sozialamt – gelang es, einen ihrer Bekannten -Władysław Pozowski – zu kontaktieren, der aus dem Posener Raum stammte, hervorragend deutsch sprach und das zu nutzen wusste. Alles war sorgfältig geplant. Die im Rucksack von Marias Tochter Maigorzata (unter Nudeln und Grütze) versteckten Dollarbün-

del wurden an den verabredeten Ort gebracht. Und sie wurden angenommen. Die Aktion war erfolgreich. Der bestochene Gestapo-Mann «erschoss» Irena Sendler nur auf dem Papier. Aber er sollte mit dem eigenen Leben dafür bezahlen. Als die Sache aufflog, wurden er und alle seine Kollegen, die an der Aktion beteiligt waren, wegen Verrats am Dritten Reich an die Ostfront versetzt.

Für Irena Sendler selbst bedeutete es, in eine andere Welt zurückzukehren. Sie musste ihre Kontakte zur Warschauer Stadtverwaltung abbrechen. Zwar war sie nach wie vor in der Untergrundarbeit aktiv, aber sie musste sich jetzt – genauso wie ihre Schützlinge – verstecken. Offiziell wurde die Nachricht verbreitet, sie sei erschossen worden. In den in den Warschauer Strassen ausgehängten Bekanntmachungen las sie sogar selbst von ihrer Erschiessung. Auch die *Szczekaczki* («Beller», im Kriegsjargon: öffentliche Lautsprecher) auf den Strassen verbreiteten diese Meldung. Die Wahrheit kam erst einige Wochen später ans Licht⁹⁴. Die konspirative Führung riet ihr davon ab, in der eigenen Wohnung zu übernachten. Tagsüber nahm die Gestapo keine Verhaftungen vor. Irena Sendler blieb also bis zur Polizeistunde bei ihrer Mutter, um danach in der Nachbarwohnung zu schlafen. Schliesslich konnte ihre schwer herzkrankte Mutter nicht länger in der Wohnung bleiben. Irena bat Dr. Majkowski, den Leiter der Sanitätsbetriebe, um Hilfe. Er stellte ein Sanitätsfahrzeug zur Verfügung, mit dem man ihre Mutter transportieren konnte. «Man brachte sie ins Krankenhaus in die Plockastrasse, wo man sie auf einer Trage hineintrug, um sie nach einer Weile durch einen zweiten Ausgang wieder hinauszutragen. Dann wurde sie ins nächste Krankenhaus, das Kindlein-Jesu-Krankenhaus, gebracht, wo man denselben Trick anwandte. Von dort fuhr man in die Kawęczynskastrasse, wo die mit Irena Sendler befreundete Familie Wichliński lebte. «Stefania Wichlińska, meine herzensgute Arbeitskollegin, war wegen ihrer aktiven Untergrundarbeit in einer kleinen Konditorei in der Trębackastrasse verhaftet und mehrere Wochen lang von

der Gestapo gefoltert worden. In einem gesundheitlich schon sehr ernsten Zustand wurde sie – auf einer Trage – auf einem an das Ghetto angrenzenden Gelände erschossen. Ihr Mann Stefan arbeitete im Strassenbahndepot. Sie hatten zwei Kinder: eine Tochter und einen Sohn. Stefan erklärte sich bereit, mich und meine Mutter in seiner Wohnung in der Kawęczynskastrasse 2 zu verstecken», notierte Irena Sendler in ihren Erinnerungen.

Am 30. März 1944 ging es Irena Sendlers Mutter schlecht. Sie bat, man möge einen befreundeten Arzt, Dr. Mieczysław Ropek, rufen. Ihre Tochter verriet ihr nicht, dass er wegen gefälschter Sterbeurkunden verhaftet worden war. «Weil es in der Wohnung der Wichlińskis kein Telefon gab, ging ich nach unten in ein Geschäft, um zu telefonieren», erzählt Irena Sendler die Begebenheit, die sich vor mehr als sechzig Jahren ereignete, so, als habe sie vor nicht allzu langer Zeit stattgefunden. «Und welch ein Wunder, Dr. Ropek nahm ab! Ich war verblüfft. Ich sagte ihm, was mit meiner Mutter los war. Er versprach mir, sofort zu kommen. Als er bei uns eintraf, lächelte meine Mutter ihn an. Als Arzt wusste er, dass sie am Ende ihres Lebens war. Ich nahm meine Mutter in den Arm. Sie schaffte es gerade noch zu sagen: ‚Schwöre mir, dass du nicht zu meiner Beerdigung kommst, du wirst von der Gestapo gesucht.. ‘ Das waren ihre letzten Worte.»

Weil sie es der Mutter versprochen hatte, nahm Irena Sendler tatsächlich nicht an ihrer Beerdigung teil. Die Gestapo fragte in der Kirche und am Friedhof nach ihr. Sie bekam zur Antwort, die Tochter der Verstorbenen sei im Pawiak-Gefängnis. Einer der Deutschen knurrte wütend: «Sie war, aber sie ist abgehauen!»

* * *

«Durch das, was ich im Pawiak erlebt habe, weiss ich, dass man nie einen Menschen verurteilen darf, der Folterungen nicht aushält und andere verrät. (...)



Irena Sendler (rechts) mit Helena Sperkowska, ihrer Kollegin aus dem Pawiak, 1977

Ebenso wenig darf man jemanden vorschnell der Kollaboration bezichtigen. Einige Zeit vor meiner Verhaftung war ich vor einer Ärztin gewarnt worden, die man der Zusammenarbeit mit den Deutschen verdächtigte. Ich war ausserordentlich überrascht, als ich ihr im Pawiak begegnete. Wir schliefen auf einer Pritsche, wir arbeiteten zusammen in der Gefängniswäscherei. Ich zweifelte nicht daran, dass sie ein Kapo war. Einige Jahre nach dem Krieg stellte sich heraus, dass sie vor dem Krieg in Wien Medizin studiert hatte. Ihr Mann war Offizier und kam bei der Verteidigung Warschaus ums Leben. Sie wohnte in der Stadtmitte, in der Zurawiastrasse. Einige Zeit nach dem Einmarsch der Deutschen traf sie in der Nähe ihres Hauses zwei deutsche Offiziere, die sie ausserordentlich herzlich begrüßten. Das waren ehemalige Studienkollegen. Verunsichert (die neugierigen Nachbarn zogen sofort entsprechende Schlüsse) wusste sie nicht, was sie in dieser ungewöhnlichen Lage machen sollte, und lud sie zu sich in die Wohnung ein, denn sie wollte keine Verdächtigungen und Kommentare provozieren. Weil sie

auch Juden half, kam sie zu dem Schluss, dass diese Bekanntschaft ihr nur von Nutzen sein konnte. Dem war auch so. Es kam vor, dass sie in einem Zimmer eine jüdische Familie versteckt hielt und in dem anderen ihre ehemaligen Kommilitonen empfing, denen sie verschiedene Informationen entlockte, die unentbehrlich waren, um die Juden und Polen betreffenden Pläne der Deutschen zu verstehen.

Was sie tatsächlich getan hatte, erfuhr ich aber erst viele Jahre später, als sie mich bat, ihre Bemühungen um eine Stelle zu unterstützen. Bevor ich mich für sie einsetzte, erzählte ich ihr von den Verdächtigungen, die auf ihr lasteten. Erst da bekannte sie mir, was wirklich geschehen war. Aus dem Pawiak-Gefängnis war sie ins Lager Ravensbrück transportiert worden. Dort harnte sie bis zum Kriegsende aus und half ihren jüdischen Mithäftlingen, die nur Gutes über sie zu sagen wussten.»

April bis August 1944



Irena Sendler, 1944

«Mein Mann war im Lager. Nach dem Tod meiner Mutter war ich allein und widmete meine ganze Energie der Arbeit im Judenhilferat. Ich setzte auch meine Arbeit in der konspirativen PPS fort. Ich trug unter anderem die Gelder für die Familien der verhafteten Funktionäre aus. Ich verteilte auch Medikamente an die Menschen, die sich in den Wäldern versteckten. Trotz meines neuen Namens hatte ich keinen festen Wohnsitz. Um meine und die Sicherheit der anderen zu wahren, übernachtete ich jeden Tag woanders. Ich hatte nur eine Tasche mit Toiletensachen und eine Garnitur Unterwäsche mit.»

Eines Tages kehrte Irena Sendler von einem ihrer Ausflüge zurück. In Skierniewice hatte der Zug einen etwas längeren Aufenthalt. Die Deutschen durchsuchten alle Passagiere, sie kontrollierten Dokumente und Gepäck. Sie suchten jemanden. Der Kontrolleur hatte eine Liste der gesuchten Personen bei sich. «Ich war ruhig, denn ich hatte Papiere, die nicht auf meinen richtigen Namen ausgestellt waren», erinnert sie sich. «Selbstsicher blickte ich dem Polizisten über die Schulter. Und erstarrte. Das Verzeichnis der gesuchten Personen enthielt auch den Namen Irena Sendler.»

Im Juli wurde die Atmosphäre in der Stadt immer unruhiger. Man spürte, dass etwas passieren würde. «Ich persönlich glaubte nicht an diesen Aufstand. Ich war der Meinung, dass der bewaffnete Kampf nicht gewonnen werden konnte. Obwohl die Warschauer Strassen voll von den sich von der Ostfront zurückziehenden deutschen Truppen waren, waren die Macht der Deutschen und die Stärke ihrer Armee nach wie vor deutlich zu spüren.»

«Nach der Flucht aus dem Gefängnis legte ich die Seidenpapierstreifen mit den Namen der geretteten Kinder in ein Glas, das ich ver-

grub. Während des Warschauer Aufstands habe ich sie in eine Flasche gesteckt und fast an derselben Stelle im Garten (in der Lekarskastrasse 9) einer befreundeten Verbindungsfrau versteckt, damit sie sie, sollte ich umkommen, ausgraben und den richtigen Leuten übergeben konnte.»

Bis heute steht der alte Apfelbaum, unter dem die beiden Frauen, Irena Sendler und Jadwiga Piotrowska, die Flasche verbuddelt hatten.

Den Ausbruch des Warschauer Aufstands erlebte Irena Sendler, ähnlich wie viele andere Warschauer auch, auf der Strasse, im Stadtteil Mokotów. Nach einiger Zeit erreichte sie die Wohnung ihrer Freunde Maria und Henryk Palester in der Lowickastrasse. Dort hielt sich auch Stefan Zgrzembki auf, Mitglied der Vorkriegs-PPS, der früher in Otwock und im Stadtteil Praga untergetaucht war. Sie kannten sich aus der Vorkriegszeit und hatten einige Jahre lang im Untergrund zusammengearbeitet. Zwei Jahre nach Kriegsende heirateten sie.

Der Warschauer Aufstand



Weil Irena Sendler einen sechsmonatigen Krankenschwesterlehrgang beim Polnischen Roten Kreuzes absolviert hatte, meldete sie sich beim nächsten Sanitätsposten, der sich im Hof des Hauses befand, in dem die Palesters wohnten. Gleich zu Beginn des Aufstands gab es dort jede Menge Verwundete. «Vor unseren Augen vertrieb man die Bewohner aus allen umliegenden Häusern, so dass sich der Hof des Hauses in der Lowickastrasse mit immer mehr Menschen füllte», erzählt Irena Sendler im August 2003. «Nach einigen Tagen hatte sich der Sanitätsposten, in dem zig Verwundete lagen, in ein grosses Krankenhaus verwandelt, in dem wir auch fünf Juden (drei Männer und zwei Frauen) versteckten. Bis heute unterhalte ich freundschaftliche Beziehungen zu ihnen.⁹⁵ Als angeblich Verwundete waren ihre Gesichter verbunden. Ende September, als die Bewohner aus der Stadt vertrieben und die Sanitätsposten aufgelöst wurden, war unsere Krankenstation in grosser Gefahr, denn wir verfügten nur über eine einzige Trage. Das machte eine Evakuierung unmöglich.

In diesem Moment kam ein Deutscher auf die Leiterin unseres provisorischen Krankenhauses – Maria Skokowska-Rudolf – zu und bedeutete uns auf Polnisch: ‚Folgt mir.‘ Die Leichtverwundeten bewegten sich aus eigener Kraft fort, die Schwerverwundeten legten wir zum Transport auf das, was uns in die Hände fiel: eine aus den Angeln gehobene Tür etwa oder eine grosse städtische Müllschaufel. Wir folgten dem Deutschen. Dem Haus gegenüber stand ein unfertiges Haus (ohne Dach und fensterlos), in das der Soldat uns wies.

Er sagte: ‚Mein Vater ist Deutscher, meine Mutter ist Polin. Als der Krieg begann, wurde ich zur Wehrmacht eingezogen. Ich musste meiner Mutter schwören, dass ich während des Krieges nicht nur keinen

Polen töte, sondern jedem nach meinen Möglichkeiten helfen werde. Deshalb brachte ich euch heute hierher, denn alle Bewohner Warschaus werden nach Pruszków ins Lager geschickt, wo schreckliche Dinge geschehen. Ich möchte euch davor verschonen und lasse euch hier zurück. Sollten die Deutschen euch aufspüren, sagt ihnen, ihr seid auf Anweisung von Major Patz hier.'

Wir liessen uns in dem Haus nieder, in dem es absolut nichts gab. Wir schliefen auf nackten Brettern und assen das, was die gesunden Bewohner, die sich uns angeschlossen hatten, mitgenommen hatten. Die Nahrungsvorräte gingen schnell zu Ende, und einige Tage lang ernährten wir uns nur von den Tomaten, die in den umliegenden Gärten wuchsen. Unter unseren Schützlingen war eine Frau, die als Haushälterin im benachbarten Haus arbeitete. Das Haus ihrer Herrschaften war zerstört worden, aber der Keller, in dem sich riesige Lebensmittelvorräte befanden, war verschont geblieben: Säcke mit Reis, Zucker, Aufschnitt und gepökelttes Fleisch in Gläsern. Ich hatte die Frau dorthin begleitet. Als wir alles einpackten, trat ein Deutscher herein. Er hatte sich vor uns und wir vor ihm erschrocken. Wütend warf er sich mit seinem Bajonett auf mich und verletzte mich schwer am Bein. Es stellte sich heraus, dass er ein Deserteur war und nach Zivilkleidung suchte. Er sagte uns, er sei des Krieges überdrüssig. Er töte seit fünf Jahren und wolle das nicht mehr tun. Er habe eine grosse Familie, für die er am Leben bleiben müsse. Er wolle aus dieser Hölle fliehen. Er war es, der uns um Hilfe bat!

Meine Begleiterin Marysia Dziedzic gab ihm alles, was sie an Kleidung des Hausbesitzers im Keller fand. Danach liess er uns in Ruhe. Als wir mit den Säcken mit unschätzbaren Vorräten zurückkamen, begrüsst uns Dr. Skokowska mit einem Freudenschrei. Aber sie war entsetzt, als sie mein Bein sah. Die Wunde entzündete sich. Einige Tage lang hatte ich hohes Fieber und kämpfte um mein Leben. Ein Mittel gegen Entzündung hatten wir nicht. Aber dank der Anstrengungen der Frau Doktor überlebte ich.

Warschau wurde weiterhin bombardiert. Ein Bombensplitter verwundete eine Frau und riss ihr die rechte Hand ab. Wollten wir ihr das Leben retten, musste sie dringend operiert werden. Frau Dr. Skokowska-Rudolf, die Spezialistin für Kindertuberkulose war, und Dr. Henryk Palester, der sich auf Epidemiologie spezialisiert hatte, überlegten sich, wer von ihnen beiden diese Operation vornehmen sollte;



Maria Skokowska-Rudolf. Nachkriegsfoto

sie waren beide keine Chirurgen und hatten niemals operiert. Die Wahl fiel auf Maria, die dreissig Jahre jünger als Henryk Palester war. Meine Aufgabe war es, in das Haus zu gehen, in dem wir uns vorher aufgehalten hatten und das mittlerweile abgebrannt war. Ich sollte dort einfache Messer für die Operation auskochen.

Wir legten die verwundete Frau auf einen provisorischen Tisch aus Brettern. Dr. Skokowska bereitete sich auf die Operation ohne Anäs-

thesie vor. Meine Aufgabe war es, ihr die provisorischen Instrumente, einfache Küchenmesser, zu reichen. Zwei andere ‚Krankenschwestern‘ verscheuchten die Fliegenschwärme. In dem Raum, in dem die Operation stattfand, hielten sich mehr als sechzig Menschen auf. Plötzlich hörten wir Schreie von Deutschen, die sich mit dem anderen Arzt stritten der sie mit einer Rotkreuzfahne empfangen hatte. Der Deutsche brüllte: ‚Wer seid ihr, warum seid ihr hier?‘ Dr. Palestter antwortete ruhig, wir seien auf Anweisung von Major Patz hier. Das verblüffte und erzürnte den Deutschen gleichermassen. Er brüllte weiter und fragte, wie es komme, dass sie sich auf ihn beriefen!?. Er schlug Palestter, zerbrach die Fahne und stürzte mit einem entscherten ‚Zerstäuber‘ (Maschinenpistole) zu uns herein. Die operierende Frau Dr. Skokowska sagte mit ruhiger Stimme: ‚Erlauben Sie bitte, mein Herr, dass ich die Operation zu Ende bringe und ihnen danach alles erkläre. Der Deutsche liess die Waffe sinken und wartete.

Nach der Operation befahl Major Patz Frau Dr. Skokowska mitzukommen. Begleitet wurden sie von vier Soldaten. Unser Team sowie der Ehemann der Ärztin, Professor an der Warschauer Technischen Hochschule, und ihr fünfzehnjähriger Sohn, warteten, eng aneinandergedrückt, auf die Schüsse. Zwei Stunden lang herrschte absolute Ruhe. Dann sahen wir durch die Fensteröffnungen die vier Soldaten mit zwei grossen Wäschekörben kommen. In dem einen war Brot, in dem anderen verschiedene Verbandsmittel. Dr. Skokowska begleitete sie. Sie erzählte uns, Major Patz habe sie zu seinem Quartier gebracht, und sie erzählte ihm, warum wir uns an jenem Ort befanden. Sie verriet ihm nicht, dass uns ein deutscher Soldat dort versteckt hatte. Sie erklärte, der Zustand der Kranken und die fehlenden Tragen hätten es unmöglich gemacht, Warschau zu verlassen. Major Patz gab zu, dass er uns alle töten könnte. Doch die Operation, die unter so unglaublichen Bedingungen vorgenommen worden war, der Mut und die Entschlossenheit der Ärztin hatten ihn tief beeindruckt.

«Ich erinnere mich an ein anderes dramatisches Ereignis. Eines Tages kam eine verzweifelte Frau zu uns und flehte uns um Hilfe an. Sie schleppte zwei ihrer Nächsten mit sich: Sohn und Vater, die wie durch ein Wunder lebendig aus einem Leichenberg geborgen worden waren. Es stellte sich heraus, dass unweit von uns, im Jesuitenkloster in der Rakowieckastrasse, sehr viele Leute Zuflucht gefunden hatten, die der Ausbruch des Aufstands in den Schrebergärten in Pole Mokotowskie überrascht hatte. Eines Tages hatten die Deutschen das ganze Haus in Brand gesteckt. Fast alle waren ums Leben gekommen. Diese Frau hatte unter dem Berg der verbrannten Menschen das Stöhnen der Verwundeten gehört und so ihre liebsten Verwandten wiedergefunden. In unserem provisorischen aufständischen kleinen Krankenhaus suchte sie verzweifelt nach Hilfe für sie.

Mitte September vertrieb man die übrig gebliebene Bevölkerung, also auch uns, aus der Stadt. Wir verliessen Warschau durch das Pole Mokotowskie. Uns schlossen sich Menschen aus den umliegenden Häusern und Strassen an, die mit unserem ‚Krankenhaus‘ nichts zu tun hatten. Plötzlich hörten wir Schreie einer niederkommenden Frau und das Weinen eines kleinen Kindes, das mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder dort war.⁹⁶ Einige Menschen hielten an. Ich suchte in der Menge nach Frau Dr. Skokowska. Zwei Männer trugen die Entbindende auf den Händen. Mit Mühe erreichten wir die Kreuzung der Strasse nach Krakau mit der, die nach Pruszków führte. Die uns beaufsichtigenden Deutschen bogen bereits Richtung Pruszków ab. Einer unserer Kranken wandte sich an sie, redete lange mit ihnen. Er gab ihnen eine hohe Summe Geldes, damit wir auf der Strasse, die nach Okęcie führte, gehen konnten. Sie waren einverstanden. Wir erreichten die Marmeladenfabrik, die von einem Deutschen geführt wurde. Als er die Masse der Kranken, Behinderten und weinenden Kinder sah, wies er seine Mitarbeiter an, Behälter mit Marmelade und Brot sowie Milch für die Kinder zu bringen. Er gab uns auch Wagen, damit jene, die nicht gehen konnten, an den von den Aufsehern genannten Ort gefahren wer-

den konnten. Die Gemeinde brachte uns in Baracken unter. Wir begannen, die Kranken auf die Räume zu verteilen. Die Baracken waren dreckig, verlaust, voller Ungeziefer. Früher hatte man dort sowjetische Häftlinge festgehalten. Die entbindende Frau schickte man in das nahe gelegene Krankenhaus. Am zweiten Tag zogen wir auf Anweisung der Gemeinde in das leerstehende Gebäude der Wohnungsbaugenossenschaft. Seine Bewohner hatten es verlassen, weil ihnen die Nähe des kämpfenden Warschauer Angst gemacht hatte. Grosse Hilfe leistete uns damals der Priester der nahe gelegenen Pfarrgemeinde, der für uns Mahlzeiten, Suppe und Brot, organisierte.⁹⁷

Die Befreiung Warschaus



Irena Sendler im Jahr 1945

«Nach der Befreiung Warschaus am 17. Januar 1945 (ich erinnere mich, dass die sowjetischen Truppen und unsere Armee um 15 Uhr in Okęcie einmarschierten!) wurde das Krankenhaus in ein Kinderheim umgewandelt. Eines Tages brachte man Kinder aus Auschwitz zu uns. Sie waren noch sehr klein, vielleicht drei bis vier Jahre alt. Sie waren zusammen mit ihren Müttern im Lager gewesen. Aber die Mütter waren unmittelbar vor der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee ... verbrannt worden. Die Kinder wussten davon. Man hatte keine Zeit mehr gehabt, sie auch zu verbrennen. Der Einmarsch der sowjetischen Truppen im Lager hatte diese Kinder gerettet.

Das gesamte Personal unseres Heims kümmerte sich liebevoll um diese unglücklichen Kleinen. Sie bedurften nicht nur hygienischer Massnahmen (sie waren alle von Läusen befallen!) und entsprechender Ernährung (sie waren vom Hunger und den Lebensbedingungen im Lager geschwächt), sondern sie brauchten vor allem moralische und emotionale Unterstützung. Die Lagerneurose liess sie nicht ruhig schlafen. Sie wachten nachts schreiend auf. Man musste jedes Kind in den Arm nehmen und in den Schlaf wiegen. Eines der Mädchen fragte mich einmal: ‚Tat es meiner Mutter sehr weh, als man sie verbrannte?‘ Ich war erschüttert, aber ich wollte meine Erschütterung nicht vor diesem Kind zeigen. Ruhig antwortete ich: ‚Nein, es tat ihr nicht weh, denn ein Engelchen nahm sie gleich mit in den Himmel.‘ Nach einigen Tagen bat mich dieses Mädchen, ihr ein ... Engelchen zu malen. Ich malte es, aber es war eines meiner schwersten Erlebnisse in jener Zeit.

Wir litten schrecklich Hunger in diesem Krankenhaus. Nur ein Zufall half uns, diese Zeit zu überstehen. In der Bahn, die zwischen Mila-

nowek und Opacza, einer winzigen, einige Kilometer von Okęcie entfernten Siedlung, verkehrte, traf ich Działka (Władysława) Michałowicz, die Schwiegertochter von Prof. Mieczysław Michałowicz. Sie war durch ihren Schwiegervater, dessen Haus hilfsbedürftigen Juden immer offen gestanden hatte, mit dem Żegota verbunden. Als sie mich sah, teilte sie mir mit, dass sowohl die Leitung der Fürsorgestelle des



Dr. Maria Skokowska-Rudolf,
Irena Sendler, Irenka Wojdowska, 1945

Hauptbetreuungsrats RGO als auch das Żegota-Präsidium ihren Sitz in Milanówek hatten. Ich meldete mich dort und bekam von Adolf Berman und Marek Arczyński sofort finanzielle Unterstützung für meine Schützlinge. Heute erinnere ich mich nicht mehr an die Summe, aber ich weiss, dass sie beachtlich war, denn sie ermöglichte es uns, die schwere Winterzeit zu überstehen.

Den letzten Kontakt zum Żegota als illegaler Organisation hatte ich am 17. Januar 1945 morgens. Nach dem Einmarsch der Sowjetarmee in Warschau war sofort eine andere Währung eingeführt worden, und

das ganze Krankenhaus, das damals ungefähr dreihundert Kranke und zig Mitarbeiter des Ärzte-, Pflege- und Hilfspersonals zählte, hatte erneut nichts zu essen. Ende Januar wurde ich nach Lublin, zur neuen Regierung, delegiert. Dort erhielt ich Unterstützung vom neuen Gesundheitsministerium. Man gab mir hunderttausend Złoty in neuer Währung, einen ganzen Lastkraftwagen voller Essen und Medikamente. Als ich mich einige Tage in Lublin aufhielt, erfuhr ich, dass der stellvertretende Zegota-Vorsitzende, Leon Feiner⁹⁸, schwer krank im dortigen Militärkrankenhaus lag. Es stellte sich heraus, dass er Lungenkrebs hatte, was man ihm aber verheimlichte. Er glaubte, dass er an einer Lungenentzündung erkrankt sei. Ich besuchte ihn. Damals sagte er mir: ‚Jolanta, eigentlich haben wir den Krieg bereits überstanden, wir halten unser Wort: Du wirst ein Denkmal in Palästina haben.‘

* * *

Bald forderten die damaligen Behörden des neu entstandenen Nationalrats der Stadt Warschau Irena Sendler auf, im Gesundheits- und Sozialamt zu arbeiten. «In den ersten Wochen weigerte ich mich, nach Warschau zu fahren», erzählt sie. «Mit den Menschen hier verbanden mich Erfahrungen aus dem Aufstand. Ich konnte mir nicht vorstellen, vom Personal und den Kindern, für die ich Krankenschwester, Betreuerin und Erzieherin war, getrennt zu werden. Schliesslich gab ich nach, nachdem mir der erste Stadtpräsident Marian Spychalski⁹⁹ versprochen hatte, ein neues Kinderheim zu bauen. Denn in Okęcie begannen die ehemaligen Bewohner in ihr Haus zurückzukehren.

Meine Trauer, die Kinder verlassen zu müssen, wurde dadurch verringert, dass ich sie bei Maria Palester gut aufgehoben wusste. Wir beschlossen, dass sie die Leitung des Kinderheims übernehmen sollte. Nach dem tragischen Verlust ihres Mannes Henryk Palester und ihres Sohnes, der in den Kämpfen während des Aufstands ums Leben gekommen war, war sie sehr niedergeschlagen. Ich kannte Maria gut und war mir sicher, dass der grosse Schmerz nach dem Tod ihrer nächsten

Angehörigen wenn überhaupt durch die Arbeit mit den Kindern gelindert werden konnte.

Am 15. März 1945 kam ich nach Warschau. Ich wurde stellvertretende Leiterin des Sozial- und Gesundheitsamts in der Bagatelastrasse 10. Nach einem Monat übernahm ich bereits die Leitung. Die Arbeit war interessant, aber ausserordentlich schwer. Tausende vertriebener Menschen kehrten in ihre Stadt zurück, vielmehr zu dem, was von ihr übrig geblieben war. Ganz Warschau lag in Trümmern. Die Häuser waren ausgebrannt. Es gab weder Licht, noch Kanalisation, noch Wasser. Diejenigen, die (häufig zu Fuss) in die Stadt zurückkamen, fanden nicht einmal die geringsten Voraussetzungen zum Leben vor. Das Sozialamt sollte sie mit einem Minimum an Lebensmitteln versorgen. Die Aufgabe schien unlösbar zu sein, doch der Eifer und die Erfahrung der alten wie der neuen Mitarbeiter halfen, die Schwierigkeiten zu meistern. Wir arbeiteten häufig Tag und Nacht, hungrig und frierend. Wir wohnten wie die anderen nach Warschau zurückkehrenden Leute in den Kellern, oft in Gesellschaft von Ratten. Mein erstes Gehalt für einen Monat Arbeit war ein Laib Brot. Von den Bauern in der Umgebung wurden wir mit Lebensmitteln unterstützt. Binnen kurzer Zeit wurden zehn Sozialämter eingerichtet. Es entstanden Anlaufstellen für Strassenkinder, die häufig Kriegswaisen waren und dort erzieherisch betreut, gekleidet und mit drei Mahlzeiten am Tag gepflegt wurden. Dieselbe Hilfe gab es für Erwachsene, die sich nach den tragischen Kriegserlebnissen in einem unterschiedlich guten Gesundheitszustand befanden. Für viele musste eine Unterkunft und eine Beschäftigung gefunden werden. Besonders problematisch war das Schicksal alter Menschen, die häufig behindert und alleinstehend waren, weil sie während des Krieges ihre Familien verloren hatten. Sie waren nicht nur krank, sondern nach den Kriegserlebnissen auch nervlich völlig am Ende. Für sie musste man ebenfalls ein Leben unter den neuen Bedingungen organisieren. In vie-

len Fällen wurden sie in das Altersheim in Gora Kalwaria, das bereits vor dem Krieg bestanden hatte, oder in das von uns neu geschaffene Heim in Lesznowola eingewiesen.

Eine grosse Tragödie jener Zeit waren die jungen Mädchen, die aus Konzentrationslagern oder Zwangsarbeiterlagern in Deutschland zurückkehrten und keine Familie in Warschau hatten. Sie lebten in den Trümmern, weshalb man sie ‚Georgierinnen‘ (ein Wortspiel: Trümmer heissen auf Polnisch gruzy; gruzinki heissen Georgierinnen) nannte. Sie lebten von Prostitution. Dieses Problem zu lösen, hatte für die Mitarbeiter der Sozialfürsorge oberste Priorität.

In Henrykow bei Warschau gab es ein Heim für gefallene Mädchen, das bereits vor dem Krieg von Ordensschwestern geleitet wurde. Während der Kriegshandlungen vertrieben die Russen alle Bewohnerinnen des Heims. Niemand wusste, was mit ihnen geschehen war. Das Sozialamt von Warschau übernahm das Haus, das einen schönen Garten hatte, um ein neues Heim für die so genannten ‚Georgierinnen‘ einzurichten. Ich übernahm die Leitung. Wir beschlossen, das Heim relativ offen zu führen, aber so, dass es für die Mädchen keinen Grund gab, fliehen zu wollen. Unsere Aufgabe bestand darin, ihnen wieder eine einigermaßen normale Jugend zu ermöglichen, sie zu lieben und ihnen mit Zuneigung zu begegnen. Vor Ort gab es auch eine Schule, die ihnen half, die Lücken in ihrer Allgemeinbildung zu schliessen. Der Krieg hatte ihnen die besten Jahre geraubt. Er hatte aus ihnen Waisen gemacht und sie demoralisiert. Der Aufenthalt in unserem Heim war für sie eine Chance, zum normalen Leben zurückzufinden. Der Weg zu diesem Ziel waren der Unterricht und die Arbeit. Man schlug ihnen vor, sich neben den Schulstunden und der Gartenarbeit an verschiedenen Werkstätten zu beteiligen. Man errichtete eine Gartenwerkstatt (Blumen, Obst und Gemüse), eine Spielzeugwerkstatt und eine Schneiderwerkstatt. Die Mädchen konnten sich auch am Küchendienst beteiligen, jedoch unter der Bedingung, dass sie sich auch anderweitig betätigten. Man nahm sich ihres Gesundheitszustands an. Der Heimlei-

tung, die sehr engagiert war, gelang es, eine gute Atmosphäre zu schaffen und die Mädchen liebevoll zu betreuen, so dass es für sie keinen Grund gab, nicht zu bleiben. Sie begriffen, was wir für sie leisteten, und waren sehr dankbar. Bis zum 15. März 1950, als ich die Leitung des Heims aufgab, hat nur ein Mädchen das Heim verlassen. Ich weiss noch, dass mir 1947 drei Mädchen zur Geburt meines Töchterchens einen kleinen Blumentopf mit einem Farn brachten, Frucht ihrer Arbeit, sowie einen Korb mit Tomaten aus dem eigenen Garten. Der Farn wuchs und wurde sehr gross. Er gedieh bis 1987, also vierzig Jahre lang, was nach Meinung der Gärtner eine grosse Seltenheit ist.

Nach meinem Weggang aus Henrykow haben meine Nachfolger alles getan, das Heim zu zerstören. Später hat man an derselben Stelle ein Altersheim eingerichtet.»

***Die Nachkriegsgeschichte der
geretteten Kinder***



In dem bereits mehrfach zitierten Buch über die Arbeit des konspirativen Judenhilferats Zegota veröffentlichte Teresa Prekerowa eine im März 1979 verfasste Erklärung der vier aktivsten Betreuerinnen der jüdischen Kinder, die ein Resümee der auf diesem Gebiet unternommenen Bemühungen in den Jahren 1939 bis 1945 ist. Die Autorinnen dieser Erklärung sind Irena Sendler, Jadwiga Piotrowska, Izabela Kuczkowska und Wanda Drozdowska-Rogowiczowa. Und dies ist der Wortlaut des Dokument in voller Länge:

«Wir Unterzeichnende stellen fest, dass wir während des Krieges 1939 bis 1945, als wir beim Sozialamt und dessen Nebenstellen – den Gesundheits- und Sozialämtern – arbeiteten, gleichzeitig engagierte Aktivistinnen des Judenhilferats Zegota waren (obwohl wir weder den genauen Namen der Organisation noch ihren genauen Personenbestand kannten). Aufgrund dessen beteiligten wir uns an der Rettung jüdischer Kinder vor der Vernichtung und standen dabei in direktem Kontakt mit Irena Sendler, der damaligen Leiterin des Kinderschutzreferats eben jenes Zegota. Ihre Berichte, die Zahl der geretteten Kindern betreffend, bestätigen wir voll und ganz. Diese Zahl legen wir (heute, fast vierzig Jahre später, fällt es schwer, sie genau zu bestimmen) auf circa 2‘500 Kinder fest, denen der Zegota unterschiedliche Hilfe leistete. Und zwar:

1. Circa 500 Kinder konnten mit Hilfe des Sozialamts in Ordensheimen untergebracht werden (Jan Dobraczyński, Jadwiga Piotrowska).
2. Circa 200 Kinder konnten in der Städtischen Jugendhilfe im Pries-

ter-Baudouin-Heim untergebracht werden (Maria Krasnodębska und Stanisława Zylbertówna).

3. Circa 500 Kinder konnten in den RGO (Hauptbetreuungsrat)-Heimen untergebracht werden (Aleksandra Dargielowa).
4. Circa 100 Jugendliche im Alter von 15 bis 16 Jahren wurden in die Wälder zu den Partisanen geschickt (Andrzej Klimowicz, Jadwiga Koszutska, Jadwiga Bilwin sowie der Vorsitzende Grobleny persönlich).
5. Circa 1'300 Kinder fanden Hilfe und Unterkunft in den so genannten Ersatzfamilien. Hierbei betätigten sich am aktivsten: Helena Grobelna, Ehefrau des Zegota-Vorsitzenden, Maria Palester und ihre Tochter Malgorzata Palester; Stanisław Papużyński, Zofia Wędrychowska, Izabela Kuczkowska und ihre Mutter Kazimiera Trzaskalska, Maria Kukulska, Wanda Drozdowska-Rogowiczowa, Wincenty Ferster, Janina Grabowska, Joanna Waldowa, Jadwiga Bilwin, Irena Schultz, Lucyna Franciszkiewicz, Helena Maluszynska.

Darunter waren Kinder,

1. für die der Zegota unmittelbar Familien (Betreuer) suchte, die er finanziell, mit Kleidung und Lebensmitteln unterstützte, für die er Dokumente ausstellte u.s.w.
2. Es gab auch eine Gruppe von Kindern, die nur zeitweilig Hilfe benötigte, sei es in Form eines Meldedokuments, einer Geburtsurkunde oder nur in Form von ärztlicher Hilfe; im Fall der Bedrohung durch die *Szmalcowniki* musste man diesen Kindern helfen, den Wohnort zu wechseln oder Lösegeld zahlen.
3. Eine gewisse Anzahl an Familien nahm die Kinder völlig selbstlos auf; in diesen Fällen beschränkte sich die Hilfe unserer Organisation vor allem darauf, Geburtsurkunden zu besorgen.
4. Die letzte Gruppe waren schliesslich Familien, die durch ihre eigenen Kontakte die Kinder persönlich aus dem Ghetto herausholten oder sie auf der Strasse aufgriffen und zu sich nahmen (das waren

vor allem in Privathäusern bettelnde Kinder). Diese Familien nahmen auf Eigeninitiative die Mühen der vollständigen Kinderbetreuung auf sich. Sie mussten manchmal mit ärztlichen Hilfeleistungen oder mit Medikamenten unterstützt werden, manchmal war es auch notwendig, ein Kind im Krankenhaus unterzubringen. Hier halfen uns sehr: Dr. Juliusz Majkowski, Dr. Mieczysław Ropek, Dr. Zofia Franio, Prof. Andrzej Trojanowski, Dr. Halina Kołodziej ska sowie die Krankenschwester Helena Szeszko.

Darüber hinaus glauben wir, dass die Zahl der aus dem Warschauer Ghetto geretteten Kinder noch viel höher war, als von uns angegeben, denn es gab ausser dem Zegota noch viele andere Organisationen, welche in einem erstaunlichen Ausmass Hilfe leisteten.»

* * *

In der Zeit von August bis Dezember 1944 ging die von Irena Sendler sichergestellte Liste mit den Namen der geretteten Kinder nur zu 25 Prozent verloren. Die mit ihr zusammenarbeitenden Verbindungsfrauen konnten die fehlenden Daten umgehend ergänzen. Nach der Befreiung Warschaws wurde die entschlüsselte, bereits vollständige Liste Adolf Berman¹⁰⁰ übergeben, der in den Jahren 1947 bis 1949 Vorsitzender des Zentralkomitees der Juden in Polen war. Mit Hilfe der Liste konnten Mitarbeiter dieses Komitees gerettete Kinder bei den sie betreuenden Familien abholen und ihren Eltern zurückgeben. Hatten die Familien nicht überlebt, wurden die Kinder zeitweilig in jüdischen Waisenheimen¹⁰¹ untergebracht. Später wurde ein beachtlicher Teil von ihnen nach Palästina, anschliessend nach Israel gebracht. Irena Sendler meint, dass es gelungen ist, von der übergebenen Liste mit circa 2'000 Warschauer Kindern die überwiegende Mehrzahl nach dem Krieg zu finden.

* * *

Leider konnten Probleme psychologischer Natur nicht vermieden werden. Gegen den Wunsch und den Rat Irena Sendlers wurden die Kinder in vielen Fällen sehr plötzlich abgeholt, ohne dass sie oder ihre Betreuer darauf entsprechend vorbereitet waren. «Da spielten sich grosse Dramen bei den kleinen Helden ab», erinnert sie sich noch heute, nach so vielen Jahren, tief gerührt. «Manche Begegnungen waren schön und glücklich. Aber einige waren sehr schwierig! Für beide Seiten. Denn ein Teil der jüngeren Kinder erinnerte sich nicht an seine Kriegsvorgänger. Die Pflegeeltern litten ebenfalls. Die Trennung von den Kindern, manchmal nach Jahren, fiel ihnen schwer! Weil sie wussten, was mit den Juden geschehen war, glaubten sie, dass alle Verwandten des Kindes ums Leben gekommen sein mussten. Zum Wohl der Kinder behielten sie deren wahre Herkunft für sich. Und dann musste man dem Kind plötzlich alles sagen. Den Kindern die ganze Wahrheit zu sagen, war schwierig. Und manchmal kam es sogar zu Gerichtsverfahren.»¹⁰²

* * *

Es kam vor, dass die Vertreter des Zentralkomitees der Juden in Polen die Spur eines Kindes verloren. In den polnischen Familien aufgewachsen, erfuhren sie spät (oder nie) ihre wahre Geschichte. Sie alle waren Opfer der Kriegsgreuel geworden, egal, auf welcher Seite der Ghetto-mauer sie sie erlebten. Die schrecklichen Erfahrungen hinterliessen Spuren in ihrer Psyche und beeinflussten ihr späteres Leben stark. Die jüngsten unter den geretteten Kindern sind heute ungefähr sechzig, die ältesten knapp achtzig Jahre alt. Alle verbindet, unabhängig von ihrem Geschlecht und ihrem gegenwärtigen Wohnort, ein Trauma.

1945 «tauchten sie plötzlich aus dem Nichts auf, mal grösser, mal kleiner, aber immer ähnlich: abgemagert, zerlumpt, manchmal ohne Schuhe, mit zotteligen Haaren, kleine Greise mit grauer Haut und stumpfem Blick. Das waren jene, die von unter der Erde kamen, aus den Kanälen, aus den Verstecken, aus Löchern ohne Tageslicht oder aus den Trümmern, die auf dem Gelände des einstigen Warschauer

Ghettos übriggeblieben waren. Es gab auch andere, mit einem gesunden Aussehen – wie jene, die auf dem Land Unterschlupf gefunden hatten oder bei den Partisanen. Aber ihnen allen war ohne Ausnahme eines gemeinsam in ihrem Aussehen und Benehmen: Sie vermieden es, jemandem in die Augen zu schauen, ihr Gesichtsausdruck und ihre Art, die Arme zu halten, signalisierten eine gewisse Bereitschaft zur Flucht, eine heimliche Angst, eine Bereitschaft zur Rückkehr in die Löcher, in die Trümmer, in die unterirdischen Verstecke; dort war noch immer ihr Platz, dort gehörten sie hin; nicht zu jenen sich aufrecht haltenden Menschen, zu den lärmenden, selbstbewussten Kindern. Die Kinder mieden sie geradezu: Sie fürchteten sich vor ihrer Andersartigkeit, ihrer Normalität. Man sagte von ihnen: Sie kehren ins Leben zurück, oder weniger wohlwollend: Sie kriechen aus ihren Löchern wie kleine Ratten», wie Maria Thau (Weczer) in ihrem bewegenden Buch *Rückkehr* schreibt.

Als Mitglieder der Anfang der 1990er Jahre gegründeten Vereinigung der Holocaust-Kinder lernen sie mit der Last der Erinnerung zu leben. Sie stützen sich gegenseitig. Sie stehen sich nahe und fühlen, dass sie einander brauchen.

Die Vereinigung der Holocaust-Kinder in Warschau hat unter dem Titel *Kinder des Holocaust sprechen* zwei Bände (der dritte ist in Vorbereitung) mit Berichten und Erinnerungen veröffentlicht. Eine erschütternde Lektüre und zugleich das grausamste Dokument der Erinnerung. Obwohl erst Jahre später, im Laufe des zunehmend «normalen» Lebens, geschrieben, haben die beschriebenen Ereignisse nichts von ihrer Dramatik verloren. Fest steht auch, dass man vor der eigenen Erinnerung nicht fliehen kann. Die Erlebnisse mit anderen Menschen zu teilen, hilft den Schmerz ein wenig zu lindern. Dazu tragen auch therapeutische Workshops, Begegnungen im Kreis der vom Holocaust geretteten Kinder bei.

Sind sie sich des Wunders bewusst, das ihre Rettung war? Wohl ja. Aber nicht alle nahmen diese wunderbare Rettung bis zum Ende an und

haben sich damit abgefunden. Manche, die mit dem Albtraum der Erinnerungen nicht fertig werden können, nehmen es übel, dass sie überlebt haben. Dass sie einsam überlebten. Verlassen, weggegeben von ihren Familien. Mit diesen jahrelang unterdrückten Problemen wandten sie sich auch an Irena Sendler, die immer wieder betont, dass sie nicht ihr ihr Leben verdanken, sondern der Entschiedenheit und dem Mut ihrer eigenen Mütter und Väter, Grossmütter und Grossväter, die bereit waren, sich von ihnen zu trennen. Nicht immer wollen sie aber, dass ihre Kinder und Enkel die ganze grausame Wahrheit erfahren. So fliehen sie seit Jahren vor ihren Erinnerungen. Obwohl es vorkommt, dass die Vergangenheit sie selbst an den ungewöhnlichsten Orten einholt. Viele Jahre später, wenn sie längst irgendwo in Israel, Australien, Kanada, in den Vereinigten Staaten, manchmal auch in Europa leben, werden sie von einem entfernten Verwandten gesucht und gefunden. Es kommt zu wunderbaren Begegnungen zwischen Cousinen und Cousins. Nicht immer wollen sie davon erzählen. «Wozu denn?», fragen einige. «Jede Geschichte ist anders.»

* * *

Für Irena Sendler ist die Rettungsaktion der Juden, an der sie federführend beteiligt war, noch nicht beendet. Sie dauert bis heute an dank der Kontakte zu den Geretteten, zu deren Kindern und Enkeln. Sie bekommt Post aus aller Welt. Sie vergessen sie nicht. Sie ist die Letzte, die weiss, wer sie waren, bevor sie die Mauer des Warschauer Ghettos hinter sich liessen. Manchmal kannte sie ihre Eltern, Grosseltern, manchmal ihre Geschwister. Sie ist die Einzige, die den heute älteren Menschen auf die Frage antworten kann: «Wie sah meine Mama aus? Wer war mein Papa? Hatte ich einen Bruder, eine Schwester...?»

Man kann nicht vor sich selbst fliehen – deshalb kehren viele von ihnen aus der Ferne an die Orte zurück, die sie für immer in ihrer Erinnerung behielten. Sie fürchten sich vor dieser Rückkehr und beschwören sie gleichzeitig herauf. Nach zig Jahren unternehmen sie den Ver-

such, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Einer Vergangenheit, die sie aus ihrem Gedächtnis tilgen wollten. Es kommt vor, dass sie an Orte zurückkehren, die in ihrer Erinnerung kaum vorhanden sind, dass sie nach Menschen suchen, die ihnen helfen können, Einzelheiten zu bestimmen, Spuren ihres Hauses, ihrer Strasse zu finden. Es kommt vor, dass sie dank des Kontakts zu der Vereinigung der Holocaust-Kinder direkt bei Irena Sendler landen. So etwa die Tochter von Achilles Rosenkranc, die sich nach über sechzig Jahren auf die Suche nach dem Grab ihres Vaters auf dem Jüdischen Friedhof in Warschau machte. Achilles Rosenkranc war 1942 im Warschauer Ghetto an Typhus gestorben. Niemand aus seiner Familie hatte an seinem Begräbnis teilgenommen. Unter den wenigen Trauergästen befand sich Irena Sendler, die einen Zweig weissen Flieders auf sein Grab legte, den sie unter ihrer Bluse versteckt hatte. Nur sie konnte helfen, die Grabstelle ausfindig zu machen. Dank ihrer Erinnerung gelang es der Tochter von Achilles Rosenkranc, nach so vielen Jahren die schmerzlichen Erinnerungen zu lindern und ihr Gewissen zu beruhigen.

Irena Sendlers unschätzbare Liste ermöglichte es vielen verwaisten Kindern, ihre entfernten Verwandten zu finden. Adolf Berman nahm die Liste nach Israel mit. Noch heute sind dort Abschriften dieser Liste in vielen Privathäusern im Umlauf.

«Ich weiss, dass das Leben der geretteten Kinder immer sehr kompliziert ist», sagt Irena Sendler. «Jedes von ihnen erlebte sein individuelles Drama. Bei fremden Menschen, in deren Familien oder Heimen aufzuwachsen, gab ihnen ein Dach über dem Kopf, Verpflegung, Betreuung, die Möglichkeit zu lernen. Das ist sehr viel. Aber sie fühlten sich nie wie zu Hause, es waren ja nicht ihre Eltern, noch nahe Verwandte. Häufig lebten sie im schmerzhaften Bewusstsein, dass, wenn sie gemeinsam im Ghetto geblieben wären, ein Wunder hätte geschehen können und ihre Eltern und Geschwister ebenfalls überlebt hätten. In all den Nachkriegsjahren glimmte in ihren Herzen ein Hoffnungs-

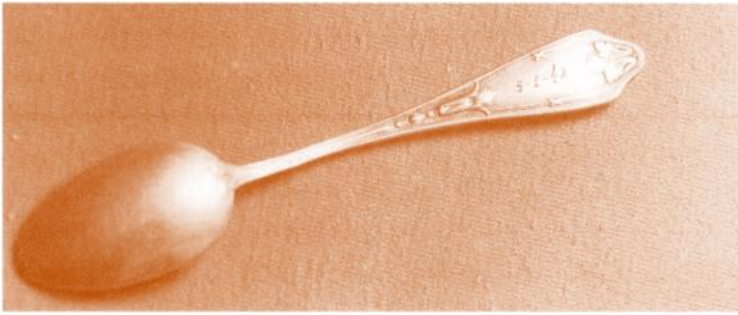
funken. Viele von ihnen kennen trotz intensiver Suche weltweit bis heute ihre Wurzeln nicht. Sie wissen nichts über ihre Nächsten: Grosseltern, Verwandten, sogar Eltern und Geschwister. Sie leiden an der Erinnerung der Trennung. Das Drama jener Zeiten betrifft alle. Gerettete Kinder wie ihre Eltern, die sie fremden Händen anvertrauten. Aber auch die Pflegeeltern, die sich der Kinder und ihrer Erziehung angenommen haben. Letztere wurden von den angenommenen Kindern häufig zurückgewiesen, obwohl sie sie bestens, oftmals sogar besser als ihre eigenen Kinder, behandelten. Nicht selten waren diese Kinder, denen man viel Liebe und Zuneigung entgegenbrachte, um ihnen das zu geben, was sie auch von ihren Eltern bekommen hätten, dieser Fürsorge zum Trotz traurig und litten darunter, nur eine, nicht aber ihre richtige Mutter zu haben. Es kam vor, dass aus Schmerz und Trauer Auflehnung und Vorwürfe wurden: ‚Warum lebst du, während meine Mutter ums Leben gekommen ist?‘ Es war schwierig, eine Antwort auf diese Frage zu geben.

Ich wurde häufig damit konfrontiert und litt persönlich darunter, wenn ich bei einem Kind, das ich nicht nur wie eine eigene Tochter behandelte, sondern ihm auch bewusst mehr Zuwendung geben wollte als meinen eigenen Kindern, auf Unwillen, manchmal sogar Feindschaft stiess. Obwohl ich Pädagogik studiert und jahrelang mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet hatte, verstand ich diese Ablehnung nicht. Ich stand ihr ratlos gegenüber. Die zeitgenössische Pädagogik kannte solche Probleme ganz einfach nicht. Die Probleme von Kindern, die den Holocaust überlebt hatten.»

* * *

Viele Jahre nach dem Krieg waren Häuser, Strassen wieder aufgebaut. In die zerstörten Städte war das Leben zurückgekehrt. Aber in den Herzen der geretteten Kinder herrschten noch immer Verzweiflung, Trauer, Sehnsucht. Sie sind gebildet, haben sich in alle Welt zerstreut,

viele von ihnen sind beruflich sehr erfolgreich, gründeten eigene Familien. Heute sind sie bereits Grosseltern. Aber in Wirklichkeit bleiben sie bis zum Ende ihres Lebens «Kinder», die ihre Vergangenheit suchen. Suchen und vor ihr fliehen. Vor den Erinnerungen, die mit zunehmendem Alter immer deutlicher werden. Sie plagen sie wie eine Krankheit. Die Krankheit der Erinnerung, für die man bis heute kein wirksames Mittel gefunden hat. Gibt es jemanden, der sie versteht? Nur sie selbst. Elzbieta Ficowska, das jüngste der von Irena Sendler geretteten Kinder und heute Vorsitzende der Vereinigung der Holocaust-Kinder, erzählt: «In unserer Vereinigung gibt es achthundert Menschen mit ähnlichen Lebensläufen. Diese Lebensläufe unterscheiden sich je nach Alter der Kinder, die von Irena Sendlers Mitarbeitern und ihr persönlich so aufopferungsvoll gerettet wurden. Es gibt eine relativ kleine Gruppe meiner Altersgenossen, die während des Krieges zur Welt kamen und die sich an nichts erinnern. Sie haben ein ‚schwarzes Loch‘ in ihrer Erinnerung. Sie wissen nichts über sich selbst. Zum Beispiel ein Kind, das irgendwo an einem Zaun gefunden wurde, ohne irgendeine Information, wer es ist. Diese Menschen erfahren häufig von ihren Pflegeeltern, dass sie nicht ihre leiblichen Eltern sind. Und so ein Mensch bleibt allein. Er hat niemanden, den er fragen könnte: ‚Wer bin ich? Wie kam es, dass ich gerettet wurde...?‘ Ich blieb zum Glück davon verschont. Ich habe keine Erinnerung an jene Tage und Jahre. Ich erlebte sie nicht bewusst, und ich denke, das ist gut so, denn es blieb kein Gefühl von all dem Schrecklichen, was damals vor sich ging, zurück. Die Vergangenheit ist für mich wie ein Film, wie ein Buch, das ich darüber gelesen habe, darüber zu sprechen schmerzt nicht. Aber ich weiss es, ich weiss ganz einfach alles ... 1942 wurde ich in einem mit Ziegelsteinen beladenen Wagen aus dem Ghetto auf die ‚arische‘ Seite gebracht. Unter den Ziegelsteinen war eine Holzkiste mit Löchern versteckt. Darin lag ein mit Medikamenten in Schlaf versetzter Säugling, damals ungefähr sechs Monate alt, mit einem silbernen Glückslöffelchen.



Elzbieta Ficowskas Silberlöffelchen



Auf diesem Löffelchen waren mein Name und mein Geburtsdatum eingraviert. Dank des Kontakts mit Irena Sendler brachte man damals auch meine kleine Cousine aus dem Ghetto hinaus. Ich wurde in der Betreuungsnothilfe bei der mit Irena Sendler befreundeten Stanisława Bussoldowa untergebracht. Sie war Hebamme und kam bei Geburten ins Ghetto. Ich sollte bei ihr die ersten Wochen verbringen, ich blieb für immer. Sie beschloss, mich zu behalten, weil niemand aus meiner Familie am Leben geblieben war. Ich weiss von ihr, dass meine leibliche Mutter einige Male das Ghetto verlassen hat, um mich zu sehen. Sie rief an, um meine Stimme zu hören. Sie sah gut aus, sie hätte sich retten können, aber sie wollte ihre Eltern, meine Grosseltern, nicht allein lassen. Ich habe nicht einmal ein Foto von ihr. Seit ich erwachsen

bin, suche ich sie, in Polen wie in Israel. Es wird immer eine unerfüllte Sehnsucht bleiben, trotz des von mir erfahrenen Familienglücks.»

* * *

Einige der Holocaust-Kinder stimmten einem Gespräch mit mir zu, aber sie möchten anonym bleiben.

«Aus Warschau reiste ich im letzten Augenblick, im Dezember 1939, aus», erzählt die Journalistin Helena K. «Über Berlin kam ich nach Bukarest. Ich hatte mir ein gutes Aussehen bewahrt und verfügte über gute Dokumente. Mein Vater und mein jüngerer Bruder kamen ums Leben. Jahrelang konnte ich nicht an sie denken. Ich flüchtete vor den Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend, die ich in Warschau verbracht hatte. Nach dem Krieg lebte ich in London. Erst 1993 fasste ich den Mut, hierher zurückzukehren. Ich nahm an den Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag des Warschauer Ghettoaufstands teil. Ich stand in der Menschenmasse und weinte stundenlang. Das war meine Rückkehr in die Vergangenheit, meine Rückkehr in die Geschichte, vor der ich flüchtete. Ich ging damals zum Jüdischen Friedhof, das Grab meiner Mutter zu suchen, die vor dem Krieg verstorben war. Meine Freundin, ein Holocaust-Kind, die mich begleitete, sagte damals eifersüchtig: ‚Wie glücklich musst du sein, dass du das Grab deiner Mutter hast. Ich habe nichts.‘»

* * *

Der Jurist Jerzy K. berichtet «Ich weiss nicht genau, wie alt ich bin. Als der Krieg ausbrach, war ich vielleicht vier, vielleicht fünf Jahre alt. Ich erinnere mich nur daran, dass wir in Lemberg wohnten. Der Vater starb, als die Russen im September 1939 einmarschierten. Mit meiner Mutter und ihrem jüngeren Bruder fuhren wir zuerst nach Krakau, dann nach Warschau, wo ein anderer Bruder meiner Mutter wohnte. Aber wir verfehlten uns. Weil er von unserer Ankunft nichts wusste, fuhr er zur selben Zeit nach Lemberg. Wir irrten eine Zeit lang herum. Danach wohnte ich mit meiner Mutter im Ghetto. Mein Onkel, der mit uns aus

Lemberg ausgereist war, schloss sich einer Untergrundorganisation an. Er versteckte sich in der Gegend von Warschau. Eine Zeit lang blieb meine Mutter mit ihm in Kontakt. Der Sommer 1942 war sehr heiss. Tagelang sass ich auf einem Dachboden, zwischen Federbetten und Kissen versteckt. Ich musste still sein. Meine Mutter arbeitete in einer Kantine, aus der sie mir täglich einen kleinen Topf Suppe mit nach Hause brachte. Eines Tages kündigte sie an, dass mich jemand abholen werde. So war es auch. Jemand rief meinen Namen. Ich verliess das Ghetto, als es dunkel wurde. Meine Mutter habe ich nie wiedergesehen. Ich war bei einer polnischen Familie untergebracht, aber ich konnte das Leben im Versteck nicht aushalten und ergriff die Flucht. Ich kannte Warschau nicht, also wusste ich nicht, wo ich war. Ich stand unter einer Laterne und weinte. Jemand blieb stehen und nahm mich mit zu sich nach Hause. Dann kam ich in ein von Ordensschwwestern geführtes Waisenheim. Vor dem Warschauer Aufstand wurden wir nach Otwock gebracht. Nach dem Krieg wurde ich zu einer Kriegswaisen erklärt. Ich wurde von Heim zu Heim geschoben. Jahrelang wusste ich nicht, wer ich bin. Ich habe eine Ersatzgeburtsurkunde, die auf einen anderen Namen lautet. Niemand suchte mich. Ich suchte auch niemanden. 1958, nach meinem Studium in Posen, kam ich nach Warschau. Hier traf ich jemanden, der mich erkannte. Er kannte meinen wahren Namen und meine Eltern. Langsam lernte ich meine Vergangenheit, mein altes Leben kennen. Es lässt mir keine Ruhe. Seit über fünfzig Jahren suche ich nach Informationen über mich. Wann immer eine Spur, eine Erinnerung, ein Gedächtniskrümmer auftaucht, fühle ich keine Erleichterung. Im Gegenteil – es fällt mir immer schwerer, damit zu leben. Mit der Unkenntnis der ganzen Wahrheit über mich und den aufgeschnappten Informationen, die diese Wahrheit langsam vor mir enthüllen. Manchmal bedauere ich, dass ich die Suche aufnahm und den Spuren folgte. Vielleicht wäre es besser, wenn ich nichts von mir wüsste? Als ich meinem einzigen Sohn von mir erzählte, bekam ich zu hören: ‚Vater, ich will nichts von all dem wissens Seine Worte taten mir weh. Ich las ei-

nen Bericht über Irena Sendler. Seitdem muss ich immer an sie denken. Hat sie meine Flucht aus dem Ghetto organisiert? Hat sie meine Mutter gekannt? Ich weiss, wie alt sie ist und wo sie wohnt, aber ich habe nicht den Mut, sie zu besuchen und diese Fragen zu stellen. Vielleicht ist es besser, nichts zu wissen?»

* * *

Jolanta G., Jahrgang 1947, Bibliothekarin, wohnt in der Nähe von Warschau. «Meine Eltern versteckten sich beide während des Krieges im Umland von Warschau. So lernten sie sich kennen. Mein Vater starb 1953. Meine Mutter, die viel jünger war als er, starb vor zehn Jahren. Lange Zeit dachte ich, ich hätte keine entfernten Verwandten mehr. Meine Grosseltern waren während des Kriegs ums Leben gekommen. Aber in den 1960er Jahren tauchte ein zwölf Jahre älterer Cousin auf. Er war der Sohn der Schwester meines Vaters. Meine Mutter war ihm gegenüber sehr misstrauisch. Er wollte sich mit uns anfreunden. Er erzählte uns von seinem Vater, der nach dem Krieg nach London gegangen war. Er hatte jahrelang keine Kontakte zu uns, zu unserer Sicherheit, wie meine Mutter sagte. Weil sein Sohn Jerzy so kühl von meiner Mutter empfangen wurde, verschwand er aus unserem Leben genauso plötzlich, wie er aufgetaucht war. Erst nach dem Tod meiner Mutter kam er wieder. Er möchte den Kontakt halten. Er betont, dass wir eng verwandt miteinander sind. Seine Mutter und mein Vater mochten sich sehr; sie waren beide aus Lemberg geflüchtet, ihre Mutter, meine Grossmutter, blieb zurück. Wir haben wenig Gemeinsamkeiten. Er ist sehr nervös ... Wir können uns nicht verständigen, obwohl wir uns sehr darum bemühen. Während unserer seltenen Begegnungen sagt er immer wieder, ich hätte eine glückliche Kindheit gehabt. Ein normales Elternhaus. Ja, sage ich ihm, aber ich wusste nichts über meine Eltern. All die Jahre sagte mir meine Mutter nichts über sich, sie lebte nach dem Tod meines Vaters in ständiger Angst, beobachtet zu werden, sie fühlte sich bedroht. Jeder Brief aus dem Ausland wurde angstvoll ge-

öffnet. Die Wahrheit über die Familie meines Vaters, ihre Kriegsgeschichte erfuhr ich erst nach Jahren. Es blieben Briefe, Dokumente zurück, in die ich nie reingeschaut habe. Obwohl ich schon zur Nachkriegsgeneration gehöre, lastet das vererbte Drama der Kriegserfahrungen meiner Eltern auf mir.»

* * *

«Es fiel mir nicht leicht, mich nach dem Krieg zurechtzufinden», sagt Basia, die Lehrerin ist. «Ich war fünf Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Wir wohnten in einem kleinen Städtchen, die Eltern beschlossen, die Familie zu trennen. Ich ging mit meiner Mama ins Ghetto, mein Vater fuhr mit meinem älteren Bruder und seinem Bruder zu unseren entfernten Verwandten aufs Land, und später, als die Lage immer unsicherer wurde, gingen sie in den Wald. Ausser mir hat niemand in der Familie den Krieg überlebt. Als mir das bewusst wurde, fiel es mir lange Zeit schwer, Freude am Leben zu haben. Ich wartete immer auf sie. Eigentlich warte ich die ganze Zeit. Am schlimmsten sind die Feiertage, Zeiten der Glückwünsche, Geschenke, Familientreffen. Ich blicke auf zwei gescheiterte Ehen zurück. Die Beziehung zu meinen Kindern war problematisch, ich verstand sie nicht. Vielleicht war es falsch von mir zu heiraten und eine Familie zu gründen. Heute bin ich einsam. Aber ich habe zwei Kolleginnen mit einer ähnlichen Biografie. In ihrer Gesellschaft fühle ich mich am wohlsten. Sie hatten ebenfalls kein glückliches Leben. Wir verstehen uns auch ohne Worte. Obwohl wir nie über das sprechen, was wir durchlitten haben. Uns verbindet ein bestimmtes Geheimnis der Kriegserlebnisse, über die man mit anderen nicht spricht. Ich las in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, dass vor dem Holocaust gerettete Personen an einem posttraumatischen Stresssyndrom leiden. Das stimmt. Ich denke, dass jedes von uns Holocaust-Kindern von den Kriegsleiden gezeichnet ist. Als Pädagogin verstehe ich, dass viele unserer Probleme ihren Ursprung in der Kriegsvergangenheit haben. Ich

leide an einer starken Neurose, die mit dem Alter schlimmer wird. Immer öfter werde ich von Albträumen geplagt. Ich lese keine Kriegsbücher, keine Erinnerungsliteratur, keine Tagebücher. Ich schaue mir keine Kriegsfilm an. Und Kriegskomödien empfinde ich als peinlich.»

* * *

Herrn Stanislaw war ich einigen Jahren zuvor in London begegnet. Ich kannte seine Geschichte und erinnerte mich an sie während der Arbeit an diesem Buch. Ich rief ihn an und bat ihn, sie noch einmal zu erzählen. «Ich flüchtete erst nach 1956 aus Polen», hörte ich, «als es die Möglichkeit gab, an einer Schiffsreise nach Dänemark teilzunehmen. Wir hatten einen Gruppenpass. Das Schiff lief nicht in den Hafen ein. Es lag vor dem Hafen auf einer Reede. Wir fuhren mit Motorbooten ans Land. Von dieser Reise kehrte höchstens die Hälfte der Teilnehmer nach Polen zurück. Ich hatte einen Onkel in London, was die Sache einfach machte. Ich benachrichtigte ihn, wo ich mich aufhielt, und einige Wochen später besuchte er mich. Bis ich offiziell nach England einreisen durfte, dauerte es einige Monate.»

«Wozu war diese riskante Flucht gut?», fragte ich. «Sehen Sie», antwortete er, «der Mensch kann nicht allein sein. Und ich war nach dem Krieg mutterseelenallein. Meine Grosseltern, meine Eltern, meine beiden Schwestern waren umgekommen. Ich blieb auf dem Land verschont. Ich arbeitete bei einem Müller. Von meinen Geschwistern schien ich die geringste Chance zu haben, den Krieg zu überleben. Meine Schwestern waren hübsche Blondinen. Ich war schwarzhaarig und ähnelte leider meinem Vater, der sehr semitische Gesichtszüge hatte. Deshalb schickte man mich aufs Land. Die anderen gingen ins Ghetto, nur ich blieb bei Bekannten meiner Eltern. 1942, als man über das, was in Treblinka geschah, bereits Bescheid wusste, bekamen sie Angst. Sie vertrauten mich anderen Leuten an. Sie gaben mir zu verstehen, dass ich bei einem Müller am besten aufgehoben sein würde. Und dort harpte ich bis zur Befreiung aus. (...) Ich war ein siebzehnjähriger gesunder, gut genährter, sportlicher Junge (ich radelte viel). Vom

Warschauer Aufstand hatte ich gehört. Seit Winter 1943 war ich ohne Nachrichten von meiner Familie. Lange Zeit konnte ich nicht glauben, dass nur ich mit dem Leben davongekommen war. Ich schrieb Briefe ans polnische Rote Kreuz und hoffte, dass vielleicht jemand aus meiner Familie in ein Lager oder zur Zwangsarbeit geschickt worden war. 1954 erreichte mich die Nachricht, dass der Bruder meines Vaters, den der Krieg in Lemberg überraschte, dank der Armee von General Anders aus Russland entkommen konnte und in London wohnte. Obwohl er vor dem Krieg Jura studiert hatte, arbeitete er in einem Restaurant und später in einer U-Bahn-Station. Er heiratete eine Engländerin. Sie hatten keine Kinder. Als er erfuhr, dass ich lebte, half er mir auszureisen. Er hat alles geplant. Im Londoner *Tygodnik Polski* (Polnisches Wochenblatt) las ich einen Artikel über Irena Sendler. Ich fragte mich, warum der liebe Gott sie nicht ins Haus meiner Eltern geführt hatte? Dann wären meine Schwestern vielleicht auch noch am Leben. Immer wieder stelle ich mir die Frage, warum nur ich überlebt habe.»

Nach dem Krieg



Irena Sendler im Wagen des Sozialamts, 1. Mai 1948;
Minister Aleksander Pacho ehrt Irena Sendler mit der
Medaille «Für Verdienste im Gesundheitsdienst», Tag
des Lehrers, 1958

«Im Vorkriegspolen führten die Warschauer Behörden die Zwangsräumung säumiger Mieter ein», erzählt Irena Sendler, «und richteten zu diesem Zweck zwei Massenunterkünfte ein, in denen diese Menschen unter tragischen Bedingungen lebten. Die eine befand sich in den Baracken in Annopol, die andere in einer ehemaligen Schuhfabrik, im so genannten ‚Polus‘, im Stadtteil Praga. Das waren riesige Fabrikhallen, in denen zig Menschen zusammengepfercht wurden und sich eine Küche und einen Abort teilten. Die Streitereien und Schlägereien machten ihnen das Leben schwer. Wir beschlossen, dieses Problem nach dem Krieg anzugehen und an dem schändlichen Ort vergangener Zeiten einige soziale Institutionen einzurichten. Ich betraute zwei Mitarbeiterinnen mit dieser Aufgabe, und wies sie – in Absprache mit den Wojewodschaftsbehörden in Westpolen, wo, nachdem die Deutschen die Gebiete verlassen hatten, ganze Wohnblocks leer standen – an, die ‚Polus‘-Bewohner dorthin umzusiedeln und für gute Lebensbedingungen und Arbeit zu sorgen. Nachdem ‚Polus‘ renoviert worden war, haben wir dort eine Krippe, ein Heim für obdachlose Alte, eine Schule für Sozialarbeiter einschliesslich einer schönen Bibliothek sowie einige Wohnungen für unsere Mitarbeiter eingerichtet. Gleichzeitig organisierten wir dort das zentrale Kleidungslager der UNRRA¹⁰³.

Die Arbeit des Sozialamts war in jenen Zeiten ausserordentlich schwer. Wir mussten uns um alle, die in das zerstörte Warschau zurückkehrten, kümmern. Einerseits galt es, vor Ort Hilfe zu leisten, damit die von den Kriegserlebnissen gequälten und gepeinigten Warschauer etwas zu essen, Kleidung sowie Unterstützung bei der Woh-

nungssuche bekamen. Die viel schwierigere Aufgabe bestand aber darin, unter den veränderten Systembedingungen ein Konzept der Sozialfürsorge zu erarbeiten. Auf der Suche nach Hilfe bei der Umsetzung dieser Aufgaben fuhr ich nach Łódź zu Prof. Helena Radlinska, denn ich befürchtete, nicht gut genug vorbereitet zu sein.

Unmittelbar nach Kriegsende mischten sich die Parteibehörden zunächst nicht in die Arbeit der Sozialfürsorge ein, sie engagierten sich mehr für die Politisierung der Gesellschaft. Doch fünf Jahre später begann man sich plötzlich sehr für uns zu interessieren. Man wies mich an, alle Zentren (und es gab zehn davon) der Gesellschaftlichen Kooperation, wie die Sozialämter nach dem Krieg hiessen, aufzulösen, denn Sozialhilfe sollte fortan von den Landratsämtern geleistet werden. Dann wurde die Aufteilung der Sozialfürsorge auf drei Ministerien angeordnet. Die Angelegenheiten der Kinder von 0 bis 3 Jahren sollte das Gesundheitsministerium, die Angelegenheiten der Kinder und Jugendlichen von 3 bis 18 Jahren das Bildungsministerium übernehmen; das Ministerium für Sozialfürsorge sollte sich nur noch um Greise und Behinderte kümmern.

Aufgrund meiner langjährigen Erfahrung war ich der Meinung, dass sich die Sozialfürsorge um die ganze Familie kümmern sollte, wenn Krankheiten, Schicksalsschläge oder anderes dies erforderte. Das Alltagsleben und alle damit verbundenen Existenzprobleme betreffen bekanntlich die ganze Familie. Die damalige Verordnung war nach meinem Verständnis sinnlos. Ich kämpfte dagegen an, denn ich wollte die Behörden überzeugen, dass die oben genannten Veränderungen die Lage der Bedürftigen eher verschlechtern würden. Und uns, die Mitarbeiter der Sozialfürsorge, hinderten sie daran, ihnen wirksame Hilfe zu leisten. Ich habe diesen Kampf verloren. Aus diesem Grund verließ ich am 15. März 1950, nach fünf Jahren, das Sozialamt. Ich dachte, dass ich bei gesellschaftlichen Organisationen vielleicht gut aufgehoben wäre und Verständnis finden würde. So begann ich in der Sozialabteilung des Kriegsinvalidenverbands zu arbeiten, wo man sich je-

doch auf die Betreuung von Kriegsversehrten konzentrierte. Es gab also auch hier keine Möglichkeit, den breiten Massen zu helfen.

Ich gab auch diese Arbeit auf und hoffte, vielleicht in der Frauenliga eine Sozialabteilung aufbauen zu können, um das zu realisieren, was die Situation erforderte. Dort stand jedoch die Politik über den Bedürfnissen. Angesichts dessen begann ich 1952 im Bildungsministerium tätig zu werden, als Direktorin der Pädagogischen Aufsicht. Die Arbeit erwies sich als sehr interessant, aber sie erforderte häufiges Reisen, was sich nur schwer mit meinem damaligen Familienleben vereinbaren liess, da ich zwei kleine, sehr kränkliche Kinder hatte.

1954 wurde ich stellvertretende Direktorin für pädagogische Angelegenheiten im Feldscherlyzeum, einer Abendschule. Das war für mich eine einfache Entscheidung, die mir das Leben diktierte. Ich hatte tagsüber mehr Zeit für meine Familie. Von da an arbeitete ich einige Jahre lang in verschiedenen medizinischen Schulen: für Krankenpflege (Fachgebiet pädiatrische Krankenschwestern), für Hebammen, für Medizinlaboranten. In diesen Schulen überwog das (medizinische) Berufsprofil, während das pädagogische Eingehen auf die Jugendlichen fast gänzlich ausser Acht gelassen wurde. In Vereinbarung mit der Abteilung für Medizinausbildung im Gesundheitsamt und dank der sehr wohlwollenden Einstellung der Abteilungsleitung gelang es mir, der pädagogischen Arbeit mit den Jugendlichen ein grösseres Gewicht beizumessen. Das war wichtig, denn die Lehrer waren Ärzte und Krankenschwestern, gute Fachleute auf ihrem Gebiet, die aber keine Ahnung vom Unterrichten hatten. Man musste sie entsprechend darauf vorbereiten.

Am 1. Oktober 1958 berief mich der damalige stellvertretende Gesundheitsminister Dr. Aleksander Pacho auf die Stelle der Direktorin der Abteilung für mittlere Medizinschulen im Gesundheitsministerium. Auf diesem Posten arbeitete ich bis 1962. In diesem Jahr wurde ich stellvertretende Direktorin für pädagogische Angelegenheiten an der Fakultät der Zahn- und Pharmatechniker.

1967 ging ich, obwohl erst 57 Jahre alt, ‚gezwungenermassen‘ in Pension. Man warf mir vor, dass ich nach einem der Kriege, die Israel gegen die arabische Welt gewonnen hatte, im Lehrerzimmer freudig triumphiert hatte. Man war damals Juden gegenüber sehr intolerant. Ich wollte jedoch weiter mit Jugendlichen zu tun haben, denn das hatte mir mein ganzes Leben lang viel Freude, Zufriedenheit und Genugtuung bereitet, und begann daher in einer Schulbibliothek zu arbeiten, wo ich bis 1984 blieb. Somit dauerte mein Berufsleben insgesamt 52 Jahre, von 1932 bis 1984.

Neben meinem Brotberuf habe ich mich in jedem Lebensabschnitt auch ehrenamtlich engagiert. Als Schülerin wirkte ich bei den Pfadfindern sehr aktiv mit, wo ich unterschiedliche Fertigkeiten erlernte. Das Engagement bei den Pfadfindern hat mir sehr gutgetan, denn die Regeln dieser Organisation wirkten sich sehr positiv auf meinen Charakter und meine Haltung zu vielen Dingen aus. Wir lernten dort, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, kranke und ältere Menschen zu betreuen. Diese Erfahrungen wirkten in meinem weiteren Leben fort.

Während des Studiums trat ich dem Demokratischen Jugendverband bei. In dieser Organisation kämpften wir unter anderem gegen die ungerechten Verordnungen der Universitätsleitung, etwa das so genannte Bankghetto und die Zulassungsbeschränkung von Studenten bäuerlicher Herkunft. Solange ich im Bürgerkomitee für Sozialhilfe und dann im Sozialamt und dessen Nebenstellen hauptberuflich arbeitete, war ich Mitglied der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS). Ich brachte unsere Parteipresse, Flugblätter, Aufrufe und andere Propagandaschriften in verschiedene Fabriken.

Nach dem Krieg – 1948 – wurde laut Beschluss der damaligen Parteiführung der Polnischen Arbeiterpartei (PPR) die PPS der PPR einverleibt. Es entstand die Vereinigte Polnische Arbeiterpartei (PZPR). Und ich fand mich unbeabsichtigt in den Reihen der neuen Partei wieder. Nach kurzer Zeit wurde ich mir dessen bewusst, dass diese mit der Vorkriegs-PPS nichts gemein hatte, die sich ‚Unabhängigkeit‘ und

‚Gerechtigkeit‘ auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Vor dem Krieg bedeutete ‚Sozialismus‘ nicht so sehr eine Doktrin oder ein politisches Programm, sondern eine Art soziale Sensibilität und eine Auflehnung gegen den Geldkult. Das entsprach mir sehr. Die Wandlung, die die Partei nach 1948 durchmachte, weniger; ich gab mein Parteibuch zurück und hatte deshalb viele Unannehmlichkeiten, die noch viele Nachkriegsjahre andauern sollten. In meiner Zeit im Sozialamt der Stadtverwaltung wurde ich denunziert, weil ich unter meinen Mitarbeitern führende Aktivisten der Landesarmee versteckt hatte. Oftmals wurde ich ins Amt für Öffentliche Sicherheit bestellt. Man drohte mir immer wieder, auch als ich im siebten Monat schwanger war. Das Kind kam zu früh zur Welt. Es war sehr schwach und lebte nur einige Tage. Das war eine grosse Tragödie für mich.

Wie durch ein Wunder blieb ich in jener schrecklichen stalinistischen Zeit von Verhaftung und deren Folgen verschont. Das verdankte ich einem der vielen von mir geretteten Menschen – der Jüdin Irena M. P, nach dem Krieg Ehefrau von Oberst P, der dem Amt für Öffentliche Sicherheit in Warschau vorstand. Das wusste ich aber nicht, denn mir war nicht bekannt, was aus Irena nach dem Warschauer Aufstand geworden war. Erst viele Jahre später, als ihr Mann gestorben war und sie mich wiedergefunden hatte, sagte sie zu mir: ‚Du hast mir das Leben während der Besatzung gerettet, und ich dir deines nach dem Krieg ... Es gab bereits einen Haftbefehl gegen dich, was damals einem Todesurteil gleichkam. Eines Tages war mein Mann krank. Seine Mitarbeiter suchten ihn zu Hause auf, um mit ihm die wichtigsten und dringenden Angelegenheiten zu besprechen. Als ich ihnen Kaffee brachte, hörte ich meinen Mann sagen: ‚Angesichts dieser Beweise muss Irena Sendler verhaftet werden‘. Nachdem seine Leute gegangen waren, erzählte ich meinem Mann, wie ich mich während des Kriegs versteckt hatte und welche Rolle du bei der Rettung meines Lebens hattest. Mit Tränen in den Augen flehte ich ihn an, den Haftbefehl rückgängig zu machen. Mein Mann liebte mich, wir hatten zwei kleine

Kinder. Als er die Wahrheit erfuhr, verstand er, dass man das nicht tun durften»

* * *

«Während meiner Zeit als Leiterin des Sozialamts gründete ich ein Monatsblatt mit dem Titel *Opiekun Spoteczny* (Sozialbetreuer), das fast fünf Jahre lang erschien.



Irena Sendler mit ihrer Familie: (von links) Janina Zgrzemska (Tochter), Iwona Zgrzemska (Schwiegetochter), Agnieszka Zgrzemska (Enkelin), Adam Zgrzembki (Sohn) bei der Verleihung des Kommandeurskreuzes des Ordens der Wiedergeburt Polens, 1997

Viele Jahre war ich Mitglied des Prüfungsausschusses im Hauptvorstand des Polnischen Roten Kreuzes (PCK) sowie eine der Mitbegründerinnen der Liga zum Kampf gegen den Rassismus, eine Organisation, der viele Aktivisten des ehemaligen Zegota angehörten, die aber nur kurze Zeit bestand, dann wurde sie auf Anweisung der Parteibehörden aufgelöst.

Ich gehörte auch (zwar nur kurze Zeit) dem Warschauer Vorstand der Gesellschaft der Kinderfreunde (TPD) an, ferner der Gesellschaft

der Laizistischen Schule sowie der Polnischen Lehrgewerkschaft. Zwei Amtszeiten lang war ich Ratsherrin im Nationalrat der Hauptstadt als Vorsitzende des Gesundheitsausschusses.

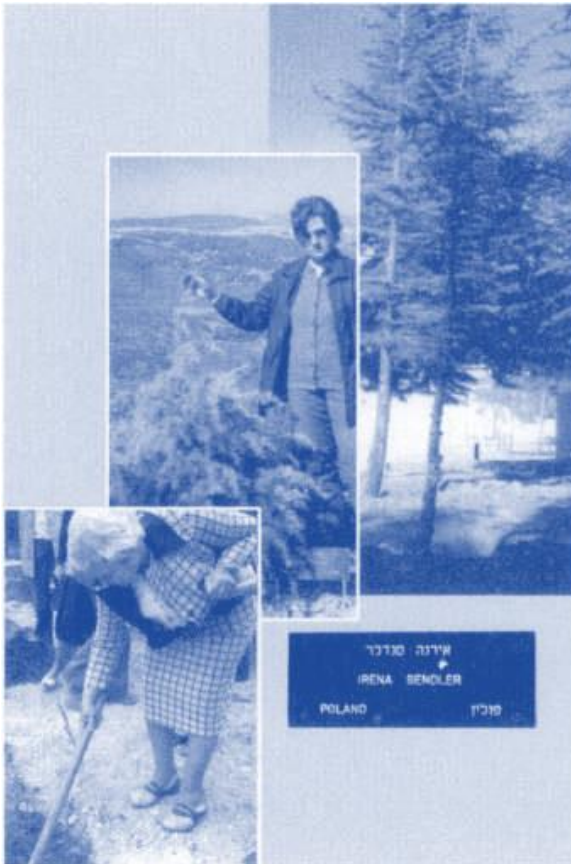
Als 1980 die ‚Solidarnosc‘ entstand, war ich von ihren Idealen begeistert, also trat ich aus der Polnischen Lehrgewerkschaft aus und schloss mich der Gewerkschaft ‚Solidarnosc‘ an. Es gelang mir, das Personal der Schule, in der ich arbeitete, mitzuziehen. Ich blieb der neuen Organisation bis zum Ende meiner Berufstätigkeit treu.

Seit ihrer Gründung bin ich Mitglied der Organisation Offene Republik – Vereinigung gegen Antisemitismus und Xenophobie. Seit vielen Jahren gehöre ich auch dem Kriegsinvalidenverband sowie dem Kombattantenverband an.

Für meine langjährige ehrenamtliche Arbeit bekam ich zahlreiche Auszeichnungen¹⁰⁴, von denen mir die Medaille ‚Gerechte unter den Völkern‘, die mir am 15. Dezember 1965 von [Yad Vashem](#) verliehen wurde, am meisten bedeutet.»

Ihr Bäumchen in der Allee der Gerechten durfte Irena Sendler erst 1983 pflanzen, denn die polnischen Behörden verweigerten ihr, trotz mehrerer Einladungen aus Israel, jahrelang einen Reisepass. Damals begegnete sie auch den von ihr geretteten Kindern, die bereits Mütter und Grossmütter waren. Fast alle bekleideten verantwortungsvolle Stellen, arbeiteten als Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler. Sie empfingen sie wärmstens und herzlich, so wie die israelische Jugend bei ihren zahlreichen Treffen.

Dankbare Erinnerung



Irena Sendler pflanzt ein Bäumchen in [Yad Vashem](#), 1983; Janina Zgrzemska neben dem Bäumchen ihrer Mutter, 1988; Irena Sendlers Baum ist schon zwanzig Jahre alt!

Irena Sendler schmerzt ausserordentlich, dass Menschen, die sich um die Rettung der Juden während der Besetzung am meisten verdient gemacht haben, in Vergessenheit geraten sind. Zu ihnen zählt sie Julian Grobelny und dessen Ehefrau Helena. Sie widmete ihnen eine schöne Erinnerung, die die *Gazeta Wyborcza* am 18. April 2003 in einer Sonderbeilage veröffentlichte:

«Anlässlich des 60. Jahrestags des Beginns der Tätigkeit des Judenhilferats Zegota, der im Dezember des vorigen Jahres begangen wurde, sowie des 60. Jahrestags des Warschauer Ghettoaufstands möchte ich an ihren Vorsitzenden Julian Grobelny, Deckname Trojan, sowie seine Frau Helena, Deckname Halina, erinnern. Sie waren lange Jahre namhafte PPS-Aktivisten in Łódź. Julian arbeitete in der Sozialfürsorge. Schon kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, als die Deutschen in Łódź einmarschierten, wurden beide auf die Liste der Feinde des Dritten Reiches gesetzt. Sie mussten ihre Heimatstadt sofort verlassen. Danach wohnten sie in ihrem Häuschen in Ceglów unweit von Minsk Mazowiecki. Dort setzten sie ihre Arbeit in der polnischen Linken im Rahmen der Untergrund-PPS fort. Als Julian Grobelny Zegota-Vorsitzender wurde, hielten er und seine Frau sich vorwiegend in Warschau auf, wo sie bei Freunden unterkamen. Zu ihrer eigenen und der Sicherheit der Menschen, bei denen sie sich aufhielten, wechselten sie ihren Aufenthaltsort alle ein bis zwei Nächte.

Die verwickelten Wege des konspirativen Lebens führten mich an einem Nachmittag im Dezember 1942 zum Tor des Hauses in der Zurawiastrasse 24, in den dritten Stock. Auf eine Parole hin öffnete sich die Tür und ich stand vor Trojan. Ich wollte ihn kennenlernen und Kon-

takte knüpfen. Während wir in einer ursprünglich aus fünf und dann aus zehn Personen bestehenden Zelle im Sozial- und Gesundheitsamt der Stadtverwaltung arbeiteten, retteten wir Juden. Es wurde jedoch immer problematischer, materielle Mittel für die Verfolgten zu besorgen. Die Deutschen hatten bereits Mitte Oktober 1939 eine Verordnung über die Entlassung aller Mitarbeiter jüdischer Herkunft und die Streichung aller Hilfeleistungen für die arme jüdische Bevölkerung getroffen, die aufgrund einer Verordnung von 1923 genauso wie die Polen von der Sozialfürsorge unterstützt wurden.

Wir gingen ins Ghetto und bemühten uns, möglichst viele Kinder herauszuholen, denn die Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag. Als ich in dieser Mission u.a. mit meiner Kollegin Stefania Wichlińska, Verbindungsfrau von Zofia Kossak-Szczucka, zusammenarbeitete, erfuhr ich, dass der entstehende Zegota über Finanzmittel der Inlandsvertretung der Regierung verfügte. Nachdem ich Julian Grobelny über unsere dreijährige Tätigkeit, die der Judenrettung diente, informiert hatte, sagte er, der immer Sinn für Humor hatte: „Also, Jolanta (das war mein Deckname in der PPS-Zelle), wir machen ein gutes Geschäft miteinander: Sie haben eine Reihe vertrauenswürdiger Menschen an der Hand, und wir haben die nötigen Finanzmittel, um Hilfe für eine noch größere Anzahl von Verfolgten organisieren zu können. Und so begann das nächste Kapitel meiner Arbeit im polnischen Untergrund. Nach einem Monat vertraute man mir die Leitung des Kinderreferats an, das vorher von Aleksandra Dargielowa geleitet wurde. Sie musste auf diese Arbeit jedoch verzichten, denn ihre hauptberufliche Tätigkeit im Hauptbetreuungsrat (RGO) gestattete ihr nicht, der sehr zeitintensiven Arbeit beim Zegota nachzugehen.“

In meiner Erinnerung ist Julian Grobelny ein grossartiger Mensch und Patriot. Er beteiligte sich aktiv an den drei Schlesischen Aufständen. Er hatte immer nationale Minderheiten im Auge und kam ihnen stets zu Hilfe, er kämpfte für ihre Gleichberechtigung und ihre respekt-

volle Behandlung. Er arbeitete unermüdlich und verlangte sich selbst am meisten und erst dann etwas seinen Untergebenen ab.

Er war ein Mann ohne Fehl und Tadel. Er besass eine Tugend, die bei Menschen, die hohe Posten bekleiden, selten ist – Bescheidenheit. Er arbeitete an grossen und wichtigen Sachen und zugleich zählte jeder Mensch für ihn. Er brachte jedem Bedürftigen Aufmerksamkeit entgegen. Es gab Fälle, wo er mich telefonisch alarmierte und mich aufforderte, mich sofort an einem Treffpunkt einzufinden. Ich beeilte mich, denn ich nahm an, er wolle mir eine grosse Aufgabe anvertrauen, was manchmal auch vorkam. Doch es stellte sich heraus, dass man sich dringend und sehr liebevoll eines einzigen jüdischen Kindes annehmen musste, dessen Eltern vor seinen Augen ermordet worden waren. Ein andermal befahl er mir, gemeinsam mit einem vertrauenswürdigen Arzt und mit Medikamenten in einen Wald zwischen Otwock und Celestynów zu fahren, wo sich eine Mutter mit ihrem Baby in einer Müllgrube versteckte. Eine Lehrerin aus dem nahegelegenen Dorf versorgte sie mit Essen. Doch das Baby war sehr krank und brauchte ärztliche Hilfe.

Trojans Herz und Engagement in der ihm anvertrauten Funktion als Zegota-Vorsitzender brachten ihm nicht nur Sympathie, sondern vor allem auch die Bewunderung seiner ganzen Umgebung ein.

Er arbeitete ununterbrochen, ganze Tage und Nächte. Er hatte ein sehr sonniges Gemüt, zugleich wirkte die seltsame Stärke seines Innern beruhigend auf seine Umgebung. Trotz der ständigen Bedrohung und des allgegenwärtigen Grauens bewirkte seine innere Kraft, dass die Menschen, die in seiner Nähe waren, sich sicher fühlten.

Trojan war Autor flammender Aufrufe in der Untergrundpresse. Er wandte sich u.a. an die Vertretung der Regierung und forderte die systematische Bekämpfung von Erpressung. Er schlug eine Verordnung vor, der zufolge Erpressung mit dem Tod bestraft werden sollte. Er forderte auch, dass der Zegota die Erpressungsdelikte an ein Sonder-

gericht überwies. Das führte dazu, dass der Zegota Flugblätter veröffentlichte, in denen die polnische Bevölkerung aufgerufen wurde, den Juden zu helfen. Trotz der Verantwortung für die ihm unterstehende Institution im Ganzen betreuten er und seine Frau mehr als zehn Juden, ehemalige Kollegen aus der PPS.

Er kümmerte sich um alle von uns: Das beste Beispiel dafür ist seine Beteiligung an meiner Befreiung. Als ich im Pawiak-Gefängnis war, schickte er mir mehrere Male Kassiber, die mich trösteten, der Zegota unternehme alles, um mich aus dieser Hölle zu retten. Als es die Möglichkeit gab, einen der Gestapo-Männer zu bestechen und mich, trotz des bereits gefällten Todesurteils, aus dem Gefängnis freizukaufen, brachte Julian Grobelny zusammen mit dem ganzen Zegota-Vorstand ohne einen Augenblick zu zögern die geforderte Summe auf.

Als die Menschen im Ghetto sich im April 1943 zum Kampf erhoben, war es Trojans grosses Verdienst, ihnen sofort Waffen zu liefern.

Sein angeborenes Taktgefühl und seine Fähigkeit, gut mit Menschen umgehen zu können, trugen sehr zu der harmonischen Zusammenarbeit im Zegota bei, obwohl in seinem Vorstand Vertreter aller politischen Parteien mit Ausnahme der Stronnictwo Narodowe (Nationalpartei) und der PPR (Polnische Arbeiterpartei) vertreten waren.

Während der ganzen Besatzung lebten beide Eheleute in Armut. Es kam sogar vor, dass sie hungerten. Als PPS-Aktivisten bekamen sie, wie übrigens alle ihre Mitglieder, eine kleine Unterstützung. Dazu kamen geringe Erträge aus dem Garten am Häuschen in Ceglów. Das alles reichte für eine gute Ernährung nicht aus. Und die Preise stiegen ständig an, häufig von einem Tag zum anderen. Weil sie in Warschau keine eigene Wohnung hatten und häufig ihren Aufenthaltsort wechseln mussten, waren sie gezwungen, in der Stadt zu essen, wofür häufig das Geld nicht ausreichte. Dadurch verschlechterte sich Grobeinys wegen offener Tuberkulose ohnehin schon schlechter Gesundheitszustand systematisch.

Als er im Frühjahr 1944 in Minsk Mazowiecki verhaftet wurde, hatte er Glück im Unglück. Die Gestapo nahm ihn nämlich nicht als Żegota-Vorsitzenden fest, davon wusste sie nichts, sondern als einen gefährlichen Aktivisten der polnischen Linken. Das war insofern nicht unbedeutend, als die Deutschen bekanntlich immer drastischere Strafen, die Todesstrafe mitinbegriffen, für irgendeine den Juden geleistete Hilfe verhängten.

Unser ganzer Kreis war sich dessen bewusst, dass Trojan angesichts seiner fortschreitenden Krankheit und der kriegsbedingten Auszehrung seines Organismus weder Folter noch die schwierigen Lebensbedingungen im Gefängnis ertragen würde. Man tat also alles, ihn mit Medikamenten und reichhaltiger Nahrung zu versorgen. Dabei halfen u.a. Ärzte, die ebenfalls im Untergrund arbeiteten, wie Dr. Zofia Franio, Leiterin der Tuberkuloseklinik, Dr. Mieczysław Ropek vom Krankenhaus für Lungenkrankheiten in der Spokojnastrasse 15 in Warschau sowie Dr. Jan Rutkiewicz, PPS-Mitglied. Dank ihrer Anstrengungen erlebte Trojan das Kriegsende und konnte das Gefängnis lebend verlassen.

Er wurde der erste Landrat in Minsk Mazowiecki, doch die schwere Krankheit und sein durch die fünf Jahre der Besatzung geschwächte Organismus bewirkten, dass er nach einem Jahr ausgezeichneter Arbeit auf dem neuen Posten starb (1946). Bestattet wurde er mit allen einem verdienten Aktivistens gebührenden Ehren in Gegenwart zahlreicher PPS- und Żegota-Freunde. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Minsk Mazowiecki.

Seine Frau Helena konnte lange Zeit den Verlust ihres Mannes nicht verwirnen. Sie verkaufte das Häuschen in Ceglów und erstand für einen Teil des Geldes eine Einzimmerwohnung in Łódź. Sie wurde sehr krank. Wie alle anderen auch, die die Medaille ‚Gerechte unter den Völkern‘ bekamen, erhielt sie von der Stiftung in New York eine symbolische finanzielle Anerkennung sowie Medikamente von der Anne-Frank-Stiftung in Basel.

Ich fuhr häufig zu ihr nach Łódź. Sie starb 1993. An ihrer Beerdigung nahmen als Vertreterin des Jüdischen Historischen Instituts Halina Grubowska sowie zahlreiche Freunde und Kollegen von der PPS teil. Im Gedächtnis von uns allen bleibt Helena für immer als die treue Genossin ihres Mannes Julian bei allem, was er tat.

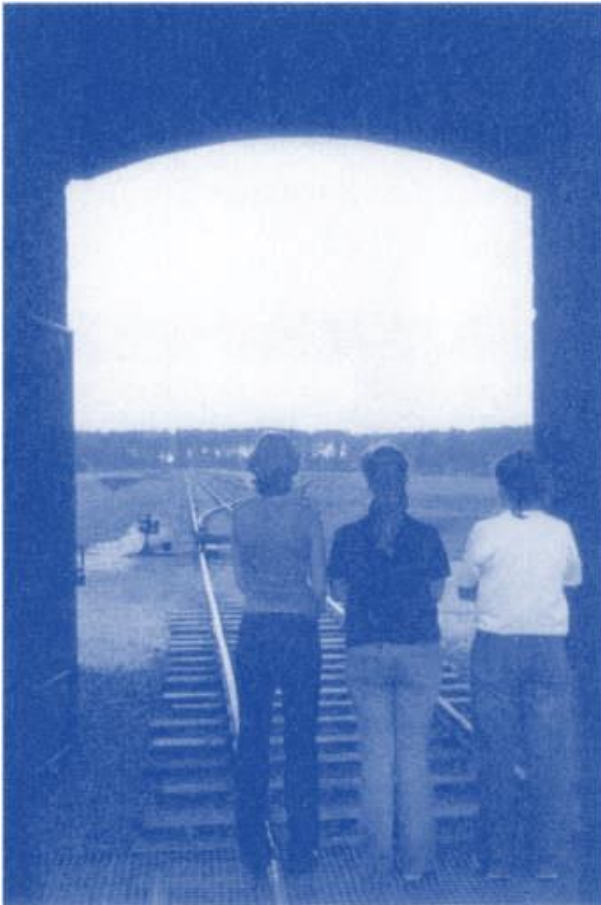
Niemals werden wir vergessen, dass das ganze Leben Julian Grobeinys immer im Zeichen des Kampfes um das Gute und die soziale Gerechtigkeit für alle Bewohner Polens stand, unabhängig von ihrer religiösen und nationalen Herkunft.»

In Irena Sendlers Archiv befindet sich auch die Kopie von Helena Grobelnas Erklärung vom 20. April 1963: «Hiermit erkläre ich, dass mir von meinem Ehemann Julian Grobelny, Deckname Trojan, Vorsitzender des Judenhilferats während der Besatzung, folgende Fakten bekannt sind:

1. Irena Sendler, Deckname Jolanta, war eine enge Mitarbeiterin des Żegota-Präsidiums.
2. Für die oben genannte Tätigkeit wurde sie im Herbst 1943 von der Gestapo inhaftiert, im Pawiak eingesperrt und zum Tode verurteilt.
3. Weil Irena Sendler einen Teil des Archivs des Judenhilferats in ihrer Wohnung aufbewahrte, eine breit angelegte Kinderrettungsaktion organisierte und die einzige Person war, die die verschlüsselten Verstecke dieser Kinder auswendig kannte, unternahm das Żegota-Präsidium intensive Anstrengungen, um sie zu retten. Die Bemühungen meines Mannes und der anderen Präsidiumsmitglieder führten zur Befreiung Irena Sendlers aus dem Pawiak am Tag ihrer Überführung zur Erschiessung. An diesem Tag verbreiteten die Lautsprecher der Besatzungsmacht die Namen der Erschossenen, darunter auch den Namen Irena Sendlers.
4. Von da an musste sich die Irena Sendler falsche Papiere besorgen, ihre Wohnung verlassen und sich verstecken.

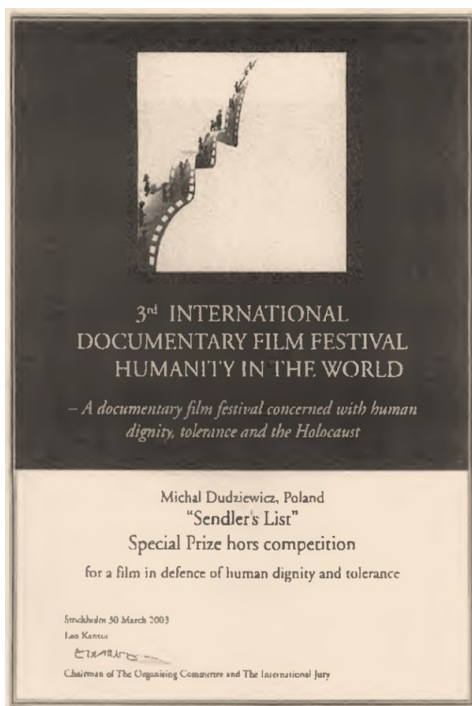
Trotz alledem setzte sie ihre breit angelegte Tätigkeit unter der Leitung des Judenhilferats bis zum Ende der Kriegshandlungen fort.»

*Ob wir uns erinnern? –
Wir werden uns erinnern!*



Amerikanische Mädchen in Auschwitz, 2001

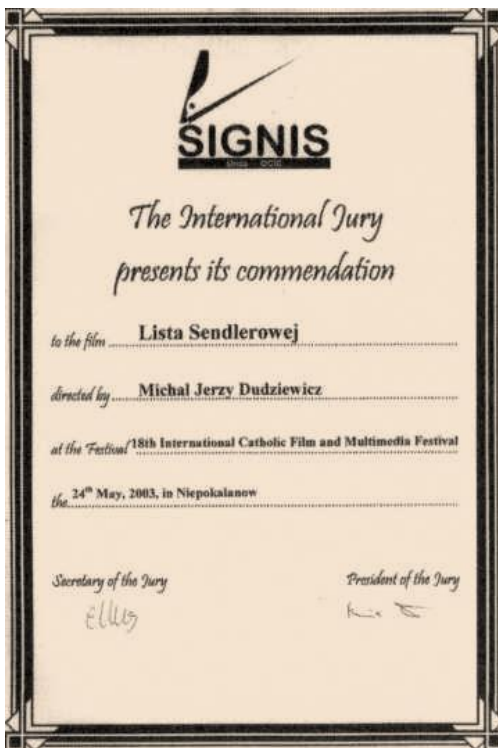
Michał Dudziewicz drehte den Dokumentarfilm *Sendlers List*¹⁰⁵, der bei den Filmfestivals in Stockholm und Niepokalanów ausgezeichnet wurde. «In Polen hat man immer lieber über Märtyrer als über Helden gesprochen. Man sprach lieber über Janusz Korczak als über Irena Sendler, denn sie erinnert uns daran, was wir nicht getan haben, obwohl es möglich gewesen wäre», sagt Leszek Kantor, Politologe an der Universität Stockholm und Veranstalter des Internationalen Dokumentarfilmfestivals.¹⁰⁶



Michał Dudziewicz's Urkunde für den Film *Sendlers Liste*

«Im Sommer (2002) lud ich eine Gruppe amerikanischer Mädchen zu mir nach Hause ein, die ein Theaterstück über Irena Sendler geschrieben hatten», erzählt Tomasz Szarota. «Als ich mit ihnen sprach, konnte ich wenig darüber sagen, wie diese Frau, mit deren Hilfe mehrere hundert jüdische Kinder in Polen gerettet wurden, in ihrem Vaterland geehrt wird.»¹⁰⁷

Szewach Weiss, israelischer Botschafter in Polen, sagte der Journalistin des Wochenblatts *Wprost* unter anderem: «Die Menschen werden nicht geboren, um Helden zu sein. Mütter bringen Kinder zur Welt und erziehen sie zum Leben, ganz einfach. Deshalb gibt es auf der Welt keine grösseren Helden, keine tapfereren Menschen als die ‚Gerechten unter den Völkern‘. Das ist eine Prüfung auf Menschlichkeit hin, der wir, Juden, uns noch nicht unterzogen haben»¹⁰⁸.



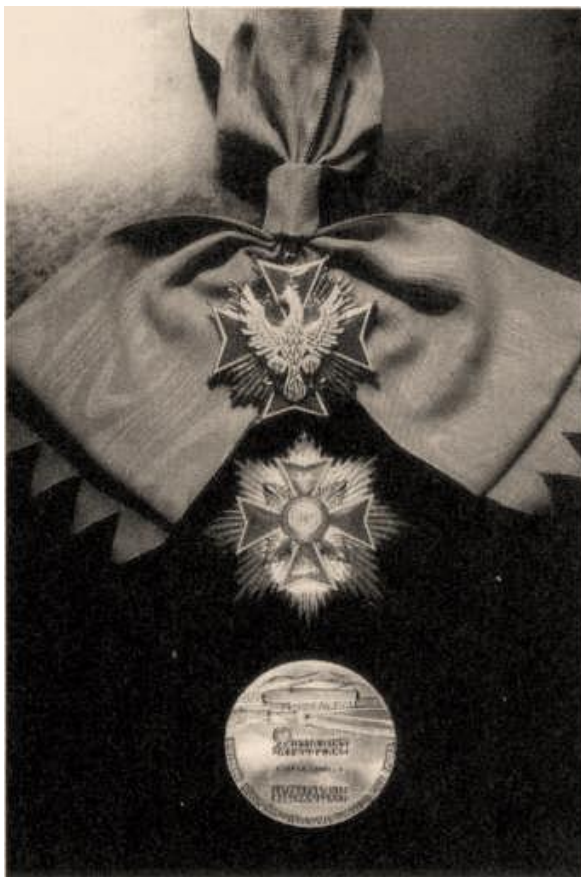
Michał Dudziewicz's Urkunde für den Film *Sendlers Liste*

Im Gespräch mit Joanna Szwedowska bekannte Botschafter Weiss auch: «Als ich in Polen war, wurde mir klar, dass sowohl hier als auch in Israel der Holocaust fort dauert. Im Bewusstsein der Menschen, in ihrem Gedächtnis, im Gedächtnis der Kinder. In den moralischen Problemen, die die Gesellschaft irgendwie lösen muss. Die Hoffnung ruht auf der nächsten Generation. (...) Ich begegne vielen Polen, die darüber erzählen, wie sie während des Krieges Juden retteten. Bekanntlich hatte man in Polen lange Jahre nicht davon gesprochen. Als ob das Verstecken der Juden ein Grund wäre, sich zu schämen¹⁰⁹»

Am Ende des Films von Michał Dudziewicz, der auch von dem Aufenthalt der vier amerikanischen Schülerinnen in Polen erzählt, sagt Irena Sendler: «Solange ich leben werde, solange ich noch die Kraft haben werde, werde ich nicht müde zu wiederholen, dass das Wichtigste auf der Welt und im Leben das Gute ist.»

Als sich die Mädchen vor ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten von der Heldin ihres Stücks verabschiedeten, sagten sie: «Wir werden uns erinnern!»¹¹⁰

Gespaltene Identitäten



Der Orden des Weissen Adlers und die Yad-Vashem-Medaille

«Ständig denke ich daran, dass ich ein wahres Wunder erlebt habe: Mir wurde das Leben geschenkt», sagt Michał Głowiński, Literaturforscher und Autor von Erinnerungen, deren Aufzeichnungen er «Ordnen der Erfahrungen und Befreiung» nannte.¹¹¹

«Das war ein gesellschaftliches Phänomen in Polen, Israel, fast überall. Man mied das Thema, über die Vernichtung sprach man nicht. Erst vor ungefähr zwanzig Jahren begann man sich dafür zu interessieren. Es gibt immer weniger Menschen, die sie überlebt haben.

Erst jetzt sind sich Leute dessen bewusst, was geschehen ist, und wollen darüber sprechen und schreiben. Dieser Prozess war sowohl in Polen als auch in Israel und Amerika zu beobachten. (...) Zu Hause hat man es verdrängt, man hielt sich zurück. Übrigens habe ich meinen Kollegen und Freunden auch sehr wenig davon erzählt. Ich war immer noch voller Angst. Erst nach 1989 gelang es mir, mich davon zu befreien. (...) Das Ghetto ist mir ein Rätsel, ich kann es nicht fassen, obwohl ich die Karte sah. (...) Es scheint mir, dass alles, was geschah, religiös überhaupt nicht begründet werden kann. Unabhängig von der Art der Religion. Es fällt schwer, eine Theodizee zu finden, also eine Rechtfertigung Gottes angesichts des riesigen Ausmasses des Bösen in der Welt.»¹¹²

«Alles, was für mich wichtig war, versah ich mit einem Siegel des Schweigens», schrieb er in einer seiner autobiografischen Erzählungen, *Historia jednej topoli* (Geschichte einer Pappel)¹¹³. An einer anderen Stelle dieses Buchs ruft er ein erschütterndes Erlebnis in Erinnerung: «Ich erinnere mich genau an jene verplombten Züge, die in den Tod fuhren, ich war mir dessen bewusst, dass es nur einer unglaublichen Verkettung von Zufällen zu verdanken ist, dass ich mich nicht in einem

von ihnen befand, was ich nach Jahren als wahres Wunder bezeichnen kann.» Ein Wunder war auch, dass fast die gesamte Familie von Michał Głowiński gerettet werden konnte. Seine Grosseltern und Eltern überlebten den Krieg. Getrennt. Jeder versteckte sich an einem anderen Ort. Nach der Befreiung, als seine Angehörigen wiedervereinigt waren, erinnerte man sich an jene Familienmitglieder, Freunde und Bekannten, die ums Leben gekommen waren, «relativ selten und eher zögerlich. Jede Erinnerung war mit Schmerz verbunden, riss Wunden auf, rief die schrecklichen Erlebnisse ins Gedächtnis, das Gefühl der Verluste, mit denen sich niemand abfinden konnte, und bewies, dass man sich von der Last dessen, was geschehen war, nicht einfach befreien konnte, einer Last, die stärker und schmerzlicher drückte als Mühlsteine. Es gab keine Möglichkeit, diese Last abzuwerfen, jeder, der es erlebte, trug sie und trägt sie immer noch, sie ist zu einem Teil von ihm geworden, eine Art Wucherung, die nicht mit einem Eingriff oder einer noch so komplizierten Operation entfernt werden kann.»

In einem ebenfalls autobiografischen Buch *{Schwarze Zeit}* von Michał Głowiński fallen sehr persönliche Überlegungen ins Auge: «Ich denke, dass der Aufenthalt im Keller bis heute in mir andauert», «ich fasse die Chronologie meiner elenden Odyssee auf der ‚arischen‘ Seite nicht, ich kann die Ereignisse zeitlich nicht präzise einordnen (...)»,«(...) ich verinnerlichte ein gut funktionierendes Alarmsystem, das sich sofort einschaltete, wenn sich meiner Zunge etwas aufzwang, was, sogar unmittelbar, von meiner Herkunft zeugen könnte. Ich verinnerlichte tief die Regeln, mich zu verstecken, ich war mir ihrer wohl bewusst, ich bemühte mich darum, mich ihnen nicht zu widersetzen.» Der Autor dieser Worte war beim Ausbruch des Krieges knapp fünf Jahre alt. Er erlebte den Umzug aus dem Ghetto in Pruszków in den jüdischen Wohnbezirk in Warschau. Er war unmittelbarer Augenzeuge des Terrors auf dem Umschlagplatz, er erinnert sich an die Lebensbedingungen seiner Familie nach der Grossen Aktion und an die Flucht

mit seinen Eltern an einem Wintermorgen, einen Tag nach Neujahr 1943.

«Viele Jahre hoffte ich, dass ich in der Literatur eine Beschreibung der Angst finden werde, aber nirgendwo stiess ich darauf, ich denke, dass es sie einfach nicht gibt.» Diese Worte zeugen vielleicht am besten vom Grauen seiner Erlebnisse in jener Zeit.

Jadwiga Kotowska, Autorin und Heldin der erschütternden Erinnerung eines Kindes, erzählt: «Es gibt Wunden, die nicht mehr bluten, aber sobald man beginnt, von all dem zu erzählen, fangen sie wieder zu bluten an. Dann ist es schwer. Alles steht einem vor Augen. Man sieht alles und erlebt es aufs Neue.»¹¹⁴

* * *

Einige Jahre lang beschäftigte ich mich mit dem polnischen Theater im Exil. Die Recherche führte mich nach London, New York, Los Angeles, Chicago und Washington. Überall traf ich Menschen, die während der ganzen Nachkriegsjahre vor ihren Kriegserlebnissen flüchteten – buchstäblich bis ans Ende der Welt! Aber es war nicht nur eine Flucht vor den Schrecken der Erinnerungen. Es war auch eine Flucht vor sich selbst. In Kalifornien sagte jemand zu mir: «Wissen Sie, als Kind wurde ich vier Jahre lang versteckt. Ich bin mit dem Leben davongekommen, aber ich weiss nicht, wozu. Denn ich versteckte mich seit mehr als fünfzig Jahren weiter. Um zu leben, musste ich alles vergessen. Am schwersten war es, meine Mama zu vergessen. Ich wollte nie wissen, was mit ihr geschah, wie sie ums Leben gekommen war. Ich verdrängte das alles in mir. Im Kopf und im Herzen. In meiner gegenwärtigen Familie kennt niemand meine Kriegsgeschichte. Weder meine Frau, noch mein Sohn, noch dessen Familie. Ich dachte, es würde mir besser gehen, wäre ich nicht aus Polen ausgewandert. Und so bin ich überall fremd. Also reiste ich nach Polen. Ich betrat das Haus, in dem ich zur Welt kam und wo ich bis September 1939 lebte. Das war ein seltsames Gefühl. Das Haus war sehr zerstört, war aber vom Aufstand weitgehend

verschont geblieben. Heute ist es eine Ruine. Aber es wohnen noch immer Menschen dort. Arme und Alte. Vor dem Krieg gehörte dieses Haus wohlhabenden Leuten. Es war sauber, wie geleckert, drinnen roch es frisch. Ich behielt diesen Duft in meiner Erinnerung! Und auch den Duft der hausgemachten Hühnerbrühe, einmalig in der Welt! Nichts davon war übrig ... Aber ich kehrte von dieser Reise verändert, erleichtert zurück. Denn ich habe mich meiner Vergangenheit und meiner Erinnerung gestellt. Ich wollte sogar meiner Frau und meinem Sohn alles erzählen. Aber ich liess es bleiben. Das war meine Welt, eine Welt, die es nicht mehr gibt, und niemand, der es nicht erlebt hatte, wird es jemals begreifen.»

Ich verstand meinen Gesprächspartner (der anonym bleiben möchte), als ich die Worte von Szewach Weiss, der ebenfalls ein Holocaust-Kind ist, las: «Als ich in Israel Sehnsucht nach Polen empfand, wollte ich an die Orte meiner Kindheit zurückkehren, und ich war sehr traurig. Aber die Trauer zieht den Menschen an. (...) Der Mensch hat verschiedene Farben in seinem Innern, in seiner Seele, diese Farben sind Spiegel der Gefühle. (...) Das Schweigen über die Vernichtung ist die grösste Sünde der Menschheit. Viele Jahre hat man in Israel nicht darüber gesprochen. Und in Polen auch nicht. Doch jetzt spricht man in beiden Ländern immer mehr darüber. Das ist ein Phänomen der dritten Generation. Die erste Generation, die inmitten der Geschichte war, die den Krieg miterlebt hat, die tragische, traumatische Erlebnisse hatte wie die Vernichtung, den Krieg, das Exil: Das veränderte ihr Leben. Die zweite Generation, die Generation ihrer Kinder, ist so nahe daran, dass sie nicht immer den Mut hat, die Vergangenheit kennen zu lernen, Fragen zu stellen. Die Worte ‚Darüber wurde nicht gesprochen‘ sind exemplarisch dafür. Sowohl die zweite Generation als auch die erste, die Generation der Geretteten, bemühen sich um einen ganz normalen Alltag: Haus, Arbeit, Schule, Normalität. Normalität bestimmt das Lebensbild der ersten Generation vor der Tragödie. Die dritte Generation,

die Generation der Enkel, führt bereits ein ruhiges, gewöhnliches Menschenleben. Und dann ist man auch bereit, Fragen zu stellen und Antworten zu suchen. Man beginnt also zu forschen und die Geschichte der ersten Generation zu beschreiben.»¹¹⁵

Das erinnerte mich an die Worte von Irena Sendlers Enkelin Agnieszka, die, vom Besuch eines ausländischen Fernseheteams überrascht, fragte: «Oma, was hast du denn angestellt, dass du berühmt bist?» Auf diese einfache Frage hatte Irena Sandler nur eine sehr knappe Antwort: «Ich folgte der Stimme meines Gewissens. Ich konnte den Krieg nicht anders überleben», ergänzte sie während eines unserer zahlreichen Gespräche. Ich konnte es nicht lassen, eine andere einfache Frage zu stellen, die Irena Sandler überhaupt nicht mag. «Hatten Sie Angst?» – «Ja», antwortete sie. «Ich hatte Angst, aber der Hass und die Wut waren stärker als die Angst.» Ein andermal antwortete sie mir auf dieselbe Frage: «Ich benahm mich so, als ob ich diese Gefühle nicht hätte. Etwas trieb mich an, so zu handeln, diese Anstrengungen auf mich zu nehmen. Das war stärker als die Angst. Ich wusste, dass ich gerade das tun, so und nicht anders leben musste. Natürlich gab es auch Momente der Schwäche, der Furcht, der Angst, wie bei jedem. Aber hatte ich eine andere Wahl?»

Einmal kommt Irena Sandler in meiner Gegenwart der Bitte um ein Interview nicht nach. Der Journalist argumentiert, dass sie doch die letzte Zeugin jener Ereignisse sei, dass ihr Zeugnis der Wahrheit von der Geschichte, von der Welt gebraucht werde. «Der Welt?», wundert sich Irena Sandler. «Half mir denn die Welt, als ich die Kinder rettete, als ich auf die Strasse ging und vor Ohnmacht weinte?», fragt sie mit Bitterkeit in der Stimme.

«Ich machte mir keine Sorgen um mich, sondern um die geretteten Kinder. Oft dachte ich darüber nach, wie ihr weiteres Leben wohl sein würde. Immer stellte ich mir die Frage, ob ich alles getan hatte, ob sie wirklich sicher waren. Ich wusste, dass die schrecklichen Kriegserlebnisse ihr künftiges Leben prägen würden. Jeder, der den Krieg überstanden hat, leidet an einer Art Neurose.»

«Eine Art von Angst ist mir bis heute geblieben, zum Beispiel kann ich in einem Café nicht mit dem Rücken zum Haupteingang sitzen», bekennt Antoni Marianowicz in seinem Buch *Zycie surowo wzbronione* (Leben streng verboten). «Das sind irrationale Ängste, die ihren Ursprung wahrscheinlich in jenen Zeiten haben, als jede Rettung eines Juden an ein Wunder grenzte. Davon blieben zahlreiche Traumata zurück. (...) Wer es nicht selbst erlebt hat, sollte sich darüber kein Urteil erlauben.»

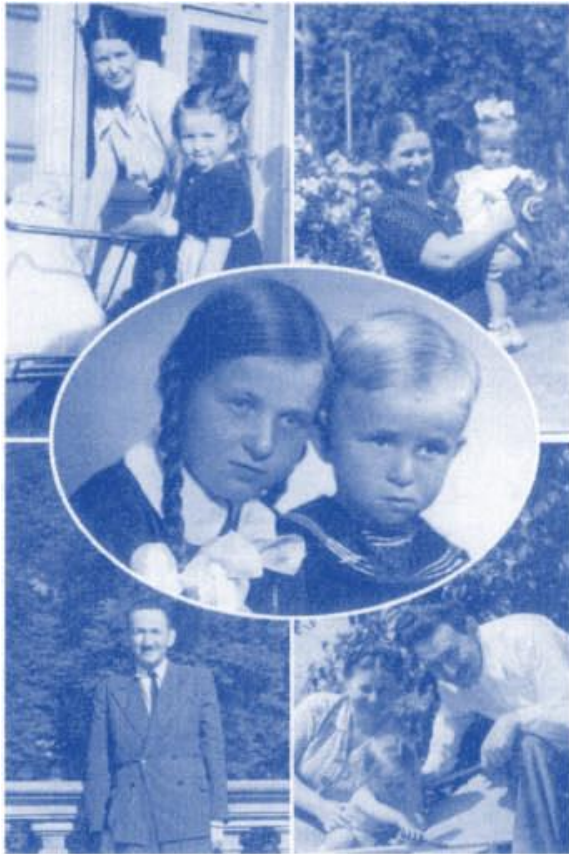
Die mit Irena Sendler befreundete Magdalena Grodzka-Guzkowska schrieb in ihrem Buch *Szczęściara* (Glückspilz) unter anderem: «Die Buchhandlungen in Polen sind heute voll von Erinnerungen aus der Zeit der Vernichtung. Warum, nach so vielen Jahren? Das ist eine Frage an Psychologen und Soziologen.» Diese Autorin fasste mit 78 Jahren den Mut, «Erinnerungen laut auszusprechen, die sie nie verlassen hatten». Während des Krieges war sie eine junge Frau. Im Mai 1942 machte sie in Warschau Abitur. Sie träumte von einem Medizinstudium. Sie war im Untergrund tätig. Sie wurde von der Gestapo gesucht. Von Jaga Piotrowska (der besten Verbindungsfrau Irena Sendlers) erhielt sie «kleine, aber besondere Aufgaben». Sie war «eine der Personen, die graue jüdische Kinder an die Sonne brachten, die nach Monaten des Lebens im Versteck aus dunklen Verschlagen an die frische Luft geholt wurden. Sie sahen so grau auf der Strasse aus. Alle wussten Bescheid. Ich fuhr sie von Ort A an Ort B. Ich steckte ihnen Essen zu. Und ich brachte ihnen bei, den Deutschen und den *Szmalcownikis* nicht zu zeigen, dass sie Juden sind.»¹¹⁶ Sie brachte blasse, anämische Kinder zur Weichsel, sie liess sie in der Sonne spielen, im Wasser schwimmen. Nach mehreren Ausflügen erlangten die Kinder ihr gesundes, normales Aussehen wieder. Das war sehr wichtig für ihr weiteres Leben. Ein recht sicheres Leben. Um zu leben, durften sie sich nicht von ihren polnischen Altersgenossen unterscheiden.

Natan Gross schrieb in seinem Artikel *Irena und Jan*, der im Wochenblatt *Nowiny-Kurier* in Tel Aviv erschien: «Irena Sendler ist eine wunderbare Frau, von der man sagte, sie sei der leuchtendste Stern am

schwarzen Himmel des besetzten Polen gewesen. Den Jan-Karski-Preis, den sie erhielt, kann man den Preis des Gewissens nennen. Meiner Meinung nach sind Irena Sendler und Jan Karski zwei grosse Namen, die das ewige Gedenken des jüdischen Volks verdienen.»

In einem unserer letzten Gespräche, unmittelbar vor der Abgabe des Manuskripts an den Verlag, sagte Irena Sendler: «Wenn man das Leben der geretteten Kinder analysiert, wird man gewiss feststellen, dass sie ihr Leben lang gespalten sind. Die tragischen Erlebnisse ihrer Kindheit, der Verlust der nächsten Familienangehörigen – der Eltern, Grosseltern, Geschwister – liessen, trotz grosser Anstrengungen der Nonnen, der Heime, in denen sie untergebracht waren, und der Privatpersonen, die ihr Leben riskierten und alles unternahmen, um ihnen ihre Jugend wenigstens etwas zu versüssen, dauerhafte Spuren zurück. Sie leiden am Drama ihrer Kindheit und können sich mit dem Verlust ihrer Angehörigen nicht abfinden. Sie haben ständig das Gefühl, eine gesplattene Identität zu haben. Trotz langjähriger Bemühungen ist es vielen Kindern nicht gelungen, ihre Wurzeln zu finden. Seit sie erwachsen sind, suchen sie nach den geringsten Spuren ihrer Familien und ihrer Herkunft, häufig ergebnislos. Diese Anonymität quält sie ununterbrochen und vergiftet ihr ansonsten häufig stabiles Leben. Dieser Zustand lässt sich bei allen beobachten, die die Hölle der nationalsozialistischen Verbrechen überstanden haben und die trotz ihres gegenwärtigen, oft sehr gelungenen Lebens (die Erlangung der erträumten Bildung, familiäre und berufliche Stabilität), allgemein betrachtet Menschen sind, bei denen das Drama des Krieges bis heute andauert.»

Familienleben nach dem Krieg

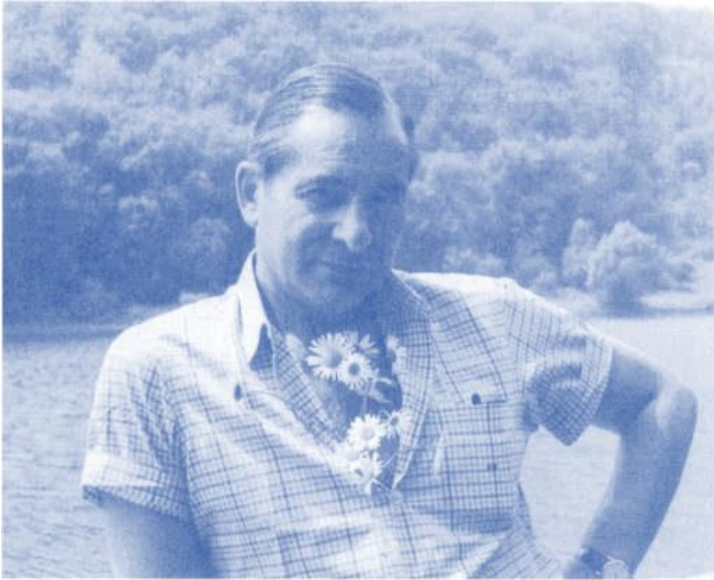


Aus dem Familienalbum: Irena Sendler,
Stefan Zgrzembki, Janka und Adas

«Meine Grosseltern väterlicherseits starben vor dem Ersten Weltkrieg», erzählt Irena Sendler. «Ich kannte sie nicht. Meine Grossmutter mütterlicherseits starb einige Wochen nach meiner Geburt, ich kannte sie ebenfalls nicht. Mein Grossvater Ksawery Grzybowski hingegen starb 1923, als ich 13 Jahre alt war. Das war für mich ein schmerzlicher Verlust, denn seitdem er aus Russland zurückgekommen war (bereits nach dem Tod meines Vaters 1917), hatte er mir meinen Vater ersetzt.»

«Meine Eltern kannten sich schon vor dem Krieg», erzählt Irena Sendlers Tocher Janina Zgrzemska. «Mein Vater absolvierte ein Jurastudium an der Warschauer Universität und nach dem Krieg ein Geschichtsstudium an der Jagielloner-Universität in Krakau. Er war PPS-Aktivist, sie lernten sich wohl in der Partei kennen. Während des Krieges hielt er sich in Praga und Otwock auf. Sein Deckname war Adam. Mama hat ihm irgendwie geholfen. Sie heirateten umgehend, sobald das möglich war. Wir wohnten in der Belwederskastrasse. Ich erinnere mich, dass mein Vater häufig auf der Schreibmaschine tippte und viel las. Er unterrichtete Geschichte an einer Schule. Er liebte Warschau, bis heute erinnere ich mich daran, wie er mich, als ich knapp drei oder vier Jahre alt war, zu langen Spaziergängen in der Stadt mitnahm. Er erzählte mir von den Häusern, Strassen, Plätzen. Damals ermüdete und langweilte mich das. Die Ehe meiner Eltern scheiterte. Sie trennten sich, als ich 14 und mein Bruder 10 Jahre alt war. Bald darauf starb mein Vater an einem Schlaganfall, er war 49 Jahre alt.

In unserem Haus, das Bedürftigen immer offenstand, wimmelte es von Fremden. Jungen und alten. Für mich waren das damals alte Leute. Alle Fragen, wer diese Leute seien, beantwortete meine Mutter knapp:



Frank Morgens

„Meine Verbindungsfrau, oder: ein Bekannter aus dem Krieg.“ Danach fragte ich nicht mehr. Unser Haus war gepflegt, wir hatten eine Haushälterin, die über die täglichen häuslichen Angelegenheiten wachte. Mein Bruder und ich warteten ständig auf unsere Mama. Aber sie hatte nur Zeit für andere. Arbeit. Nach der Arbeit Versammlungen, Konferenzen, Besuche bei verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen. Als ich drei Jahre alt war, bat ich sie, mich in das Kinderheim mitzunehmen, in das sie immer fuhr. Verblüfft fragte sie: „Warum?“ „Damit ich dich häufiger sehe“, antwortete ich. Ich liess Zettelchen auf dem Tisch liegen, dass in meiner Schule auch ein Elternabend stattfand. Ich träumte davon, dass meine Mama (statt unserer Haushälterin) mich am 1. September zur Schule begleitete. Sie erzog uns per Telefon. Sie rief von der Arbeit aus an und fragte, ob alles in Ordnung war. Sie erteilte Befehle, was wir zu tun und zu essen hatten.

1965 erhielt meine Mama die Yad-Vashem-Medaille. Ich war damals bereits 18 Jahre alt, also verstand ich, wofür sie ihr verliehen wur-

de. Im März 1968 ging es meiner Mutter sehr schlecht. Sie war infarkt-gefährdet. Aber sie blieb nicht liegen. Sie sagte: ‚Wieder werden die Juden verprügelt, man muss einen zweiten Zegota gründen!‘ Und sie gab mir und meinem Bruder je 100 Złoty. ‚Das ist für den Knastwärter, wenn sie euch festnehmen, damit mich jemand benachrichtigt‘. Ich studierte damals, mein Bruder ging noch zur Schule. Es ging uns nicht besonders gut.

Aber es gab auch Überraschungen. Einmal bekamen wir ein Paket mit Delikatessen aus Amerika. Absender war der uns unbekannte Frank Morgens¹¹⁷, ein Holocaust-Überlebender. Er war von Wala Zak gerettet worden, hatte aber von meiner Mama erfahren und wollte ihr auf diese Weise seine Dankbarkeit zeigen. Wala Zak lernte ich 1988 in Israel kennen. Auf das Foto, das er meiner Mama schickte, hatte er eine Widmung geschrieben: ‚... damit du es leichter hast, wenn du weisst, dass du in mir einen Freund hast.‘

Meine Mama hatte (und hat immer noch) viele Freunde. In Polen, Israel, Schweden, Dänemark, Kanada, Venezuela. Überall dort, wo es Juden gibt, die den Holocaust überlebten. Sie schreiben Briefe, schicken Bücher, besuchen sie. Als ich 1988 das erste Mal nach Israel fuhr, war das Bäumchen meiner Mutter fünf Jahre alt, heute ist es zwanzig Jahre alt! Überall hiess man mich herzlich willkommen und lud mich ein. Ich wurde mit offenen Armen empfangen. Erst damals verstand ich wirklich, was meine Mama getan hat. In Israel habe ich Freunde, die mich als Irena Sendlers Tochter in ihre Familien aufgenommen haben. Ich war stolz und glücklich. Meine Mama erzählte mir von einer seltsamen Begebenheit, die sie während ihres vierwöchigen Aufenthalts erlebte. Eines Samstags fuhr sie jemand mit dem Auto durch Jerusalem. Sie waren in ein Gespräch vertieft und fuhren durch ein Viertel, in dem Orthodoxe wohnten. Plötzlich wurde ihr Auto mit Steinen beworfen. Der Bekannte meiner Mama sagte lachend: ‚Du hast während des Krieges Juden gerettet, und jetzt werden sie dich steinigen‘.»

«Manchmal denke ich, dass ich eine schlechte Tochter, eine schlechte Mutter und keine gute Ehefrau war», sagt Irena Sendler. «Zwei gescheiterte Ehen. Meine ständige Abwesenheit von zu Hause, mein grosses berufliches und ehrenamtliches Engagement hatten auf mein Leben einen eher negativen Einfluss.

Während des Krieges war mir bewusst, dass ich mit dem, was ich für die Rettung der Juden tat, meine schwer herzkrankte Mutter gefährdete. Wenn die ganze Sache aufgefliegen wäre (was ja schliesslich auch geschah), wäre meine Mutter ohne Betreuung gewesen und damit dem Tod ausgesetzt. Aber sie hat nie gesagt: ‚Tu das nicht! Geh kein Risiko ein, pass auf dich auf.‘ Sie wusste, dass es einer guten Sache diente, und unterstützte schweigend, was ich tat. Ich hatte ihre Zustimmung und ihre moralische Unterstützung. Nach meiner Verhaftung kümmerten sich meine Kolleginnen um meine Mutter. Ich wusste, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Das gab mir Kraft. Ich bin nicht zusammengebrochen. Später litt ich sehr unter dem Tod meiner Mutter, weil ich nicht einmal an ihrer Beerdigung teilnehmen konnte. Nach dem Krieg ging ich lange Zeit täglich an ihr Grab.

Ich musste erst dreissig werden, ehe ich mich entschloss, trotz vieler beruflicher und ehrenamtlicher Pflichten, Kinder zu bekommen. Meine Tochter, sie heisst nach meiner Mutter, Janina, wurde am 31. März 1947 geboren. Mein erster Sohn Andrzej am 9. November 1949. Leider ist er durch die ständigen Verhöre im Amt für Öffentliche Sicherheit, denen ich damals ausgesetzt war, zu früh zur Welt gekommen. Er lebte nur elf Tage. Mein zweiter Sohn Adam kam am 25. März 1951 zur Welt.

Heute weiss ich: Als Mutter kann man Beruf und ehrenamtliches Engagement nicht mit dem Familienleben in Einklang bringen. Und die Leidtragenden sind die Kinder. Ich weiss, dass meine Kinder immer auf mich gewartet haben. Ich bin mir dessen bewusst, dass meine Tätigkeit während der deutschen Besatzung die Karriere meiner Kinder nachteilig beeinflusst hat. Als Janka trotz der erfolgreich bestandenen Aufnahmeprüfung für ein Studium der polnischen Literatur nach eini-

gen Tagen unter geheimnisvollen Umständen von der Liste der Studenten gestrichen wurde, fragte sie mich: ‚Mutter, was hast du nur Schreckliches getan?‘ Sie musste dann ein Abendstudium absolvieren. Nach einigen Jahren traf meinen Sohn dasselbe Los. Bis heute erinnere ich mich daran, wie verzweifelt, ohnmächtig und gekränkt er mich angesehen hat. Auch er fragte: ‚Mama, weshalb?‘ Er machte ebenfalls ein Abendstudium (Bibliothekswesen) in Breslau.

Ich erinnere mich, wie er mir sagte, dass er als Kind fast eine Scheibe eingeschlagen hätte, als er stundenlang auf mich wartete und durchs Fenster starrte. Einmal fragte ihn meine Bekannte Adas (er war damals vier oder fünf Jahre alt), der er mit Begeisterung Dinge erzählte, die er mir nicht sagte, nach dem Grund. Und er entgegnete: ‚Meiner Mutter kann man nichts erzählen. Wenn ich ihr etwas erzähle, geht sie weg.‘ Adam verliess uns plötzlich, in der Nacht des 23. September 1999. Ich kann mich nicht damit abfinden. Ich muss immer daran denken.»

* * *

«Ausser meinen eigenen Kindern hatte ich zwei ältere Pflegetöchter. Das ist eine besondere Geschichte. Noch während des Krieges, als man versuchte, die Juden zu vernichten, und ich alles dafür tat, sie zu retten, mussten wir uns einmal zweier Mädchen besonders herzlich und liebevoll annehmen, die während der Besatzung sehr hart vom Schicksal getroffen worden waren. Eines von ihnen – Teresa – war damals zwölf Jahre alt und wohnte mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Schwesterchen in Ceglów (Kreis Minsk Mazowiecki). Sie hatte Erschütterndes erlebt, als ihr Papa und ihr Schwesterchen vor ihren Augen getötet wurden. Sie und ihre Mutter begaben sich mit Julian Grobeinys Hilfe nach Warschau, wo die Mutter bei einer Familie in Praga und die kleine Tereska bei dem befreundeten PPS-Aktivisten Szymon Zaremba Unterschlupf fanden. Sie blieb jedoch nur kurze Zeit bei ihm, weil er von der Gestapo gesucht wurde und Polen verlassen musste. Ich hatte vorher

schon Kontakt mit Grobelny aufgenommen und ihn gebeten, sich um das Mädchen zu kümmern. Einige Tage verbrachte sie mit grosser Angst bei mir zu Hause. Sie durfte nicht länger bleiben, denn wegen meiner Arbeit war ich ständig von der Durchsuchung durch die Gestapo bedroht. Nach einigen Tagen brachte ich sie in einem der von mir organisierten Betreuungsnotdienste bei einer Familie (Zofia Wędrychowska und Stanisław Papuziński) in der M^łtwickastrasse 3 im Stadtteil Ochota unter, die vier eigene Kinder hatte und von mir geschickte Kinder immer mit grosser Liebe und Herzlichkeit aufgenommen hatte.

Einige Monate später stiess dieser Familie Tragisches zu. Am 21. Februar 1944 stürzte die Gestapo ins Haus, als zwei Söhne von Papuziński gerade ein Pfadfindertreffen veranstalteten und Schiessen übten. Als einer der Gestapoleute das sah, feuerte er einige Schüsse ab und zog sich dann zurück, um Hilfe zu holen. Er verwundete einen der Jungen, einen Freund des Sohnes der Papuzińskis, schwer. Zofia Wędrychowska befahl Teresa, so schnell wie möglich zusammen mit den anderen Kindern zu ihren Bekannten in die Kruczastrasse zu fliehen. Sie selbst kümmerte sich um den verwundeten Jungen. Bald kamen mehr als zehn Gestapo-Männer und nahmen den verwundeten Jungen und Zofia in einer ‚Bude‘ (ein LKW mit einer Plane) mit. ‚Zum Glück‘ starb der Junge während der Fahrt. Zofia Wędrychowska brachte man zuerst in die Aleja Schucha, dann in den Pawiak, wo sie einige Tage später (am 26. April 1944) erschossen wurde. In den Tagen danach brachte ich alle Kinder dieser Familie – ihre eigenen vier sowie die sich bei ihnen aufhaltenden jüdischen Kinder (auch vier) – in einem Ferienlager in der Nähe von Garwolin unter. Die Kinder blieben dort, bis der Krieg zu Ende war. Danach brachte ich sie in ein Heim in Okęcie, das im ehemaligen Krankenhaus der Aufständischen entstanden war. Als ich am 15. März 1945 nach Warschau zurückkehrte, war Teresa bereits bei mir. Sie ging zur Schule, machte Abitur und studierte Zahnmedizin. Sie heiratete und reiste 1956 nach Israel aus. Dort brachte sie zwei Kinder zur Welt. Wir sind in Briefkontakt. Als sie mit ihren Söhnen in Po-

len war, besuchte sie mich, und als ich in Israel war (1983), wohnte ich bei ihr.

Das andere Mädchen, das wie eine Tochter war, hiess Irenka. Ihre Eltern waren vor dem Krieg reiche Kaufleute und betrieben gemeinsam mit einem Polen eine Firma, als sie ins Ghetto gingen. Für eine hohe Geldsumme versprach dieser Pole, sich auf der ‚arischen‘ Seite um ihre Kinder, Irenka und ihren Bruder, zu kümmern. Auf Umwegen erfuhr eine meiner Verbindungsfrauen vom Los dieser Kinder. Sie selbst nahm sich des Jungen an, und das Mädchen kam zu mir. Ihre Eltern sind leider im Ghetto ums Leben gekommen.

Als ich im Krankenhaus der Aufständischen arbeitete, stellte ich sie als meine Tochter vor. Ich betreute sie, bis ihre Tante, die Schwester ihrer Mutter, Mitte der 1950er Jahre aus der Sowjetunion zurückkehrte. Irenka wohnte bei uns. Sie ging zur Schule. Nachdem sie das Technikum beendet hatte, fuhr sie in ein Ferienlager, lernte dort jemanden kennen und heiratete bald. Sie zogen nach Stettin, wo sie an der Agrarakademie ein Abendstudium machte. Ihre Tochter ist jetzt Onkologin, sie wohnt in Warschau.

Tereska schrieb mir nach Jahren: ‚Weisst du, warum ich so böse, barsch und ungehorsam zu dir war? Weil deine Güte mein Herz verzweifeln liess. Ich dachte damals: Was gibt dir das Recht, meine Mutter zu ersetzen?‘

Stimmen der geretteten Kinder



Dieses Kapitel entstand auf Irena Sendlers Anregung. Sie bat einige der ihr am engsten verbundenen Personen aus dem beachtlichen Kreis der von ihr geretteten «Kinder», etwas über sie und über sich selbst zu schreiben. Über jene Zeiten. Über jene Erlebnisse. Was fühlten sie damals, woran erinnern sie sich heute? Wie hat die Vergangenheit ihr späteres Leben beeinflusst? Die Form der Aussage, ihr Umfang waren frei. Es erwies sich, dass das Schreiben darüber, was sie erlebt hatten, was sie in der Tiefe ihres Herzens für Irena Sendler empfinden, keine leichte Aufgabe war. Es rührte an den mit der Zeit verheilten Wunden. Aber ohne ihre persönliche Sicht, ihre liebevolle Erinnerung, ihre riesige Dankbarkeit für und ihre Verbundenheit mit Irena Sendler wäre dieses Buch unvollständig.

* * *

Teresa Körner (Israel)

Ich bin am 14. Februar 1929 in Ceglów als Chaja Estera Sztajn geboren worden. Die Geburtsurkunde auf den Besatzungsnamen Teresa Tucholska besorgte mir Irena Sendler. Ich wurde von Irena und Julian Grobelny gerettet, der mit meinem Vater befreundet war. Sie gaben mich in die Obhut ihrer Freunde Zofia und Stanisław Papuziński, mit denen ich das Besatzungsleben teilte. Nach dem Krieg fand Irena mich wieder, und ich wohnte die ersten Jahre bei ihr, bis ich die Mittelschule beendet hatte. Mit Irena und deren Familie teilte ich die Nachkriegswohnungsecke, das wenige Brot und das wenige Brennholz im Winter. Sie nervte mich mit ihrer Überfürsorglichkeit, denn Irena wollte mir

meine Mutter ersetzen. Nach der Beendigung der Mittelschule wollte ich unter Gleichaltrigen sein. Ich studierte Zahnmedizin und zog in ein Studentenheim. Seit vielen Jahren wohne ich in Israel, aber ich bin im ständigen Kontakt mit Irena. Sie war 1983 mein Gast in Newe Monson, als sie nach Israel kam, um ihr Bäumchen in [Yad Vashem](#) zu pflanzen. Auch Irenas Tochter war bei mir zu Gast. Wenn ich nach Polen komme (allein oder mit meinen Söhnen), besuche ich immer Irena. Und ich vergesse nie ihren Geburts- und Namenstag.



Teresa Körner mit ihrem Sohn

Irena Wojdowska (Stettin)

Irena Sendler lernte ich im Sommer 1943 in Praga kennen. Ich kam dort mit ihrer Hilfe unter. Ich nehme an, dass mein dortiger Aufenthalt aus den Mitteln des Zegota finanziert wurde. Das war ein Ort, an dem

sich die von der Besatzungsmacht verfolgten Menschen versteckten. Vorher versteckte ich mich mit meinem Bruder Bogdan bei Jadwiga Bilwin und Jadwiga Koszutska in der Siedlung Kolo in der Obozowastrasse im Warschauer Stadtteil Wola. In dieser kleinen Einzimmerwohnung tummelte sich eine grosse Anzahl von Juden, Linken und solchen Menschen, die Kontakt zu den Partisanen aufnehmen wollten.



Irena Wojdowska

Dieser Zufluchtsort ist eines Frühlingstages 1943 ‚aufgeflogen‘. Es waren die Warschauer *Szmalcowniks* und die dunkelblaue Polizei, die ihn am helllichten Tag entdeckten, indem sie der Person folgten, die sie beschatteten. Sie entdeckten einige ungemeldete und ‚unerwünschte‘ Mieter. Damals wurde ich von meinem Bruder Bodan¹¹⁸ für fast ein Jahr getrennt. Den Dokumenten zufolge, die man uns besorgt hatte, waren wir Stiefgeschwister. Wir hatten grosse Sehnsucht nach einander, umso mehr, als der Kontakt um unserer und der Sicherheit anderer Personen willen unmöglich war. Ich wurde in ein Ferienlager für Wai-

senkinder in die Gegend von Warschau geschickt. Ich hielt mich dort ungefähr zwei Wochen auf, ehe ich in Praga untertauchte. Ich kannte weder den Aufenthaltsort meines Bruders noch das Schicksal der übrigen Personen aus der Obozowastrasse. In meinem neuen Versteck fand ich mich mit neuen Papieren und einem erfundenen Lebenslauf ein. Während der Besetzung musste ich so oft meine Identität ändern, dass ich mich nur an meinen letzten angenommenen Namen erinnere. In Praga lernte ich den PPS-Aktivisten Stefan kennen. Ich glaube, dass er mich mochte. Stefan erteilte mir auch Unterricht. Er war ein sehr kluger und guter Mensch. Er war Irenas Bekannter. Ihre Familiennamen kannte ich damals nicht. Die Besetzung lehrte mich, dass man Kinder nicht mit unnützen Informationen belasten sollte. Manchmal kam Irena in die Wohnung nach Praga. Sie strahlte immer Optimismus und ein bisschen Freiheit aus. Sie war sehr energisch, heiter und freundlich. Im Herbst 1943 brach der Kontakt zu ihr ab. Es herrschte grosse Trauer und Verzweiflung. Bis heute erinnere ich mich daran, dass ich Böses ahnte, obwohl ich nicht nach den Gründen fragte. Ein Teil der Hausbewohner zog nach Otwock um. Ich pendelte den ganzen Winter lang zwischen Warschau und Otwock. In schweren Steinguttopfen schleppte ich die von Maria Kukulska gekochten Gerichte mit mir. Zur Haltestelle der elektrischen Eisenbahn wie zum Bahnhof in Otwock legte ich jedes Mal eine riesige Strecke zu Fuss zurück, mit im Verhältnis zu meinem Alter und meinen Kräften grossen Lasten beladen. Ich habe mich bei niemandem beklagt. Nur während der Zugfahrt sehnte ich mich danach, dass mich jemand vom Bahnhof in Otwock abholt und mir beim Tragen hilft. Obwohl ich damals erst elf Jahre alt war, begriff ich den Ernst der Lage. Ich erinnere mich, wie nach der langen Zeit der Verzweiflung die Stimmung einer unglaublichen Freude wich, die an Euphorie grenzte. Damals erfuhr ich, dass Irena verhaftet worden war und befreit werden konnte. Die Einzelheiten erfuhr ich nach dem Krieg. Irena kannte meine Pfliegetanten gut. Wie sich herausstellte, arbeitete

sie mit Jadwiga Bilwin eng zusammen, die während der Besetzung im Sozialamt in Wola offiziell angestellt war. Im Frühjahr 1944 kehrte ich in die Obozowastrasse zurück.

Meine nächste Begegnung mit Irena Sendler war unerwartet. Irena kam im Winter 1945 nach Lublin mit der Mission, bei der Provisorischen Regierung Geld für das Pflegeheim in Okęcie in Warschau locker zu machen. Dort arbeitete unter anderem auch Stefan Zgrzebski. Unsere Begegnung war sehr fröhlich, denn wir wussten nicht, wer von unseren Bekannten den Aufstand in Warschau überlebt hatte. Damals musste ich zum ersten Mal in meinem Leben selbständig eine wichtige Entscheidung treffen. Irena schlug mir vor, dass ich mit ihr nach Warschau, nach Okęcie zurückkehrte. Ich musste mich entscheiden, ob ich meinen Bruder und die beiden Jadvigas zurücklassen, und die Pläne, meine Eltern zu suchen, verwirklichen sollte. In Warschau schien das eher möglich zu sein. Ich wollte daran glauben, dass meine Eltern lebten und ich sie finden würde. Solche Fälle kamen vor, man sprach offen darüber. Die Leute kamen aus den Lagern oder von ihren Irrfahrten aus dem Ausland zurück. Ich rechnete auch damit. Ich wollte einen ganz normalen Unterricht bekommen, denn ich war nie zur Schule gegangen. Meine Schulbildung sollte ursprünglich am 1. September 1939 beginnen. Ich wollte auch meinen beiden Betreuerinnen das Leben etwas leichter machen. Ich entschied mich, wieder nach Warschau zu fahren. In Okęcie ging es mir gut. Irena und Stefan behandelten mich wie ihr eigenes Kind. Die Wohnbedingungen waren, wie damals in Warschau üblich, schlecht. Ich wohnte mit Irena und zwei anderen Familien in einem Zimmer. Ich schlief mit Irena in einem Bett, und wenn ich krank war, umsorgte mich Irena mit einer beispiellosen Liebe. Dort hatte ich auch Unterricht und befand mich in Gesellschaft Gleichaltriger. Nach der Auflösung des Heims in Okęcie zogen wir ins zerstörte Warschau. Wir besetzten eine leerstehende Wohnung, die wir nach der Rückkehr ihrer rechtmässigen Besitzer verlassen mussten. Wir wohn-

ten also in den Trümmern. Unsere erste Wohnung in der Siennastrasse lag inmitten von Trümmern. Von dort aus zogen wir mit Irena los, um nach Brennholz (man zog es aus den Trümmern) zu suchen und Wasser aus den Brunnen zu holen, die aus der Zeit des Aufstands zurückgeblieben waren. Wenn das Wasser abgekocht worden war, konnte man es auch trinken. Wir lebten damals sehr ärmlich, aber ich war daran gewöhnt. Sehr gut erinnere ich mich auch an den nächsten Abschnitt meines Zusammenlebens mit Irena. Wir sprachen viel miteinander, sie war mir sehr freundlich zugetan und schenkte mir sehr viel Aufmerksamkeit. Diese Gespräche zu allen Themen waren eine grosse Bereicherung für mich. Unsere Beziehung in der damaligen Zeit kann man als eine sich entwickelnde tiefe Freundschaft bezeichnen.

Unsere letzte ‚wilde‘ Wohnung, die wir also nicht zugeteilt bekamen, besetzten wir gemeinsam mit zwei oder drei anderen Familien in der Aleja Jednosci Narodowej, zwischen Wawelska- und Koszykowastrasse. Als wir dort wohnten, trat ich in das Słowacki-Gymnasium in der Wawelskastrasse ein, nachdem ich in der Siennastrasse erfolgreich die sechste Grundschulklasse abgeschlossen hatte.

Ich erinnere mich an einen Vorfall mit einem Priester in der ersten Klasse des Gymnasiums. Er war ein für damalige Zeiten sehr gebildeter Lehrer, der zwei Studiengänge abgeschlossen hatte. Ausser Religion unterrichtete er auch Philosophie. Er begann, unsere Teilnahme am Sonntagsgottesdienst zu registrieren. Um die Schüler zu zwingen, in die Kirche zu gehen (sein Unterricht fand am Montag statt), gab er schlechte Noten, wenn ein Schüler nicht in der Kirche gewesen war. Einmal habe ich gelogen, denn ich hatte Angst vor einer Zwei (die schlechteste Note in Polen), und Irena hatte keine Zeit gehabt, die Angelegenheit mit der Schullektorin zu regeln. Weil ich sie sehr drängte, denn ich log nicht gerne, sorgte Irena dafür, dass ich offiziell vom Religionsunterricht befreit wurde. Der Priester schlug mir ebenfalls grosszügig vor, seinem Unterricht fernzubleiben, was ich auch tat. Er war

ein extremer Rechter, was mich immer wieder reizte, Diskussionen mit ihm anzufangen, die er natürlich für sich entschied, weil er ein guter und brillanter Redner war. Schliesslich stellte er fest, dass ich seinen Unterricht störte, und auf diese Weise hatte ich eine freie Stunde. Es war Irenas Wunsch, diesen Vorfall so ausführlich zu beschreiben, denn sie konnte sich nicht mehr daran erinnern. Ich habe diese freie Zeit nicht vergeudet, sondern nahm als ZuhörerIn an den Botanikstunden der dritten Klasse teil, die im Schulgarten stattfanden.

Nachdem meine Kriegstanten – Jadwiga Bilwin und Jadwiga Koszutska – aus Lublin nach Warschau zurückgekehrt waren, wohnte ich gemeinsam mit ihnen bei verschiedenen Bekannten aus der Besatzungszeit, die über eine eigene Wohnung verfügten. Vorerst musste ich aber meine Ausbildung beenden. Meine Eltern fand ich nicht wieder, und mein Bruder ging damals aufs Internat in Karpacz.

Mit Irena und ihrer Familie blieb ich weiterhin in Kontakt, wenn auch nicht besonders häufig. Wir waren beide sehr beschäftigt.

Nach dem Abitur im Sommer 1952 zog ich nach Stettin um. Ausgerechnet in Stettin begegnete ich auch Irena, wahrscheinlich 1960. Irena kam mit ihren Kindern aus dem Urlaub zurück. Sie machte bei mir Station. Nachdem unsere Kinder eingeschlafen waren, begannen traditionell unsere nächtlichen Gespräche. Sie gingen bis zum frühen Morgen, und trotzdem reichte uns die Zeit nicht! Mein Mann wunderte sich, worüber man so lange sprechen konnte. Damals sagte ich Irena zum ersten Mal, dass die Geschichte ihres Lebens der Stoff für einen sensationellen Roman wäre.

Wir sind weiterhin in Kontakt, so oft, wie es uns möglich ist. Das gilt auch für ihre Tochter Janka. Irena war und ist eine für mein Leben sehr wichtige Person. Ich bin stolz auf unser enges Verhältnis und darauf, dass wir uns auch ohne Worte verstehen, obwohl wir nicht immer und nicht in allem einer Meinung sind.

Ich weiss, dass Irena bei vielen Personen hohes Ansehen geniesst und freue mich sehr darüber. Sie hat vielen Menschen viel Gutes getan, und trotz ihrer persönlichen Tragödien, Krankheiten und ihres Alters ist sie nach wie vor sehr herzlich und offen. Sie verfügt immer noch über einen wachen Verstand und ein hervorragendes Gedächtnis. Ich möchte so lange wie möglich in ihrem Herzen sein. Für mich ist sie eine aussergewöhnliche Frau. Und ich bin sehr glücklich, trotz der Kriegswirren wertvolle Menschen getroffen zu haben, denen ich sehr viel verdanke.

Ich schreibe nur einen Teil der Erinnerungen nieder, die meine Bekanntschaft mit Irena in den letzten sechzig Jahren betreffen, in denen so vieles passiert ist. Selbst wenn Irena auch nur zum Teil meinen Blick auf unsere Beziehung teilen sollte, bin ich schon glücklich. Und ich freue mich, dass die Geschichte ihres ereignisreichen Lebens veröffentlicht wird.

* * *

Michał Glowński (Warschau)

Müsste ich für ein Lexikon einen Artikel über Irena Sendler verfassen und sie mit wenigen und einfachen Worten beschreiben, würde ich sagen: «Eine grosse ehrenamtliche Aktivistin», denn ich denke, darin drücken sich ihr Wesen und alle ihre Bemühungen aus, die sie in ihrem Leben unternommen hat.

Sie entstammt der demokratischen Linken, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die polnische Gesellschaft massgeblich prägte, vor allem mit dem Flügel, dessen Vertreter sich mehr dem Wohl der Armen, Gedemütigten und Benachteiligten widmeten als der eigentlichen Politik.

Irena Sendler engagierte sich seit ihren Jugendjahren ehrenamtlich, während ihrer Studienzeit an der Warschauer Universität arbeitete sie in Organisationen und Institutionen, die die Arbeitslosen unterstützten. Und schon damals, in den 1930er Jahren, engagierte sie sich aktiv im

Kampf gegen jene, die an den polnischen Hochschulen antisemitische Ausschreitungen provozierten.



Michał Glowński

Das, was sie mit so beeindruckenden Ergebnissen in Zeiten der Vernichtung geleistet hat, war einfach eine Fortsetzung dessen, was sie in den vorangegangenen Jahren getan hatte und womit sie aufgewachsen war. Doch hier war der Einsatz grösser, denn es ging um die Rettung menschlichen Lebens. Irena Sendler half von Anfang an, und als die Deportationen der Juden aus dem Warschauer Ghetto ins Vernichtungslager Treblinka begannen, initiierte sie eine grosse Rettungsaktion. Dank ihrer Treue und Aufopferung, dank ihres übermenschlichen Mutes und der von ihr meisterlich beherrschten konspirativen Tätigkeit gelang es ihr, mehr als 2'500 Menschenleben vor dem sicheren Tod zu retten. Das ist ein Beitrag, vergleichbar mit dem, was zwei andere bedeutende Aktivisten für die Rettung der Juden getan haben: der japani-

sche Konsul Ushikara in Kowno (Kaunas) sowie der Schwede Raoul Wallenberg. Alle drei gehören zu denjenigen, die die Welt retteten, indem sie tausende von Menschen vor dem Tod bewahrten.

Irena Sendler konnte den Kampf um das Leben der jüdischen Kinder nicht allein führen. Sie war Mitglied des Żegota, sie versammelte eine Gruppe von mehr als zehn wunderbaren, ausserordentlich mutigen und aufopferungsvollen Frauen um sich. Und hier muss man eine beeindruckende Eigenschaft Irena Sendlers hervorheben, die man manchmal vergisst: Sie verfügt über ein hervorragendes Organisationstalent, denn um in einer so schrecklichen Situation Kinder zu retten, reicht guter Wille allein nicht aus. Die Arbeit musste organisiert, ihre Methoden überdacht werden und so weiter. Als Initiatorin und Leiterin der Rettungsaktion hat sie das alles übernommen.

Ich schreibe über Irena Sendler mit dem Gefühl grosser Dankbarkeit, denn ich bin mir dessen bewusst, dass ich dank ihr die Zeit der Vernichtung überlebt habe. Ich gehöre zu jenen, denen sie das Leben gerettet hat. Ich verliess im Januar 1943 mit meinen Eltern zusammen das Ghetto.¹¹⁹ Sie war es, die mich ins Waisenheim der Kongregation der Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis eingewiesen hat, das sich am östlichen Ende Polens, in Turkowice, befand. Sie brachte mich dort hin, als es in Warschau keine Rettung mehr für mich gab. Dort harrte ich bis zur Befreiung aus. Es gibt keine grössere Dankbarkeit als die, die man für eine Person empfindet, die bewirkt hat, dass man zum Kreis der wenigen Geretteten gehört. Ich bin Irena Sendler eigentlich doppelt dankbar, denn sie rettete auch das Leben meiner Mutter (sie starb 1986). Als diese den Boden unter den Füßen verlor, besorgte sie ihr nämlich eine Dienstmädchenstelle im Haus einer Lehrerin in Otwock bei Warschau. Wenn man von den geretteten Kindern spricht, darf man jedoch nicht vergessen, dass Irena Sendler auch Erwachsene – bekannte wie unbekannte – gerettet hat. Ich kenne keine Zahlen, aber ich weiss, dass das ein weiterer Grund ist, diese heldenhafte Frau zu ehren.

Frau Sendler war für mich nie eine «Grosse Unbekannte», keine Person, von der man mit Hochachtung spricht, ohne sie je gesehen zu haben. Ich kenne sie seit über sechzig Jahren, also seit meiner Kindheit, denn sie war bereits vor dem Krieg mit einem Teil meiner Familie befreundet. Während mancher ihrer Aufenthalte im Ghetto hat sie uns besucht. Das war immer ein grosses Ereignis. Ich erinnere mich, dass meine Grossmutter sagte, bei der Ankunft Irena Sendlers betritt ein Lächeln die Wohnung. Frau Sendler beschenkt die Welt mit allem: mit ihrer positiven Einstellung zur Welt und mit Energie, mit ihrer Weisheit und Güte, mit ihrer Freundlichkeit und der Bereitschaft, ununterbrochen jenen zu helfen, die in Not geraten sind. Auch mit ihrem Lächeln, obwohl ihr das Lächeln in ihrem schweren und wunderbaren Leben sicher nicht immer leichtgefallen ist.

* * *

Piotr (Zysman) **Zettinger** (Stockholm, 18.9.2003)

«Hochverehrter und meinem Herzen sehr verbundener Herr Redakteur! Ich bedanke mich recht herzlich für den schönen Artikel, den Sie über mich geschrieben haben. Alle Ihre Anmerkungen über meine Tätigkeit sowie über meine Mitarbeiter sind für mich eine grosse Ehre, aber sie sind für mich auch etwas peinlich, denn so viele bedeutende Worte haben wir gar nicht verdient. Wir machten nur das, was jeder Mensch tun sollte, wenn der andere sich in Not befindet. Das ist alles! Ich schicke Ihnen meine besten Wünsche und herzlichsten Grüsse. Ihre ergebene Irena Sendler. Warschau, den 21.2.2003.»

So lautet der Brief, den Frau Sendler an mich schickte mit der Bitte, ihn dem schwedischen Journalisten Nuri Kino zu überbringen. Sein langer und tatsächlich sehr schöner Artikel, der ganz und gar der Frau

gewidmet war, die 2'500 Kinder aus dem Warschauer Ghetto gerettet hatte, war Anfang Februar in der führenden Stockholmer Zeitung *Dagens Nyheter* erschienen. Nuri Kino besuchte Frau Sendler Mitte Dezember des vorangegangenen Jahres, und bis heute behauptet er, diese Begegnung habe sein Leben und seine Ansichten über die Welt und die Menschen verändert. Zum ersten Mal,



Piotr (Zysman) Zettinger

sagt er, habe er auf seinem journalistischen Weg einen Menschen getroffen, der ganz einfach die Grossherzigkeit und den Willen, Bedürftigen selbstlos Hilfe zu leisten, ausstrahlt. Nuri Kino hat Irena Sendlers Charakter gut erkannt.

Aus Familienerzählungen kenne ich ihre Vorkriegsarbeit im Bürgerkomitee für Sozialhilfe. Gemeinsam mit meinem Vater half sie dort armen und verlorenen Menschen, einen Ausweg aus den bürokratischen und juristischen Labyrinthen zu finden. Mein Vater als Rechtsanwalt, Irena Sendler als die gute Fee der Hilfesuchenden, um Michał Gło-

wiński aus der *Schwarzen Zeit* zu zitieren. Über die Kriegszeit möchte ich nichts schreiben, Irena Sendlers Arbeit haben schon andere beschrieben, und ich selbst kann mich an wenig erinnern. Ich weiss, dass sich Frau Sandler nach meiner Flucht durch die Abwasserkanäle um mich kümmerte (ich war damals vier Jahre alt) und für mich einen Ort fand, an dem ich mich verstecken konnte, besser viele Orte, denn ich musste sie immer wieder wechseln. Das kenne ich aus den Berichten anderer Leute, denn Frau Sandler hat nie von sich selbst erzählt. Bekanntlich tat sie nur das, was jeder hätte tun sollen.

Aus der Nachkriegszeit möchte ich nur noch eine Begebenheit erwähnen. Eines Tages im späten Frühjahr 1968 lud mich Frau Sandler in ihre Wohnung am Plac na Rozdrozu ein. Darüber, was um uns herum damals geschah, war sie nicht minder erschrocken als ich. Sie wollte jedoch nicht über ihre Befürchtungen mit mir reden, sondern darüber, was sie zu tun gedachte. «Ich habe bereits», sagte sie, «meine Genossinnen aus der Besatzungszeit kontaktiert. Sollte sich die Lage verschlechtern, so dass man wie während des Krieges aktiv werden muss, sind wir bereit. Sie und ihre Familie können sich auf uns verlassen.»

Diese Worte prägten sich in mein Gedächtnis tief ein und halfen mir, die Ereignisse zu überstehen. Frau Irena Sandler war für mich, wie für viele andere, eine gute Fee.

* * *

Katarzyna Meloch (Warschau)

Irena Sandler steht in der Reihe meiner Nach-Ghetto-Retter für mich an erster Stelle. Als es meine Mama, meine Oma Michalina, meinen Onkel Jacek nicht mehr gab, war sie die Leiterin des Zegota-Kinderreferats, die diese Untergrundorganisation aufbaute und meine Rettung ermöglichte. Zum zweiten Mal rettete sie mich in den 1990er Jahren, als ich die Zurückweisung meines engsten Familienkreises erfuhr. Ich

konnte damit nicht leben. Irena tröstete mich Tag für Tag, Stunde für Stunde. Sie vermittelte mir einen Teil ihrer Gemütsstärke. Ihre Freundschaft half mir auch dann, wenn ich jemandem, der mir sehr nahestand, beistehen musste. Dieser Prozess meiner Rettung durch Irena in ver-



Katarzyna Meloch

schiedenen schwierigen Lebenslagen dauert immer noch an. Ich vertraue ihr weiterhin meine Sorgen an, die mir das Leben nicht erspart. Sie unterstützt mich, wie früher.

Während der Besatzung hatte ich selbstverständlich keine Ahnung von der Existenz des Zegota. Und ich kannte Irena Sendler nicht. Ich wusste nicht, dass die Bemühungen, mich zu retten, ein Teil eines grossen Projekts waren, in dem es um die Rettung möglichst vieler jüdischer Kinder ging. Ich hatte keine Ahnung davon, dass «Frau Wisia» notwendige und zugleich in einem gewissen Sinn Routinemassnahmen traf. So erkläre ich mir heute die Beschaffung der authentischen Geburtsurkunde von Irka Dąbrowska für Kasia Meloch in der Kirche in Targówek, die Einweisung des mit einem neuen Namen versehenen Mäd-

chens in die Kindernothilfe in Warschau, ins Priester-Baudouin-Heim. Das alles geschah mit dem Ziel, mich legal in eine Kinderanstalt einzuweisen: ein von Ordensschwwestern geleitetes Kinderheim.

Am 2. März 1946, ein knappes Jahr nach Kriegsende, notierte ich bei einer psychologischen Beratung: «Mein Wunsch ist es, in die zweite Klasse zu kommen. Würde ich in der ersten Klasse sitzen bleiben, vergeudete ich ein ganzes Jahr und meine Mühe wäre vergeblich. Darüber hinaus würde ich vor Scham im Boden versinken. Aber das ist eigentlich nicht mein dringendster Wunsch. Er ist so: Ich möchte sehr, dass sich meine Eltern wiederfinden. Das ist mein grösster Wunsch. Mein dritter Wunsch ist, dass ich mich allen dankbar erweisen kann, die mir Gutes getan haben, denn ich halte es für meine Pflicht.» Ich war damals dreizehn Jahre alt.

Mein Vater Maksymilian Meloch kam wahrscheinlich in den ersten Tagen des deutsch-sowjetischen Krieges im Jahr 1941¹²⁰ ums Leben. Meine Mama Wanda Meloch war die erste und wichtigste unter den Personen, die mich gerettet haben. Ich war zehn Jahre alt, als sie in Białystok von den Deutschen verhaftet und ermordet wurde. Sie wusste, dass sie umkommen wird. Sie hatte nicht die Kraft, den Kampf mit ihrem Schicksal aufzunehmen. Sie konnte jedoch den Glauben an die Rettung ihrer Tochter auf mich übertragen. Sie hatte eine Idee, wie ihr Kind gerettet werden konnte. Tage- und nächtelang hämmerte sie mir die Anschrift ihres Bruders Jacek Goldman im Warschauer Ghetto ein: «Elektoralnastrasse 12». Ich durfte sie nicht vergessen. Sie weckte mich in der Nacht und prüfte, ob ich mich daran erinnerte. Ich prägte sie mir für immer ein. Als ich bereits im Ghetto in Białystok ohne meine Mama in einem jüdischen Kinderheim zurückgeblieben war, gelang es mir mittels einer «Gelegenheit», Jacek eine Nachricht zu schicken. Dieser Brief bewirkte, dass meine Warschauer Familie mich auf illegalem Weg nach Warschau ins Ghetto holte. Wanda Meloch schenkte mir zwei Mal das Leben. Zum ersten Mal, als sie mich zur

Welt brachte, das zweite Mal, als sie sich das Drehbuch meiner Rettung ausdachte. Durch meinen Umzug nach Warschau entging ich dem Schicksal der Kinder aus dem Ghetto in Białystok. Sie wurden in das Ghetto im tschechischen Theresienstadt deportiert, und kamen von dort nach Auschwitz zur Vernichtung (wie ich von Chajka Grossman weiss).

Oma Michalina, die Mutter meiner Mutter, begrüßte mich in Warschau mit den Worten: «Kindchen, wo sind denn deine Eltern?» Ich sagte ihr nicht die Wahrheit. Jacek erlaubte es mir nicht, aber sie ahnte, was geschehen war. Seitdem im Warschauer Ghetto die so genannten «Aktionen» begonnen hatten, d.h. bereits im Juli 1942, hatten wir ein eigenes Familienversteck. Jacek, mein Onkel, aber vor allem mein zuverlässiger Betreuer, hatte in einem der zum Teil verbrannten Gebäude des ehemaligen Heilig-Geist-Krankenhauses in der Elektoralnastrasse hinter einem Kamin eine Kammer ausfindig gemacht. Es war ein heisser Julitag. Ich erinnere mich nicht wieso, aber ich hatte das Versteck verlassen. Ich wurde von jüdischen Polizisten aufgegriffen, die mich zum Umschlagplatz bringen wollten. Ich spürte, dass es meinen Tod bedeutete. Ich fing an, laut zu weinen. Oma Michalina, die mein Weinen hörte, kam aus ihrem sicheren Versteck. Sie verwickelte einen der Polizisten in ein Gespräch und gab mir ein Zeichen zu fliehen. Ich flüchtete mich in die nahe gelegene Apotheke, wo mich Jaceks Frau, die Pharmazeutin Eugenia Sigalin, im Lager zwischen riesigen Kartons versteckte. An meiner statt wurde meine Oma zum Umschlagplatz gebracht. Damit gehört auch sie zu meinen Rettern. Sie kehrte übrigens zu uns in die Elektoralnastrasse zurück. Sie war die Mutter eines Mitarbeiters des Ghettokrankenhauses. Das hat sie diesmal gerettet. Sie hätte schon damals mit dem ganzen Transport in Treblinka ums Leben kommen können. Und ich wäre vom Umschlagplatz nicht zurückgekommen, dabei hatte ich doch bereits in Białystok beschlossen zu überleben, wie es meine Mama in den letzten Stunden ihres Lebens von mir erwartet hat.

Der Sommer 1942 war heiss. Die Sonne brannte gnadenlos, als ich aus dem Ghetto auf die «arische» Seite herausgeführt wurde. Das Ghetto verliess ich ganz legal. Ich musste weder einen Polizisten bestechen noch nach einem Loch in der Mauer suchen. Wahrscheinlich hatte mich Ala Gołab-Grynberg, eine Krankenschwester, die über einen Passierschein für die «arische» Seite verfügte, aus dem Ghetto herausgeführt. Sie war eine Bekannte Jaceks und der polnischen Freundin meiner Mama, Jadwiga Deneka¹²¹. Jacek übergab mich unweit des Ghettotors in ihre Obhut. Er verabschiedete sich von mir, als ob wir uns in einigen Stunden, in einigen Tagen wiedersehen sollten. Aber er verschwand für immer aus meinem Leben. Ich sah ihn nie wieder. Er verschwand spurlos während einer Expedition zu den Partisanen. Er kam wie alle, die ich liebte, ums Leben.

Hinter der Ghettomauer, in einem Hauseingang, wartete Barbara Wardzianka auf mich, eine weitere Krankenschwester in der Kette meiner Retter. Basia – so durfte ich sie nennen – kannte meine Eltern und Jacek von früher. Ich fühlte mich sicher, als die damals dreissigjährige Frau mich energisch an der Hand nahm. Wir fuhren mit der Strassenbahn in die Warschauer Siedlung Kolo in die Obozowastrasse 76, in Jadwiga Denekas Wohnung. Jetzt sollte diese ehemalige Schülerin meiner Mama mein Schicksal in ihre Hände nehmen.

Jadwiga Salek – noch nicht Deneka – hatte auf dem Bild, das sie von ihrem Schulausweis aufbewahrt hatte, ein für ihr Alter zu ernstes Gesicht. Kurzes Haar, sorgfältig in Wellen gelegt. Eine Kette um den zarten Mädchenhals, ein tadelloser weisser Kragen. Ich lernte sie als eine andere, als Erwachsene kennen. Sie brachte mir Gebete bei und weihte mich in christliche Bräuche ein. Sie besorgte eine authentische kirchliche Geburtsurkunde eines polnischen Mädchens, das ein Jahr älter war als ich: Irena Dąbrowska, Tochter von Anna, geborene G[^]ska, getauft in den 1930er Jahren in der Kirche in Targowek.

Jadwiga Deneka, für mich «Frau Wisia», war nur sechs Jahre jünger als meine Mama. Meine Mama hatte sie in einem Gymnasium in Łódź

in Latein unterrichtet. Mit der Zeit hatten sie sich befreundet. Jadwiga war eine Frau der Linken, ähnlich wie Wanda und die Mehrzahl der Vorkriegsfreunde meiner Eltern, der polonisierten Juden und Polen. Als sich Jadowigas Bruder 1986 darum bemühte, dass sie von [Yad Vashem](#) als «Gerechte unter den Völkern» ausgezeichnet werden würde, wobei ich ihn, nicht erfolglos, unterstützte, erfuhr ich, dass Frau Wisia ihre Tochter 1939 verloren hatte. Erst damals, im Jüdischen Historischen Institut, las ich über die von ihr geretteten Juden, über die Nachkriegs-Israelis. Dass sie Angehörige meiner nächsten Familie gerettet hatte, wusste ich seit der Besatzungszeit.

In der Obozowastrasse lebte ich weder in einem Schrank noch hinter einem Schrank versteckt. Ich hielt mich dort mit meiner Oma Michałina auf, die das Ghetto früher verliess. Obwohl es gefährlich war, gingen wir zum Schrebergarten von Frau Wisia und gingen im nahegelegenen Wald spazieren.

Ich bin die Tochter eines Historikers. Mir genügt das, woran ich mich erinnere, nicht. Was konnte ein neun- oder zehnjähriges Mädchen wissen? Seitdem ich erwachsen bin, lausche ich begierig den Berichten der Zeugen jener Geschehnisse. Ich lese Berichte, die dem Jüdischen Historischen Institut für [Yad Vashem](#) vorgelegt werden. Ich kenne die Memoiren von Jan Dobraczyński¹²² *Tylko w jednym zyciu* (Nur in einem Leben), dem Leiter des so genannten Referats für besondere Aufgaben im Sozialamt der Stadtverwaltung Warschau. Dort lernte Irena Sandler ihn kennen. Sich die Aktion der Einweisung jüdischer Kinder in Waisen- und Kinderheime in Erinnerung rufend, schrieb er vor mehr als dreissig Jahren: «Mein Beitrag zu dieser Aktion war minimal. Ich suchte diese Kinder nicht aus, ich brachte sie nicht weg, ich habe keine falschen Bescheide ausgestellt. Jaga Piotrowska oder eine andere Sozialarbeiterin betrat mein Arbeitszimmer und gab mir ein Papier zur Unterschrift, das ich abzeichnete, meistens ohne es gelesen zu haben. Nur aus den Erzählungen der Sozialarbeiterinnen wusste ich, was meine Damen Ausserordentliches leisteten, dass sie Kinder aus irgend-

welchen Löchern herausholten, sie aus dem Ghetto schmuggelten, in ihren Wohnungen versteckten und sie persönlich in die Heime brachten. (...) Viele Kinder hatten ein typisch semitisches Aussehen. Die Sozialarbeiterinnen dachten sich für sie Verkleidungen und fantastische Frisuren aus. Jede von ihnen behielt die Kinder mehrere Wochen lang bei sich zu Hause.»



Katarzyna Meloch in Turkowice,
8. Juni 1943

Mein Aufenthalt im Heim von Turkowice kam dank einer solchen Aktion zustande. Der Autor des Romans *Najeźdźcy* (Invasoren) unterschrieb falsche Bescheide für jüdische Kinder. Vielleicht auch den für Irena Dąbrowska, Tochter von Anna Gaška. Womöglich war er auch an meiner Rettung beteiligt... Hier bin ich auf Vermutungen angewiesen.

Nur wenige Glieder in der Kette von Rettern wurden für das jeweilige Kind überhaupt sichtbar. Von einigen hörte ich erst nach Jahren. Von anderen werde ich nie etwas in Erfahrung bringen. Aber jeder Ein-

zelse war notwendig, damit die Kette nicht einen Augenblick unterbrochen wurde.

Im Winter 1942/1943 kam in Turkowice das nächste verschlüsselte Signal an, wahrscheinlich in einem auf den ersten Blick harmlosen Brief. Auf diese Weise benachrichtigte Irena Sendler gewöhnlich die Ordensschwestern, wenn man jüdische Kinder nach Turkowice holen



Das Abschlusszeugnis der Grundschule in Turkowice für Irena Dąbrowska (Katarzyna Meloch), 1945

musste. Die Schwestern wussten diese verschlüsselten Briefe richtig zu lesen. Nachdem ein solcher Brief eingetroffen war, brach Schwester Irena (Antonina Manaszczuk) nach Warschau auf. Sie brachte auch mich nach Turkowice. Auf unserer Fahrt lauerten verschiedene Gefahren: Man musste in den Wartesälen der Bahnhöfe in Lublin oder Rejowiec die Nacht verbringen; man blickte in die Gesichter der Reisenden, vor allem in die der Kinder. Aber unsere Reise ging problemlos zu Ende. Hinter der Tür des Mädchenheims in Turkowice, an die ein Pla-

kat «Juden, Läuse, Fleckfieber!» angeschlagen war, lebten friedlich die vor dem Holocaust geretteten jüdischen Mädchen. In der märchenhaften Landschaft der Zamojszczyzna schien dieses Plakat, ein Zeichen des Hasses, unreal. Es machte mir keine Angst.

Jadwiga Deneka war eine von Irena Sendlers Verbindungsfrauen. Ich werde wohl nie erfahren, ob meine Betreuerin auf Vorschlag der RPPS¹²³-Parteiführung, einer Partei, die die Londoner Regierung nicht anerkannte, Irenas Verbindungsfrau geworden war, oder einzig wegen des eigenen Gewissens.

Je mehr Jahre ins Land gehen, desto häufiger denke ich an Frau Wisia. Ich bin mir sicher, sie hätte, auch wenn sie keine Sozialistin vom linken PPS-Flügel, keine Mitarbeiterin der Organisation Żegota gewesen wäre, uns Verfolgte gerettet. Ich sah sie seit dem Augenblick nicht mehr, als sie mich dem Priester-Baudouin-Heim in Warschau anvertraute, obwohl sie nicht aufhörte, sich um mich zu kümmern. Selbst als ich mich in Turkowice einfand, sorgte sie sich um mich. Sie schickte mir Pakete ins Heim, und ich erhielt Briefe von ihr. Sie bemühte sich, meine Bedürfnisse, sogar Wünsche zu erkennen. Als Mitglied der sozialistischen Linken tauchte sie immer tiefer in die Konspiration ein. Sie leitete die so genannte Technik und war für den Druck und den Vertrieb des RPPS-Bulletins zuständig. Sie begab sich in Gefahr: Das Verstecken von Juden in ihrer kleinen Warschauer Wohnung war lediglich ein Teil davon. Sie musste damit rechnen, dass die Gestapo ihr früher oder später auf die Spur kommen würde. Aus Angst vor Verhaftung und Folter wandte sie sich an die Oberin in Turkowice mit dem Vorschlag, mich in ein anderes Heim zu bringen. Die Oberin Stanisława (Aniela Polechajllo) war entschieden dagegen. Sie erklärte, dass sie sich nur in Turkowice um mich keine Sorgen zu machen brauchte. Aber «für alle Fälle» strich sie Irena Dąbrowska von der Liste der Turkowicer Kinder. Seitdem hielt ich mich im Turkowicer Heim der Rettung doppelt illegal auf. Dank der Entscheidung der Oberin blieb ich bis zum Kriegsende in Turkowice und erfuhr erst nach der Befreiung

von der Sache. Jadwiga Deneka – Deckname Kasia – wurde während des Hektographierens des RPPS-Bulletins in der RPPS-Presservertriebsstelle, die sie leitete, in der Nowiniarskastrasse 16 verhaftet. Dort befand sich auch das Versteck einer Gruppe von Juden. Die im Pawiak eingesperrte «Kasia» schickte von dort warnende Kassiber. Obwohl sie gefoltert wurde, hat sie niemanden verraten. Man erschoss sie im Januar 1944 zusammen mit elf Jüdinnen in den Trümmern des Warschauer Ghettos.

Schwester Stanis-a, eine Frau, die aus einer Familie von polnischen Tataren stammte, kannte keine Angst. Der Gefahr begegnete sie wie einer Herausforderung. Sie gab bei allem, was in Turkowice geschah, den Ton an. Ihre eiserne Energie machte lange vor dem Krieg aus Turkowice ein Kinderheim, das im Raum Lublin seinesgleichen suchte, das sogar unter den anderen Ordenskinderheimen eine Ausnahme war. In den Zeiten des Holocaust war die «Turkowicer Republik» das Haus der Rettung jüdischer Kinder. Angeblich waren wir dort 36. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Krieg bin ich noch imstande, dreizehn jüdische Kinder bei ihrem vollständigen Namen zu nennen. Ein Zufluchtsort in Turkowice, in einem Heim, das von den Mägden Mariens geleitet wurde! Man konnte keine bessere Wahl treffen. Der Frauenorden der Mägde Mariens war im 19. Jahrhundert von Edmund Bojanowski, einem romantischen Dichter und Byron-Übersetzer, gegründet worden. Der Landadlige aus dem Posener Raum gab sein ganzes Vermögen und kümmerte sich mit aller Kraft um arme und kranke Menschen, vor allem Kinder.

Schwester Irena hatte im Turkowicer Mädchenheim die schwarzhaarige Stacha, die etwas mollige Stefa, ein bildhübsches Mädchen aus Lemberg und mich in ihrer Obhut, ihre Kriegsvornamensvetterin, mit der sie besondere Probleme hatte. Ich tobte im Gemeinschaftsraum herum, ohne mich vor den das Heim «besuchenden» Deutschen zu fürchten, bis Schwester Irena mich ermahnen musste, den Deutschen

aus den Augen zu gehen. Ich fühlte mich so sicher, so zu Hause. Für gewöhnlich war Schwester Irena diskret. Kein Wunder, dass wir den Eindruck haben konnten, uns sei dasselbe Los beschieden wie den anderen Mädchen in unserer Gruppe, die nichts zu verheimlichen hatten. Ich konnte vergessen, wer ich war, bevor ich die Mauer des Warschauer Ghettos hinter mir gelassen hatte, und dass mir Gefahr drohte und meinetwegen auch den anderen polnischen Heimkindern. Schwester Irena war Tag und Nacht bei uns. Die Nächte verbrachte sie in unserem gemeinsamen Schlafzimmer, sie wachte – nur durch eine «Klausur» von uns getrennt.

Man hatte sie gebeten, die ihr anvertrauten Kinder das Grauen des Krieges nicht spüren zu lassen. Es ist ihr gelungen. Mit ihrem sonnigen Gemüt vermochte sie andere zu begeistern, sie zu einem lustigen Spiel aufzufordern, Abendgesänge anzustimmen, Vorführungen zu veranstalten.

Während meiner Zeit in Turkowice gab es weitere Retter, ohne deren Beteiligung das Überleben der jüdischen Kinder unmöglich gewesen wäre. Einer davon war Saturnin Jarmulski, der Inspektor aus Lublin. Er kannte die Oberin noch aus der Vorkriegszeit. Sie hatte keine Geheimnisse vor ihm. Sie sagte ihm, dass sie in unserem Heim jüdische Kinder versteckte. Er verlangte lediglich, dass die jüdischen Schützlinge ordentliche «arische» Papiere hatten. Wie durch ein Wunder gelang es ihm, in der deutschen Beamtenhierarchie seinen alten Posten zu behalten.

Der Priester und Jesuit Stanisław Bajko nahm seine Rolle ebenfalls sehr genau. Er beteiligte sich am Turkowicer Werk, indem er jüdische Kinder, auch die ungetauften, zum Empfang der Sakramente zuliess.¹²⁴ Nach dem Krieg sagte er mir im Heim der Jesuitenpater in Bydgoszcz: «Die Oberin wollte es so, der Heilige Geist hat sie inspiriert. Solange ich lebe, werde ich dieser Menschen gedenken.»

* * *

Elżbieta Ficowska (Warschau)

Liebe Irena,

ich schreibe diesen Brief an dich und für das Buch über dich. Für das Kapitel *Stimmen der geretteten Kinder*. Wie du am besten weisst, hatte ich damals weder eine Stimme noch eine Erinnerung daran, was mit mir und um mich herum geschah. Ich war sechs Monate alt, hatte liebe Eltern und Grosseltern, die mich um jeden Preis retten wollten. Meine



Elżbieta Ficowska

jüdische Mama, Henia Koppel (geborene Rochman), vertraute dir mein Schicksal an, und du hast meine polnische Mama Stanisława Bussoldowa¹²⁵ für mich gefunden, die mir Liebe und Sicherheit gab.

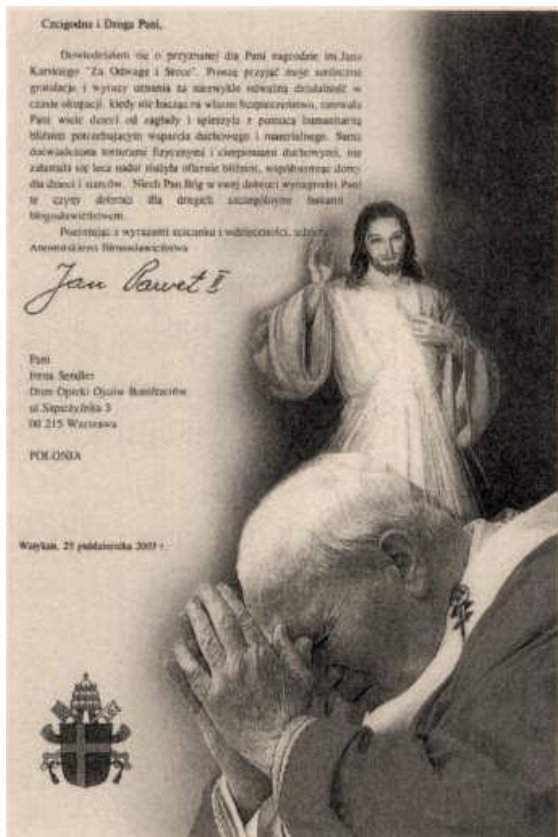
Dank der von dir organisierten Aktion wurde ich in einer Holzkiste aus dem Ghetto geschafft, zusammen mit einem Silberlöffelchen, das mir meine Eltern geschenkt hatten und das mir Glück bringen sollte. Ich habe dieses Löffelchen heute noch, auf dem mein Name und mein Geburtsdatum eingraviert sind. Es ist meine Aussteuer und meine Ge-

burtsurkunde. Diese Aussteuer erwies sich als wertvoller als alle Familiengüter, die während des Kriegs verloren gingen. Mein Silberlöffelchen bringt mir mein Leben lang Glück. Jetzt bin ich Vorsitzende der Vereinigung der Holocaust-Kinder in Polen. Ich weiss, dass nicht alle wie durch ein Wunder geretteten jüdischen Kinder ein glückliches Leben führen. Ein Teil meiner Leidensgenossen weiss nichts von seiner Herkunft. Vielleicht könnten sie sich auf den von dir beschriebenen engen Seidenpapierstreifen wiederfinden, die du in den später vergrabenen Flaschen verstecktest, aber ihre Familien sind umgekommen, so dass ihnen niemand sagen kann, wer sie sind.

Liebe Irena, die Mehrzahl der durch die von dir geleiteten Aktionen Geretteten weiss nicht, dass sie gerade dir ihr Leben verdankt. Niemand hat damals solche Informationen weitergeleitet, denn sie konnten den Tod bedeuten. Ich weiss es. Meine Tochter, für die du eine Ersatzoma bist, weiss es auch. Das wissen auch ihre beiden kleinen Söhne, die dich manchmal besuchen und irgendwann erfahren werden, wie viel dir unsere ganze Familie verdankt. Das alles weisst du selbst am besten. Viel besser als ich. Wenn ich es dir jetzt noch einmal sage, dann aus dem Grund, weil du damals all die Kinder, die du gerettet hast, persönlich gar nicht kanntest. Woher solltest du wissen, dass ich, eine ältere Dame, jener Säugling bin? Jemand, den es heute ohne dich nicht gäbe? Ich küsse deine Hände.

In Liebe – Bieta

Epilog



Brief von Papst Johannes Paul II. und sein Foto vor dem Bild *Jesus, ich vertraue dir*

Übersetzung seines Briefes:

Sehr geehrte und teure Frau Sendler,

ich erfuhr von dem Ihnen verliehenen Jan-Karski-Preis für «Mut und Herz». Empfangen Sie bitte meine herzlichen Glückwünsche und Worte der Anerkennung für Ihre ausserordentlich mutigen Taten während der deutschen Besatzung, als Sie, Ihre eigene Sicherheit ausser Acht lassend, viele Kinder vor der Vernichtung retteten und Ihren Nächsten, die geistiger und materieller Unterstützung bedurften, humanitäre Hilfe leisteten. Sie selbst, die Sie körperliche Folter und seelisches Leid erfuhren, gaben nicht auf, sondern dienten Ihren Nächsten aufopferungsvoll weiter, indem sie an der Gründung von Kinder- und Altersheimen mitbeteiligt waren. Möge Gott in seiner Güte Sie für jene guten Taten mit besonderer Gnade und seinem Segen belohnen.

Hochachtungsvoll und dankbar erteile ich Ihnen meinen apostolischen Segen

Johannes Paul II.

Frau
Irena Sendler
Pflegeheim der Barmherzigen Brüder
ul. Sapieżyńska 3 00-215 Warszawa
Polen

Vatikanstadt, den 25. Oktober 2003

«Die Bewohner des abgeriegelten Wohnbezirkes waren ausserordentlich einsam», schreibt Barbara Engelking in dem Buch *Warschauer Ghetto. Reiseführer durch eine nichtexistierende Stadt*. «Sie fühlten sich von den Juden und den Nichtjuden, von der ganzen Bevölkerung, die der Vernichtung passiv zuschaute, sowie von Gott verlassen. Die Welt – die ferne und die nahe Welt – blieb gleichgültig. Das ‚arische‘ Warschau war in Reichweite, doch diese Entfernung war unüberwindbar. Die Grenze zwischen dem Ghetto und der übrigen Stadt bildete die Grenze von zwei Welten. Ihre physische Nachbarschaft vertiefte die psychologische Distanz. Die Juden hatten das Gefühl einer unermesslichen Entfernung zwischen dem Ghetto und dem übrigen Warschau. Sie konnten es sehen, aber sie konnten dort nicht leben. (...)

Władysław Szlengel blickte sehnsüchtig durch das Fenster auf die andere Seite seiner Heimatstadt, die für ihn eine verbotene Stadt geworden war. In seinem Gedicht ‚Telefon‘ schrieb er über die Einsamkeit und Bitterkeit. Er fühlte sich von seinen Freunden verlassen, er hatte auf der anderen Seite der Mauer niemanden, den er wenigstens anrufen hätte können. (...)

Die Vernichtung des Warschauer Ghettos liess ihre Opfer stumm angesichts der erlebten Tragödie, angesichts des Todes ihrer Nächsten zurück, liess sie an der Existenz Gottes zweifeln.»¹²⁶

* * *

Der im Herbst 2003 verstorbene Rafael Scharf betonte in einem seiner Bücher zu Recht, dass «der Holocaust den Abgrund zeigte, in den der Mensch stürzen kann, aber zugleich auch die Höhen, auf die sich der

menschliche Geist erheben kann. Fast immer gibt es eine Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen, und es kann der Augenblick kommen, in dem man sich für diese Wahl entscheiden muss, womöglich mit einem grossen Risiko für sich selbst. Es empfiehlt sich, daran zu denken, dass, damit das Böse herrschen kann, es genügt, dass die Menschen guten Willens eine Tat unterlassen.»¹²⁷

* * *

Robert Szuchta und Piotr Trojanski sind die Autoren des wichtigen und sorgfältig edierten Buches mit dem aussagekräftigen Titel *Holocaust, verstehen warum*. Reich illustriert, enthält es ausser den Fakten und wertvollen Informationen auch Diskussionsvorschläge, Anregungen zum Nachdenken über die Zukunft. Im Schlusskapitel machen die Autoren ihre Leser darauf aufmerksam, dass der Holocaust zeigte, «was geschieht, wenn man das Menschenleben nicht als Wert an sich behandelt und ein Mensch durch die anderen gedemütigt wird, die einer fanatischen Intoleranz dienen. Wenn also die Menschheit fortbestehen will, muss sie lernen, andere zu akzeptieren und zu achten, die Verschiedenheit und die Andersartigkeit als positive und bereichernde Erfahrung wahrzunehmen. Wir müssen wachsam sein in der Verteidigung der grundlegenden Menschenrechte. Wir müssen daran denken, dass man sich dem Bösen bereits in seinen frühesten Stadien widersetzen muss und dass es in einer toleranten und zivilisierten Gesellschaft keinen Platz für Rassismus und Antisemitismus gibt. Wir müssen uns an den Holocaust erinnern!»¹²⁸

* * *

Nach vielen Jahren stellte man Irena Sendler die Frage, ob sie aus religiösen Gründen während des Zweiten Weltkrieges Juden gerettet habe. «Nein. Es war mir ein Herzensbedürfnis.» Als * ein deutscher Journalist sie fragte, ob sie während des Krieges mit gleicher Aufopferung deutsche Kinder gerettet haben würde, antwortete sie: «Selbstverständlich.»

Auf die Frage von Bogna Kaniewska¹²⁹, was denn im Leben eines Menschen am wichtigsten sei, antwortete sie: «Liebe, Toleranz und Demut.»

* * *

Am 16. März 2004 fanden im Zimmerchen des Pflegeheims der Barmherzigen Brüder in der Nowe Miasto die Aufnahmen für eine amerikanisch-polnische Koproduktion statt. Der Titel des Dokumentarfilms ist *In the Name of Their Mothers* (Im Namen ihrer Mütter), realisiert wurde er von Mary Skinner, deren Mutter Polin war. Nach ihren Kriegser-



Irena Sendler mit dem Filmteam (von links): Andrzej Lewandowski (Dolmetscher), Mary Skinner (Regisseurin), Andrzej Wolf (Kameramann)

lebnissen während der deutschen Besatzung wollte sie Polen vergessen. Ihre Tochter kam im Alter von 50 Jahren zum ersten Mal nach Polen, um an dem Irena Sendler gewidmeten Film zu arbeiten. Mary will die heldenhafte Polin mutigen Herzens der Welt zeigen, sie will den Holocaust nicht nur in den Berichten der Geretteten, sondern vor allem in den Zeugnissen ihrer Retter zeigen. Irena Sendler ist die Letzte aus dem Kreis der mit ihr zusammenarbeitenden Personen, die Kinder

aus dem Warschauer Ghetto rettete. In ihrer Botschaft an die Zuschauer sagte sie unter anderem:

«Ich wünsche mir, dass in den nächsten Jahren überall in der Welt die Kriege aufhören. Mögen die Flammen des Feuers erlöschen, die ganze Völker vernichten und viele Teile der Welt mit Blut bedecken, die tausende von Menschen töten, darunter die unschuldigsten Lebewesen – die Kinder. Ich wünsche allen Menschen auf der Welt, die mir unabhängig von ihrer Rasse, Religion und Herkunft sehr verbunden sind, dass sie bei allem, was sie tun, an die Würde des Menschen, an seine Leiden und Bedürfnisse denken, und immer nach Wegen des gegenseitigen Verständnisses und der Verständigung suchen. Möge das Gute siegen!»

Die Angst
Mit einem Schlüssel wegschliessen
Die Lippen verschnüren
Den Mantel anziehen
An der Ecke mit dem Wachposten
Schnell vorbei
Den Atem anhalten
Anklopfen
Das Kind an der Hand fassen
Das Herz aufreissen
Beim Anblick der ungewollten
Trennung

Und es aus Ton kneten
Für die Welt aufs Neue
In seinen Augen wachsen
Bis zur vierten Dimension
Das Überleben geben
Einen gewissen himmlischen
Zufluchtsort

Vor den Kugeln retten
Die Augen vor der Angst
Schliessen
Zärtlich sein
Und stets zuverlässig...

Wer kann so leben?
Wer suchte keinen Dank?

Verschiedene Menschen
Kommen zur Welt

Aber für Ihr Kommen
Auf die Erde
Und die Schwelle eines jeden
Brennenden Hauses
Ihnen – «Jolanta»

Grosser Gott
Sei Dank!

Für die liebe Frau Irena
Über Sie
Für Sie

Agata Barańska, 6. Juni 2001

Anhang
Aus der Chronik 2003



Irena Sendler und Präsident Aleksander Kwasniewski. Feierliche Verleihung des Ordens des Weissen Adlers, 10. November 2003

16. FEBRUAR

Das Wochenblatt *Wprost* berichtet vom Beschluss der Vereinigung der Holocaust-Kinder, Irena Sendler für den Friedensnobelpreis zu nominieren. Ihre Kandidatur unterstützen zwei polnische Literaturnobelpreisträger: Czesław Miłosz und Wisława Szymborska. Die Vereinigung bemüht sich noch um die Stimmen der Friedensnobelpreisträger Lech Wałęsa und Jimmy Carter.

«Nach Jedwabne¹³⁰ wird ein Held gesucht», kommentiert Irena Sendler mit Bitterkeit. «Denkt daran, dass ich allein nichts hätte tun können», fügt sie bescheiden hinzu.

* * *

19. APRIL

Anlässlich des 60. Jahrestags des Warschauer Ghettoaufstands zeichnet die Stiftung Judaica in Krakau Irena Sendler für ihre Verdienste bei der Rettung der Kinder aus dem Warschauer Ghetto mit ihrer Medaille aus.

* * *

26. JULI

In den Morgenstunden verbreitet der private Fernsehsender TVN 24 die Nachricht, dass Irena Sendler der Jan-Karski-Preis für «Mut und Tapferkeit» verliehen wird.

* * *

29. JULI

Das *Dziennik Polski i Dziennik Zolnierza* (Polnisches Tageblatt und Soldatentageblatt) in London berichtet auf seiner ersten Seite über den

Jan-Karski-Preis für Irena Sendler. Dort lesen wir u.a.: «Der Preis wird jährlich von der Jan-Karski-Stiftung verliehen, die im Rahmen des Amerikanischen Zentrums der Polnischen Kultur in Washington arbeitet und von privaten Sponsoren unterstützt wird. Irena Sendler wurde von der Vereinigung der Holocaust-Kinder in Polen und der Weltföderation der vom Holocaust geretteten jüdischen Kinder nominiert, der u.a. Personen angehören, die sie vor über sechzig Jahren aus dem Warschauer Ghetto gerettet hat. Ihre Kandidatur unterstützte Norman Conard, Geschichtslehrer in Kansas, sowie dessen vier Schülerinnen, die ein Theaterstück über die couragierte Polin verfasst haben.

Die Jan-Karski-Stiftung wurde gegründet zum Gedenken an den legendären Kurier der Landesarmee (Armia Krajowa), der – wenn auch erfolglos – den Westen über die Judenvernichtung im vom Hitlerdeutschland besetzten Polen informierte. Irena Sendler war nicht nur die Retterin jüdischer Kinder, sondern auch jene Person, die Jan Karski während seines einige Stunden dauernden Aufenthaltes im Warschauer Ghetto durch das Gelände führte.»

* * *

7. AUGUST

Im Sitz der Warschauer Vereinigung der Holocaust-Kinder findet eine der Jan-Karski-Preisträgerin gewidmete Pressekonferenz statt, an der ihre Tochter Janina Zgrzemska sowie einige von Irena Sendler gerettete «Kinder» teilnehmen. Die Vorsitzende der Vereinigung, Elżbieta Ficowska, sagt: «Frau Sendler hat nicht nur uns, sondern auch unsere Kinder, Enkel und die nächsten Generationen gerettet. Sie hat die Welt vor dem Hass und der Xenophobie gerettet. Ihr ganzes Leben verkündete sie Worte der Wahrheit, der Liebe und der Toleranz für andere Menschen.»

* * *



Irena Sendler mit dem israelischen Botschafter Szewach Weiss

13. AUGUST

Pawel Jaros, Sprecher des Kinderschutzbundes in Polen, schreibt in seinem Gratulationsbrief an Irena Sendler: «Der Name dieses Preises erweist Ihrem Einsatz für die Kinderrechte alle Ehre. Wie viel Mut und was für ein grosses Herz mussten Sie haben, um während der deutschen Besatzung 2'500 jüdische Kinder aus dem Warschauer Ghetto dem Tod zu entreissen, sie bei polnischen Familien, in Waisenheimen und Klöstern zu verstecken, ihre Dokumente zu retten, damit sie nach dem Krieg zu ihrer Identität zurückkehren konnten. Ihre Nachkriegsarbeit zu Gunsten der verlorenen, verlassenen und vernachlässigten Kinder verlangt ebenfalls höchste Anerkennung. Menschen wie Sie sind immer ein leuchtendes Beispiel für alle, die Kinder lieben und zu ihrem Wohl arbeiten.»

* * *

18. AUGUST

Szewach Weiss, Botschafter Israels in Polen, stattet Irena Sendler seinen Besuch ab.

* * *

10. OKTOBER

Jolanta Kwasniewska, Gattin des polnischen Staatspräsidenten, besucht Irena Sendler zum ersten Mal.

* * *

23. OKTOBER

Im Namen der nicht anwesenden Irena Sendler nimmt Elzbieta Ficowska den Jan-Karski-Preis in Washington entgegen. Ehrengast der Feierlichkeiten ist Jolanta Kwasniewska, Gattin des polnischen Staatspräsidenten. An der Preisverleihung nehmen ferner die amerikanischen Schülerinnen mit ihrem Lehrer Norman Conard teil.

Irena Sendler bedankt sich schriftlich für den ihr verliehenen Preis und schreibt:

«Meine Damen, meine Herren, liebe Freunde!

Als ich – eine junge Frau – während des Krieges als ein lebendiger Wegweiser an Jan Karskis riskanter Expedition ins Warschauer Ghetto teilnahm, konnte ich nicht ahnen, dass viel Zeit vergehen wird und ich im Alter von 93 Jahren mit seinem Preis gewürdigt werden würde. Das ist eine grosse Ehre für mich!

Ich neige mein Haupt vor dem Helden, vor Jan Karski, und möchte wie immer versichern, dass ich meine Pflicht als Mensch getan habe. Wenn Sie gestatten, nehme ich diesen Preis auch im Namen meiner bereits verstorbenen engen Mitarbeiter entgegen, ohne deren Hilfe ich nicht viel hätte erreichen können. Ich wünsche mir auch, dass die Erinnerung an die vielen edlen Menschen aufrechterhalten bleibt, die ihre jüdischen Brüder und Schwestern retteten und an deren Namen sich niemand mehr erinnert.

Aber wir und die nächste Generation müssen auch das Bild der menschlichen Niedertracht und des Hasses im Gedächtnis behalten, die dazu verleiteten, seine Nachbarn an den Feind auszuliefern, zu morden.

Wir sahen auch, wie gleichgültig man gegenüber der Tragödie der Vernichteten war. Mein Traum ist es, dass dieses Gedenken eine Warnung für die Welt sein wird. Möge sich eine solche Tragödie der Menschheit nie wiederholen.

Ich danke allen, die mich zur Kenntnis genommen haben.

Ich danke dem Schicksal, dass es mir vergönnt war, den heutigen Tag zu erleben.»

Aus Elżbieta Ficowskas Ansprache während der Feierstunde:

«Mein Leben verdanke ich Gott, meinen jüdischen Eltern, meiner polnischen Pflegemutter und Irena Sendler.

In der Regel wundern sich die Menschen nicht, dass sie leben, auch ich wundere mich nicht.

Mein Mann schrieb in dem mir gewidmeten Gedicht ‚Deine beiden Mütter

Deine beiden Mütter
brachten dir bei
dich gar nicht zu wundern
wenn du sagst
ICH BIN

Jetzt gibt es meine beiden Mütter nicht mehr. Es gibt Irena Sendler. Für mich und viele gerettete jüdische Kinder ist Irena unsere dritte Mutter. Sie ist gut, herzlich, immer bereit, uns zu umarmen, zu trösten, sich an unseren Erfolgen zu freuen, an unseren Misserfolgen teilzuhaben. Irena besuchen wir, wenn wir Rat suchen in schwierigen Lebenslagen.

Irena kennt unsere Kinder und Enkel, sie kennt ihre Vornamen und denkt an ihre Geburtstage. Sie sind sich dessen nicht immer bewusst,

dass sie ihr Leben ebenfalls Irena verdanken. Irena Sendler weiss, wie man mit jungen Leuten umgeht. Sie schafft es, sie mit ihrem Enthusiasmus anzustecken, mit ihrem Willen, Gutes zu tun und die Welt besser zu machen.

Ihre Freundschaft mit den amerikanischen Jugendlichen und deren Lehrer Norman Conard bewirkte, dass die Menschen auf der anderen Halbkugel über die Schrecken des Zweiten Weltkrieges und die Tragödie des zur Vernichtung verurteilten jüdischen Volkes besser Bescheid wissen. In der Gleichgültigkeit der Welt gegenüber dieser Tragödie sehe ich die Ursache des Bösen, das uns heute immer noch umgibt.

Zum Glück gab es damals auch Gerechte, die die Welt nicht untergehen liessen.

Ich fühle mich geehrt, stolz und dankbar, dass gerade ich, eines der 2'500 geretteten Kinder, den Irena Sendler verliehenen Preis in Empfang nehmen darf, der nach dem ausserordentlichen Gerechten, dem grossen Helden des Zweiten Weltkrieges und einer moralischen Autorität – Jan Karski – benannt ist.»

* * *

25. OKTOBER

Der Heilige Vater Johannes Paul II. schreibt Irena Sendler einen Gratulationsbrief: «Empfangen Sie bitte meine herzlichen Glückwünsche und Worte der Anerkennung für Ihre ausserordentlich mutigen Taten während der deutschen Besatzung, als Sie Ihre eigene Sicherheit ausser Acht lassend viele Kinder vor der Vernichtung retteten und Ihren Nächsten, die geistiger und materieller Unterstützung bedurften, humanitäre Hilfe leisteten. Sie selbst, die Sie körperliche Folter und seelisches Leid erfuhren, gaben nicht auf, sondern dienten Ihren Nächsten aufopferungsvoll weiter, indem sie an der Gründung von Kinder- und Altersheimen mitbeteiligt waren. Möge Gott in seiner Güte Sie für jene guten Taten mit besonderer Gnade und seinem Segen belohnen.»

* * *

4. NOVEMBER

Zweiter Besuch der Gattin des Staatspräsidenten Jolanta Kwasniewska in Begleitung von Elżbieta Ficowska. Überreichung des Jan-Karski-Preises und der Statuette.

5. NOVEMBER

Die Tageszeitung *Rzeczpospolita* veröffentlicht den Beitrag «Abschied von Polen» von Szewach Weiss, in dem sich der scheidende Botschafter an seine zahlreichen Freundschaften mit grossen Polen erinnert. Er schreibt u.a.: «Ich kam nach Polen auch mit dem Ziel, die wunderbare Wisława Szymborska, den teuren Czesław Miłosz zu treffen und in der Nähe von Władysław Bartoszewski und Irena Sendler zu sein, die so hingebungsvoll jüdische Kinder rettete.»



Irena Sendler mit Jolanta Kwasniewska

* * *

10. NOVEMBER

Der Präsident der Republik Polen Aleksander Kwasniewski ehrt Irena Sendler mit der höchsten polnischen Auszeichnung, dem Orden des Weissen Adlers. (Der Vorschlag, den Orden des Weissen Adlers an

Irena Sendler zu verleihen, kam 2002 von der Vereinigung der Holocaust-Kinder.)

Während der Feierstunde sagt der Präsident u.a.: «Ich nehme an, dass Ihre grösste Freude und das Mass Ihres Heldentums und Ihrer Taten das Leben ist. Das gerettete Leben so vieler Menschen, ihre Dankbarkeit, ihr Lächeln; die Tatsache, dass sie Familien gründen konnten.»

Irena Sendler bedankt sich beim Präsidenten und sagt: «Mein langes Leben verging, ohne dass ich auf Preise und Anerkennung aus war. Ich bemühte mich, mich menschlich zu verhalten, was nicht immer einfach war, vor allem, wenn der Mensch zum Tode verurteilt ist. Jedes mit meiner Hilfe gerettete Kind ist eine Rechtfertigung meiner Existenz auf dieser Erde und kein Ruhmesblatt. Die Tatsache, dass ich aus den Händen von Präsident Aleksander Kwasniewski die höchste Auszeichnung meines Vaterlandes – den Orden des Weissen Adlers – erhalte, bedeutet für mich eine zusätzliche Ehre.

Auch heute gibt es hierzulande und weltweit viele schmerzliche Probleme, viele Tragödien, gegen die man sich wehren muss. Und man muss anerkennen, dass Menschen denjenigen, denen Unrecht geschieht, Hilfe leisten. Ich glaube, Herr Präsident, dass diese nicht enttäuscht werden.

Ich danke aus ganzem Herzen für diese hohe Auszeichnung. Gestatten Sie mir, dass ich sie allen meinen Mitarbeitern aus jenen tragischen Jahren widme, Menschen, die zum überwiegenden Teil nicht mehr unter den Lebenden sind.

Ich danke dem Ordensrat und dem Herrn Präsidenten, einem bewährten Schirmherrn der Menschen guten Willens, dass er es für angebracht hielt, mich ihnen zuzurechnen.»

Im Namen der Mitglieder der Vereinigung der Holocaust-Kinder ergreift Elżbieta Ficowska das Wort:

«Liebe Frau Sendler!

Wir, Mitglieder der Vereinigung der Holocaust-Kinder, die wir unser Leben Ihrem unerschrockenen Herzen verdanken, das vor über

sechzig Jahren den Kampf mit dem schrecklichsten Verbrecher dieser Welt aufgenommen hat, möchten Ihnen noch einmal wärmstens für unsere Existenz danken. Anlässlich Ihrer Auszeichnung mit dem Orden des Weissen Adlers tun wir dies heute in unserem eigenen Namen sowie im Namen unserer in aller Welt verstreuten, dem Tod entrissenen Schwestern und Brüder, denen die Gnade des Lebens zuteilwurde, die sie Ihnen, liebe Frau Sandler, und ihren Mitarbeitern, den Besten der Besten, Gründern und Mitgliedern des namhaften Zegota verdanken.

Manchmal versuchten wir zu erfahren, woher wir kamen, wie unser Lebenslauf begann und wem wir es verdanken, dass er fortgesetzt wurde. Seitdem wissen wir und vergessen nie, dass Sie unsere Mutter sind, ohne die viele von uns nicht mehr unter den Lebenden wären.

Wir neigen unser Haupt vor Ihnen, indem wir das alte und ziemlich abgegriffene Wort aussprechen: Danke; denn nichts anderes kann man in der menschlichen Sprache sagen.»

12. NOVEMBER

Die *Gazeta Wyborcza* veröffentlicht einen Beitrag von Professor Michał Głowiński: «Der Tag, an dem der Herr Präsident Frau Irena Sandler auszeichnete, war ein Fest für uns alle, die wir ihr das Leben verdanken. Die Losung der israelischen Institution [Yad Vashem](#) besagt: ‚Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.‘ Frau Irena Sandler rettete 2‘500 Kinder und eine nicht geringe Zahl von Erwachsenen vor dem Tod, sie rettete also so viele Welten. Sie ist sowohl eine Heldin als auch eine weltliche Heilige. Wer sich darüber im Klaren ist, was der Holocaust bedeutete und wie er verlief, weiss, welche Anstrengung, Aufopferung und welchen Mut, welchen Ideenreichtum und welches Organisationstalent dies erforderte. Wir würdigen jetzt Irena Sandler, und indem wir ihrer gedenken, gedenken wir all jenen, die unter ihrer Leitung wirkten und mit ihr zusammenarbeiteten. Ich kenne Frau Sandler seit über sechzig Jahren, ich bewundere nicht nur ihren denk-

würdigen Mut, ich bewundere auch ihre Offenheit, Herzlichkeit und ihre Weisheit.»

15. NOVEMBER

Unter den vielen Glückwünschen, die sie aus aller Welt erhielt, sind auch herzliche Worte von Jerzy Sliwczyński, Vorsitzendem des Hauptvorstandes der Polnischen Gesellschaft «Gerechte unter den Völkern»: «Als die hinter den Ghettomauern eingesperrten Menschen dachten, Gott habe sie vergessen, waren Ihre Taten ein Hoffnungshorizont.»

* * *

16. DEZEMBER

Kaya Mirecka-Ploss, Direktorin des Amerikanischen Zentrums der Polnischen Kultur in Washington, auf deren Initiative seit einigen Jahren der Jan-Karski-Preis verliehen wird, besucht Irena Sendler. Begleitet wird sie von Mary Skinner, einer Journalistin, die zusammen mit dem polnischen Fernsehen einen Dokumentarfilm für den amerikanischen öffentlich-rechtlichen Sender PBS drehte. «Dieser Film war der erste gross angelegte Versuch, dem amerikanischen Publikum diese heldenhafte Polin vorzustellen. Die Fernsehsender in den USA hatten bisher Berichte ausgestrahlt, die vor allem die Gleichgültigkeit der Polen gegenüber dem Schicksal der Juden zeigten», schreibt die *Gazeta Wyborcza* an jenem Tag.

Im Dezember erscheint im populären Frauenmagazin *Ladies' Home Journal* ebenfalls ein Bericht von Marti Attoun mit dem aussagekräftigen Titel «The Woman Who Loved Children», in dem Irena Sendlers Geschichte und von ihren Taten während des Krieges und ihrer Freundschaft mit den amerikanischen Schülerinnen und deren Lehrer erzählt wurde.

* * *

Anmerkungen

- ¹ Lili Pohlman, polnisch-jüdische Überlebende des Völkermordes, die heute in London lebt.
- ² Die Vereinigung der Holocaust-Kinder ist ein Zusammenschluss der vor der Vernichtung geretteten jüdischen Kinder und entstand 1991 in Polen. Am Anfang gehörten ihr 45 Personen an, gegenwärtig zählt sie circa 800 Mitglieder. In Krakau, Breslau und Danzig gibt es regionale Gruppen. Sie ist Mitglied der Föderation jüdischer Vereinigungen in Polen sowie der Weltföderation der vom Holocaust geretteten jüdischen Kinder. Die Aufgabe dieser Organisation ist der Aufbau der Gemeinschaft der vom Holocaust Geretteten mit dem Ziel der gegenseitigen Unterstützung, der Erinnerung an die Holocaust-Erfahrungen, des Gedenkens an das Leben der jüdischen Gemeinschaft im Vorkriegspolen, der Überwindung von Einsamkeit und Entfremdung.
- ³ Unveröffentlichter Beitrag Irena Sendlers aus dem Jahr 2003
- ⁴ Irena Sendler, «O działalności kół młodzieżowych przy komitetach domowych w getcie warszawskim» (Über die Arbeit der Jugendkreise in den Hauskomitees des Warschauer Ghettos), *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts) 1981, Nr. 2 (118), S. 98.
- ⁵ Irena Sendler wurde 1965 mit der Yad-Vashem-Medaille ausgezeichnet, doch ihren Baum pflanzte sie erst 1983. Die Bezeichnung **Yad Vashem** (auf Hebräisch: Denkmal und Name) hat einen symbolischen Charakter. Sie stammt aus dem Buch Jesaja (56,5). Es ist das Versprechen des Herrn an Menschen einer anderen Herkunft, die jedoch an seinem Bund festhalten: ... denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen geben; das ist besser als Söhne und Töchter. Einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll. Vgl. M. Grynberg, *Księga Sprawiedliwych* (Das Buch der Gerechten), Warszawa 1993, S. 11.
- ⁶ Der Jan-Karski-Preis wird seit 2001 vom Amerikanischen Zentrum der Polnischen Kultur in Washington und von der Jan-Karski-Stiftung verliehen. Jan Karski (wahrer Name Koziielewski, 1914-2000), während des Kriegs zwei Mal Kurier aus dem besetzten Polen. Vom 20. bis 25. August 1942 hielt sich Karski zwei Mal im Ghetto auf. Am 1. Oktober 1942 machte er sich auf den Weg in den Westen (er erreichte London

im November!) mit der Mission, der Welt die Wahrheit über die Tragödie der Juden zu verkünden. «Er traf mit Vertretern der polnischen Regierung und Journalisten sowie mit englischen Politikern zusammen. Sein Bericht machte grossen Eindruck, hatte jedoch keinen Einfluss auf die Änderung der Kriegspolitik der Alliierten, obwohl die polnische Regierung ihnen strategische Vorschläge unterbreitete, mit dem Ziel, den deutschen Vernichtungswahn zu beenden. Aus London begab sich Karski in die Vereinigten Staaten, wo er von Präsident Roosevelt zu einem langen Gespräch empfangen wurde. Aber sogar Juden – z.B. Morgenthau – schenkten seinen Berichten keinen Glauben. Im Juni 1982 wurde er mit einem Bäumchen in der Allee der Gerechten in [Yad Vashem](#) gewürdigt», schrieb Natan Gross im Artikel *Irena i Jan (Irena und Jan)*, erschienen am 1. August 2003 im polnischen Wochenblatt *Nowiny-Kurier* in Tel Aviv.

Nach dem Krieg ist Karski ein namhafter Historiker und Politologe, Professor an der Georgetown Universität in Washington, Autor u.a. des Buches *Tajne panstwo* (Untergrundstaat) geworden.

- ⁷ Gabrielle verzichtete kurz darauf auf die Zusammenarbeit mit ihren Schulfreundinnen. In der Aufführung wurde sie durch Janice Underwood ersetzt.
- ⁸ Richard Z. Chesnoff, «The Other Schindlers», *U.S. News & World Report*, 21. März 1994.
- ⁹ Marcin Fabjański, «„Zycie w sioiku” trwa dziesięć minut» («Das Leben im Glas» dauert zehn Minuten), *Gazeta Wyborcza*, Nr. 116, 19.-20. Mai 2001.
- ¹⁰ Zegota war eine ehrenamtliche Untergrundorganisation, die auf Initiative von Zofia Kossak-Szczucka und Wanda Krahelska-Filipowicz entstand. Geleitet wurde sie von Vertretern verschiedener, in der Illegalität agierender Parteien (Bund, Front der Wiedergeburt Polens, Polnische Sozialistische Partei, Demokratische Partei und Polnischer Syndikalistebund). Ihre erste Aufgabe war eine möglichst umfassende Hilfe für die Juden, denen man einen Aufenthaltsort ausserhalb des Ghettos sichern wollte. Doch rasch wurde klar, dass das Ausmass der Bedürfnisse die finanziellen Möglichkeiten der Initiatoren überschritt. Diese Organisation hatte Zweigstellen in anderen Landesteilen. Ihre Leiterin in Lemberg war Władysława Laryssa Chomcowa, in Krakau stand Stanisław Wincenty Dobrowolski ihr vor.
- ¹¹ Rabbiner Joshua Taub sagte dem polnischen Journalisten: «Diese Mädchen hatten den Mut, in ein jüdisches Gebetshaus zu kommen, um den Juden einen Teil der eigenen Geschichte zu erzählen. Hätte ich darüber erzählt, rührte das niemanden. Sie würden sagen: Der Rabbiner spricht wieder über den Holocaust, denn er muss das tun. Und diese Mädchen zeigten, dass dieser Teil unserer Geschichte nicht nur für Juden wichtig ist.» Marcin Fabjański, «„Zycie w sioiku» trwa dziesięć minut» (Das Leben im Glas dauert zehn Minuten), *Gazeta Wyborcza*, 19.-20. Mai 2001.

- ¹² Verladeplatz und Eisenbahnneben Gleis in der Stawki-Strasse, wo die aus dem Ghetto in die Todeslager zu deportierenden Menschen zusammengetrieben wurden.
- ¹³ Zofia Wierzbicka (1916-2001), Pädagogin
- ¹⁴ Im Februar 2004 erreichte Irena Sendler die erfreuliche Nachricht, dass die amerikanischen Schülerinnen und ihr Lehrer zum dritten Mal nach Polen kommen würden.
- ¹⁵ Der Trambahnfahrer Leon Szesko gehörte der Landesarmee (s. Anm. 46) an, er hatte gute Beziehungen zu seinen Kollegen aus dem Untergrund, die offiziell im Einwohnermeldeamt arbeiteten. Er wurde am 13. November 1943 erschossen.
- ¹⁶ Darüber berichten zahlreiche Autoren in ihren Erinnerungen aus der Kriegszeit. Unter anderen Antoni Marianowicz in seinem Buch *Zycie surowo wzbronione* (Leben streng verboten), Warszawa 1995, S. 67: «Zur jüdischen Polizei kam die Elite junger Juristen. Zöglinge von Berenson, Brokman, Neufeld, Schönbach – Menschen mit einem hohen moralischen Ansehen. Am Anfang war das gerechtfertigt, denn es ging ja um Ordnungskräfte, um die Gewährleistung der Ordnung im Ghetto. Eine grosse Gemeinschaft kann ohne Ordnungskräfte und innere Organisation nicht bestehen. Die Menschen, die zur Polizei gehörten, konnten nicht ahnen, dass ihre Rolle bald eine andere sein würde, dass sie den Deutschen bei der Liquidierung des Ghettos helfen würden. Dass ihre Rolle eine Schande sein würde.»
- ¹⁷ Es handelt sich um die so genannten «placówki» («Aussenposten»), deutsche Produktions- und Dienstleistungsbetriebe auf der «arischen» Seite. Im Juli 1942 gab es 90 «Aussenposten» in Warschau, in denen Juden arbeiteten (beim Entladen der Züge in der Ostbahn, in privaten deutschen Metall-, Bau- und Abfallstofffirmen, in den Büros und Firmen der SS, Polizei und Wehrmacht, in der Warschauer Stadtverwaltung und im Gaswerk). Im August 1942 arbeiteten 7600 Juden aus dem Ghetto in den «Aussenposten».
- ¹⁸ Ich zitiere hier aus den seit 1987 entstandenen, umfangreichen handschriftlichen Aufzeichnungen von Irena Sendler. Zuletzt diktierte sie ihre Erinnerungen Jolanta Migdalska-Baranska. Auf meinen Wunsch ergänzte Irena Sendler ihre schriftlich festgehaltenen Erinnerungen während unserer zahlreichen Begegnungen vom Mai 2003 bis März 2004.
- ¹⁹ operative Öffnung des Schädels
- ²⁰ Jerzy Czaplicki (1902-1992), Sänger und Pädagoge
- ²¹ 1919 begannen militärische Auseinandersetzungen zwischen polnischen, ukrainischen und bolschewistisch-russischen Kräften. Im August 1920 eroberten die Bolschewiken während des Polnisch-Sowjetischen Krieges Ostpolen, darunter auch weite Teile Galiziens. Nach dem Sieg Marschall Piłsudskis gegen die Bolschewiken

an der Weichsel wurde im Friedensvertrag von Riga am 18. März 1921 Polens Ostgrenze im Vergleich zur Curzon-Linie um etwa 250 km nach Osten verschoben.

- ²² Jan Mosdorf (1904-1943), begann 1928 sein Philosophiestudium an der Warschauer Universität und promovierte 1934 in Philosophie. Von 1932-1933 Vorsitzender der Jugendorganisation der nationalistischen Partei Obóz Wielkiej Polski (Großpolnisches Lager). Nachdem diese Partei 1933 verboten und aufgelöst wurde, war er einer der Initiatoren des Obóz Radykalno-Narodowy (National-Radikales Lager), einer antisemitischen Partei der extremen Rechten, die mit den spanischen und italienischen Faschisten sympathisierte. Seit 1935 blieb Mosdorf dem aktiven politischen Leben fern, trat jedoch als einer der führenden Publizisten der extremen Rechten auf (er war u.a. Mitarbeiter ihres intellektuellen Organs – der Wochenzeitung «Prosto z mostu»). Seit Anfang des Zweiten Weltkrieges war er im nationalistischen Untergrund tätig. Im Juni 1940 von der Gestapo verhaftet, wurde er ins Pawiak-Gefängnis und von dort Anfang 1941 ins KZ Auschwitz gebracht. Dort arbeitete er als Schreiber im Lagerkrankenhaus, gründete eine nationalistische Untergrundorganisation (mit circa dreißig Mitgliedern, die vor dem Krieg nationalistischen polnischen und tschechischen Parteien angehört hatten). Er half auch jüdischen Häftlingen mit Kleidung und Lebensmitteln aus. Nachdem seine Untergrundorganisation aufgefliegen war, wurde er zusammen mit ihren anderen Mitgliedern am 11.10.1943 erschossen.
- ²³ Das Bürgerkomitee für Sozialhilfe in Warschau, ein 1926 gegründeter Wohltätigkeitsverband, der bis 1939 arbeitete. Er unterhielt sieben Armenküchen, ein Frauenübernachtungshaus in der Lesznostrasse sowie Kinderspielplätze. Auf Anordnung des Sozial- und Gesundheitsamts stellte er ein Verzeichnis aller Menschen in Warschau zusammen, die Sozialhilfe bezogen, und richtete ein Arbeitsvermittlungsbüro für Frauen in der Foksalstrasse ein. Dort wurden auch Hauswirtschaftskurse für Arbeitssuchende veranstaltet.
- ²⁴ Helena Radlińska (1879-1954), Pädagogin, Historikerin, Bibliothekarin
- ²⁵ Maria Uziembło (1894-1976). Ihre Tochter Aniela Uziembło unterhält freundschaftliche Beziehungen zu Irena Sendler, die am 30. August 2001 in der «Gazeta Wyborcza» Erinnerungen an Anielas Mutter veröffentlicht hatte.
- ²⁶ Polnischen Staatsangehörigen jüdischer Herkunft wurde seit 1923 offizielle staatliche Sozialhilfe gewährt.
- ²⁷ Zu Irena Sendlers Verbindungsfrauen gehörten: Janina Piotrowska, Irena Schultz, Izabela Kuczkowska, Janina Grabowska, Wanda Drozdowska-Rogowiczowa, Zofia Patecka, Lucyna Franciszkiewicz, Jadwiga Deneka, Maria Roszkowska sowie der Verbindungsmann Wincenty Ferster.
- ²⁸ Der erste Versuch, in der Hauptstadt ein Ghetto einzurichten, wurde am 4. November 1939 unternommen. Nach einigen Tagen wurde der Entschluss vertagt, wahrscheinlich aufgrund von Meinungsverschiedenheiten zwischen der Gestapo und der Wehrmacht. Im März 1940 wurde das traditionell von Juden bewohnte Stadtviertel als *Seu-*

chensperrgebiet ausgewiesen. Entlang der Grenzlinie stellte man Warnschilder mit der Aufschrift *Zutritt verboten!* auf. Am 27. März 1940 wurde dem Judenrat der Befehl erteilt, rund um den jüdischen Wohnbezirk, der 4% der Gesamtfläche Warschaus ausmachte, eine Mauer zu errichten, und am 10. Mai 1940 überreichte man Adam Czerniakow den Plan des Ghettos. Anfang Juni wurde die erste Ghetto Grenze gezogen, und zwanzig Mauerfragmente wurden gebaut. Die Beendigung des Mauerbaus erfolgte während der Abriegelung des Ghettos. Am 12. Oktober 1940 erteilten die Deutschen dem Judenrat den Befehl zur Gründung des Ghettos. Auf einer Fläche von fast 400 ha (2,4% der gesamten Stadtfläche) wurden einige hunderttausend Juden zusammengepfercht. Hinter der Mauer mit einer Höhe von 3 m und einer Länge von 18 km befanden sich 73 von den 1'800 Warschauer Strassen, circa 27'000 Wohnungen, ein Friedhof und ein Sportstadion. Im Ghetto gab es weder einen Park noch einen Garten. Sein Gelände unterlag ständigen Veränderungen. Nach einer neuen Grenzziehung im Oktober 1941 entstanden zwei Ghettos, das so genannte grosse und kleine Ghetto, verbunden durch eine Brücke, die über die ‚arische‘ Chlodnastrasse führte. Die Mauer wurde von aussen von der deutschen und der polnischen, und von innen von der jüdischen Polizei bewacht. Der Schmuggel und die Bemühungen der Selbsthilfeorganisationen konnten die Bedürfnisse der Bewohner des abgeriegelten Bezirks nicht befriedigen. Der Hunger war im Ghetto allgegenwärtig.

²⁹ Feliks Tych, 1929 geboren, war selbst Gefangener im Warschauer Ghetto. Nach zwei Jahren im jüdischen Ghetto konnte er 1942 auf die «arische» Seite flüchten und wurde dort von polnischen Christen versteckt. Seine Eltern starben in Treblinka. Nach dem Krieg studierte er Geschichte in Warschau und promovierte in Moskau. Zurück in Warschau – eine Dozentur in Moskau lehnte er ab – wird er Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften und anderer Institutionen. 1968, während der antisemitischen Kampagnen in Polen, erfolgt seine Entlassung aus allen wissenschaftlichen Gremien und 1987 – aus politischen Gründen – seine vorzeitige Pensionierung. Als freier Schriftsteller edierte er die bis dahin rund 1'000 unbekannte Briefe von Rosa Luxemburg an Leo Jogiches.

³⁰ Unter dem Tarnnamen «Oneg Schabbat», das heisst die Freude am Sabbat, sammelte eine Gruppe um den Historiker Emanuel Ringelblum (1900 bis 1944) im Warschauer Ghetto einzigartige Dokumente und Zeugnisse des schrecklichen Ghetto-Alltags. Ringelblum und seine Mitarbeiter versteckten die Materialien unter Einsatz ihres Lebens auf dem Gelände des Ghettos. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten Teile der Materialien aus den Ruinen des Ghettos geborgen werden. Das Ringelblum-Archiv wird heute im Jüdischen Historischen Institut in Warschau aufbewahrt.

³¹ *Ringelblum-Archiv. Dzieci – tajne nauczanie w getcie warszawskim* (Kinder – Unter-

grundunterricht im Warschauer Ghetto), Band 2. Hrsg. von Ruta Sakowska, Vorwort von Feliks Tych, Warszawa 2000, Seite V.

- ³² Stalag ist die Abkürzung für Mannschaftsstamm- und -Straflager zur Zeit des Nationalsozialismus. In Stalags durften nur Kriegsgefangene, also keine Zivilisten, inhaftiert werden
- ³³ Frank war seit dem 26. Oktober 1939 Generalgouverneur für die besetzten polnischen Gebiete; er beaufsichtigte die Einweisung der polnischen Juden in Ghettos und die Verpflichtung polnischer Zwangsarbeiten
- ³⁴ Ende April 1940 gab es in Warschau 788 Hauskomitees in 878 Häusern, im Mai 1940 1'518 in 2'014 Häusern und im September 1940 bereits ca. 2'000. Später verringerte sich ihre Zahl auf 1'108 im Januar 1942. Neben den Komitees wurden ehrenamtliche Ausschüsse, so der Wirtschafts-, Veranstaltungs-, Beihilfe-, Kinderbetreuungs-, Kleidungsausschuss und andere ins Leben gerufen. Es entstanden auch verschiedene Kreise, z.B. Jugend- und Frauenkreise, ferner Schirmherrschaften über Alters-, Kinder- und Umsiedlerheime sowie über Volksküchen. Einem solchen erweiterten Hauskomitee konnten 30-40 Personen angehören. Die Komitees veranstalteten Versammlungen, in denen Geldspenden für ihre laufende Arbeit, Lebensmittel (eine Scheibe Brot, ein Teller Suppe), Kohlen, Medikamente u.s.w. gesammelt wurden. Die Mitglieder der Hauskomitees bemühten sich, Druck auf wohlhabende Ghettoeinwohner auszuüben, appellierten an ihre Opferbereitschaft, schrieben Petitionen. Sie stellten Posten auf, die von den Hausfrauen, die von ihren Einkäufen auf dem Markt nach Hause kamen, eine Spende, etwa eine Kartoffel, eine Möhre oder eine rote Rübe verlangten. Die Sammlung fand auch als so genannte Löffelaktion statt, in der die Hausbewohner einen Teelöffel Mehl, Zucker oder Grütze u.s.w. den Hungernden schenkten. Menschen, die sich daran nicht beteiligen wollten, wurden mit Sanktionen belegt: In den Hauseingängen hängte man schwarze Listen mit den Namen derer aus, die die Leistungen zu Gunsten der Nachbargemeinschaft verweigerten, den gebrandmarkten Personen gab man nicht die Hand.
- ³⁵ Wie in anderen Ghettos setzte die deutsche Besatzungsmacht auch in Warschau einen Judenrat ein, zu dessen Vorsitzenden sie Adam Czerniaków (1880-1942) ernannte. Der Rat war als Bindeglied zwischen den deutschen Stellen und der jüdischen Bevölkerung für die innere Verwaltung des Ghettos, die Fürsorge für die Ärmsten und für die Durchführung der deutschen Verordnungen verantwortlich.
- ³⁶ Rudolf Weigl, Biologe, nach ihm benannte Schutzimpfung gegen Fleckfieber
- ³⁷ Ludwig Hirsfeld (1884-1954), Mikrobiologe, Immunologe, Serologe, Mitbegründer der Blutgruppenlehre. 1941 war er Vorsitzender des Gesundheitsrats und Professor an der geheimen Ärzefakultät der Warschauer Universität im Warschauer Ghetto.

- ³⁸ Hotel Polski – ein von den Deutschen im Frühjahr und Sommer 1943 in der Diugastrasse 29 in Warschau gegründetes jüdisches Emigrationszentrum, das sich als eine Falle entpuppte. Mit Hilfe jüdischer Gestapo-Agenten verkaufte man dort latein-amerikanische Pässe und so genannte «Palästina-Zertifikate», die angeblich eine Ausreise und einen Austausch gegen deutsche Staatsangehörige ermöglichen sollten. Einen Teil der Juden aus dem Hotel Polski verschleppte man ins Lager nach Vittel (Frankreich), wo im November 1943 und im März 1944 der Austausch der Internierten erfolgte. Die späteren Transporte aus dem Hotel Polski wurden nach Bergen-Belsen und Auschwitz geschickt, einen Teil der Personen erschoss man im Pawiak. Von den 4'000 bis 5'000 Menschen, die im Hotel Polski nach Hilfe suchten, überlebten circa 10% den Krieg.
- ³⁹ Obóz Wielkiej Polski (Grosspolnisches Lager) – nationaldemokratische Partei in den Jahren 1926-1933, die sich später Obóz Narodowo-Radykalny (National-Radikales Lager) nannte.
- ⁴⁰ Ende Oktober 1939 entstand die Geheimorganisation der Lehrer, TON, die den grössten polnischen Lehrerverband sowie fünf andere Lehrerorganisationen vereinigte. Auf Initiativen der Militärbehörde ZWZ entstand die Kommission für Volksbildung. Es gab aber auch regionale Initiativen. Später entstand im Jahre 1940 die Abteilung Bildung und Kultur der Delegatur der polnischen Regierung. Ihre Hauptaufgabe war die Vorbereitung von Lehrplänen und Prüfungen sowie die Ausarbeitung von Zukunftsprojekten. TON standen Subventionen der polnischen Exilregierung zur Verfügung. Es galt ein konspiratives Unterrichtssystem zu schaffen, das sich auf die gesamte Gesellschaft stützte. Das war eine der Formen des Kampfes gegen die Besatzer.
- ⁴¹ Wanda Zielencyk, Deckname Dziula (1920-1943), Widerstandskämpferin, Dichterin, wurde zusammen mit ihren Eltern und ihrer älteren Schwester am 21. Juli 1943 von der Gestapo verhaftet und am 27. August 1943 im Pawiak erschossen.
- ⁴² Darüber berichtete Antoni Marianowicz in seinem Buch *Zycie surowo wzbronione* (Leben streng verboten), S. 59-60: «Doktor Janusz Korczak veranstaltete in seinem Kinderheim Konzerte. Ich besuchte einmal ein solches Konzert – die Karten bekam ich von meinem Vater, der sich bereit erklärt hatte, bei ihrer Verteilung zu helfen. Diese Hilfe beruhte darauf, dass er von Korczak einen ganzen Kartenstapel bekam und sich dadurch kein zusätzliches Kopfzerbrechen bereiten wollte, also bezahlte er sie einfach auf der Stelle. Ich hatte also immer eine ganze Menge Karten, sowohl für mich als auch für meine Freunde.»
- ⁴³ Jonasz Turkow (1898-1988), Schauspieler, Regisseur, Theaterdirektor; nach dem Krieg lebte er in Israel.
- ⁴⁴ Das sind umfangreiche (vervollständigte und korrigierte) Fragmente der Erinnerun-

gen Irena Sendlers, die 1981 im *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts), Nr. 2, S. 89-118., («O działalności kół młodzieżowych w getcie warszawskim» – Über die Arbeit der Jugendkreise im Warschauer Ghetto) veröffentlicht wurden. Im letzten Abschnitt (auf den aus redaktionellen Gründen verzichtet wurde) schrieb Irena Sendler: «Die weitere Geschichte der Jugendkreise nach der ersten Liquidierung, die von Juli bis zum Herbst 1942 dauerte, ist mit der allgemeinen Tragödie des Ghettos eng verbunden. Nach den schrecklichen blutigen Umsiedlungen und der Grossen Deportation hörten sowohl die Hauskomitees als auch die Jugendkreise praktisch auf zu bestehen. Die übrig gebliebenen Ghattobewohner wurden zur Arbeit in den so genannten Shops (das waren Handwerksbetriebe, die im Ghetto für die Deutschen arbeiteten – A. M.) gezwungen, um nach einigen Monaten als erste Widerstand zu leisten in Warschau, indem sie zur Waffe griffen und einen blutigen Kampf mit dem Feind angingen. In den Reihen der heldenhaften Ghettoaufständischen fanden sich viele Mädchen und Jungen aus den Jugendkreisen ein.» An einer anderen Stelle ihrer Erinnerungen beschreibt Irena Sendler die Spielecken für Kleinkinder, geleitet u.a. von Romana Wyszynacka und Esztera Markin. Vor dem Krieg arbeiteten sie als Assistentinnen von Prof. Władysław Witwicki, namhafter Psychologe an der Warschauer Universität. Der Professor interessierte sich für das Leben seiner ehemaligen Studentinnen und für ihre Erziehungsarbeit im Ghetto. Er unterstützte sie und schickte ihnen Kinderspielzeug (selbst gefertigte Püppchen) und Lebensmittel.

⁴⁵ Jan Dobraczyński, *Tylko w jednym życiu* (Nur in einem Leben), Warszawa 1970, S. 231-232.

⁴⁶ Landesarmee (poln. Armia Krajowa), am 14. 2. 1942 gegründete militärische Untergrundorganisation, die der polnischen Exilregierung in London unterstellt war. Nach dem deutschen Überfall auf Polen flüchteten die polnische Regierung und das Kommando der polnischen Streitkräfte nach Rumänien, wo sie interniert wurden. Von dort wurden sie nach Frankreich ausgewiesen, wo am 30. 9. 1939 die polnische Exilregierung gebildet wurde. Nach der Niederlage Frankreichs ging die polnische Exilregierung nach London, wo sie bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die Interessen des polnischen Staates international vertrat sowie den bewaffneten Kampf der Landesarmee gegen die deutsche Besatzung in Polen koordinierte. Die Landesarmee hatte eine Stärke von circa 380'000 Kämpferinnen und Kämpfern und war somit die grösste Untergrundarmee im besetzten Europa. Ihre grösste Aktion war der Warschauer Aufstand, der am 1. August 1944 begann und nach 63 Tagen von den Deutschen blutig niedergeschlagen wurde.

⁴⁷ «Seit Ende 1941 erreichten die (Londoner Exil-)Regierung Meldungen über Massensterben, denen Juden zum Opfer fielen, und im Juni 1942 überreichte sie den verbünde-

ten Staaten eine Note in dieser Angelegenheit. (...) Im Dezember 1942 sandte der Minister (Edward) Raczyński den Regierungen der Verbündeten eine umfangreiche Note, die den bisherigen Verlauf der Judenvernichtung beschrieb. Detaillierte Berichte über die Lage in den Ghettos und die begangenen Verbrechen legte den polnischen und anschliessend den britischen und amerikanischen Behörden der Kurier des Kommandanten der Landesarmee, Jan Karski, vor. Dank vieler Auftritte und Interviews Karskis erfuhr die öffentliche Meinung in der angelsächsischen Welt von der fortschreitenden Massenvernichtung. Die polnischen Behörden versuchten, die Westalliierten zu zwingen, auf den Naziterror mit Vergeltungsschlägen gegen die deutsche Zivilbevölkerung zu antworten. Diese häufig wiederholten Appelle trafen auf konsequente Ablehnung der Regierungen der Alliierten. Trotz des Drucks der führenden jüdischen Kreise zögerte die Regierung, einen Aufruf an ihre Landsleute in Polen zu richten, den Juden Hilfe zu leisten. Man befürchtete nämlich, die Meinungsverschiedenheiten in der Regierung zu vergrössern, vor allem im polnischen Untergrund, dem zum wesentlichen Teil Gruppierungen angehörten, die den Juden abgeneigt waren oder ihnen sogar mit Feindschaft begegneten.» – Andrzej Friszke, *Polska, Losy państwa i narodu 1939-1989* (Polen, Geschichte des Landes und der Nation), Warszawa 2003, S. 62.

Es ist bekannt, dass Jan Karski bereits 1940 während seiner ersten Kuriermission im Westen den polnischen Exilbehörden einen «Bericht über die zunehmend verzweifelte Lage der Juden» erstattete. Sein erster Bericht «lieferte seltenes und historisch wertvolles Material der frühen Stadien von Hitlers antisemitischem Terror. (...) Jans Abhandlung über ‚Die Lage der Juden in der Heimat‘ war eine schonungslose Schilderung der Demütigungen und Traumata, unter denen die Juden in Polen zu leiden hatten. Sie enthielt Jans eigene Augenzeugenberichte von Misshandlungen sowie eine Übersicht über die Lebensbedingungen für Juden in den einzelnen Teilzonen des besetzten Landes. Über die Lage in den von Deutschland annektierten westlichen Regionen schrieb Jan: ‚Die Situation der Juden ist klar, unkompliziert, leicht zu begreifen: Sie stehen ausserhalb des Gesetzes...‘ Die Juden werden dort praktisch jeder Lebensgrundlage beraubt. In Zentralpolen, dem Generalgouvernement, sah Jan hingegen Anzeichen dafür, dass ‚die Deutschen dort gerne eine Art jüdisches Reservat schaffen möchten.‘» E. Thomas Wood, Stanisław M. Jankowski, *Jan Karski. Einer gegen den Holocaust. Als Kurier in geheimer Mission*, Gerlingen 1997, S. 73.

⁴⁸ Stefan Korboński (1903-1989), Schriftsteller, Publizist, war einer der Mitbegründer Untergrundpolens in Warschau. Seit Mitte 1941 Leiter der Zivilkampfführung (Komenda Walki Cywilnej – KWC). Seit März 1945 stellvertretender Ministerpräsident der Untergrundregierung und der letzte Inlandsdelegierte, der von der polnischen Regierung in London ernannt wurde.

- ⁴⁹ Stefan Korboński, *W imieniu Rzeczypospolitej ...* (Im Namen der Republik...), Paris 1954, S. 253-255.
- ⁵⁰ Die so genannten Shops waren deutsche Unternehmen, die auf dem Gelände des Ghettos produzierten. Nach den grossen Deportationen im Sommer 1942 war das Ghetto kein Wohnbezirk mehr, sondern ein grosses Zwangsarbeitslager. Die Deutschen bezeichneten es als «Restghetto».
- ⁵¹ *Archiwum Ringelbluma. Dzień po dniu Zagłady* (Ringelblum-Archiv. Vernichtung Tag für Tag). Ausgewählt und herausgegeben von Katarzyna Madon-Mitzner in Zusammenarbeit mit Agnieszka Jarzębowska und Tadeusz Epsztejn, «Karta» Nr. 39/2003, S. 52.
- ⁵² Teresa Prekerowa, *Zarys dziejów Żydów w Polsce w latach 1939-1945* (Abriss der Geschichte der Juden in Polen 1939-1945), Warszawa 1992, S. 103.
- ⁵³ Teresa Prekerowa, *Konspiracyjna Rada Pomocy Żydom w Warszawie 1942-1945* (Konspirativer Judenhilferat in Warschau 1942-1945), Warszawa 1982, S. 35-36.
- ⁵⁴ Die Aufführung von *Das Postamt*, das der indische Schriftsteller Rabindranath Tagore 1918 verfasste, fand in Korczaks Waisenheim am 18. Juli 1942, statt; das Schauspiel war von der Erzieherin Estera Winogron, die Ende Juli nach Treblinka deportiert wurde, eingeübt worden.
- ⁵⁵ In ihrem Interview mit Tomasz Szarota sagte Irena Sendler u.a.: «Ich pflegte immer am Nachmittag, nach meiner normalen Arbeit, ins Ghetto zu gehen, an jenem Tag war ich dort jedoch am Vormittag. Ich ging auf der Lesznostrasse zur Zelaznastrasse, in Richtung des Ausgangs zwischen der Chiodna- und der Zelaznastrasse, wo sich ein Wachposten, ein Tor befand, durch das ich das Ghetto verlassen wollte. (...) Auf den Strassen waren wenige Passanten. Jeder ging seines Weges. Niemand hielt an. Die Menschen hatten Angst. Ich war mir dessen bewusst, dass Korczak mit seinen Kindern in den Tod ging, denn andere Kinderheime waren schon früher zum Umschlagplatz beordert worden.» *Ostatnia droga Doktora* (Der letzte Weg des Doktors). Gespräch mit Irena Sendler – Jolanta, Leiterin des Zegota-Kinderreferats über die letzten Tage Janusz Korczaks, «Polityka» Nr. 21, 24. Mai 1997.
- ⁵⁶ Stefania Wichlinska war eine Verbindungsfrau von Zofia Kossak-Szczucka, was Irena Sendler damals nicht bekannt war.
- ⁵⁷ Zofia Kossak-Szczucka (1890-1968), Schriftstellerin. Im Juni 1945 ermöglichte ihr Jakub Berman (Bruder Adolf Bermans!) als Dank für die Rettung jüdischer Kinder die Flucht aus Polen (ihr drohte die Verhaftung durch das UB – Amt für Öffentliche Sicherheit). Sie reiste mit ihrer Tochter am 15. August 1945 zuerst nach Schweden, dann nach Grossbritannien aus. Sie kehrte am 21. Februar 1957 nach Polen zurück. Informationen aus der einzigen Biografie über die Autorin vieler Romane aus der Feder von Mirosława Palaszewska (*Zofia Kossak*, Warszawa 1989, S. 187).
- ⁵⁸ Eigentlich Ferdynand Arczyński (1900-1979), Mitarbeiter der Krakauer Eisenbahn-

direktion, Sportfunktionär, Journalist, seit 1939 Mitglied der Demokratischen Partei. Seit 1942 hielt er sich in Warschau auf, wo er Schatzmeister des Judenhilferats wurde. Nach dem Krieg benutzte er den Vornamen Marek, seinen Decknamen aus dem Krieg.

- ⁵⁹ Julian Grobelny, Deckname Trojan, Vorsitzender des Zegota
- ⁶⁰ Auf Initiative der Front der Wiedergeburt Polens wurde das Flugblatt «Protest» von Zofia Kossak-Szczucka gedruckt und verbreitet. Zitat aus der Quellenauswahl *Polacy – Żydzi 1939-1945* (Polen – Juden 1939-1945). Hrsg. von Andrzej K. Kunert, mit einem Vorwort von Władysław Bartoszewski, Warszawa 2001, S. 213.
- ⁶¹ Wanda Kraheńska-Filipowiczowa (1886-1968), ehrenamtliche Aktivistin, Publizistin
- ⁶² Mitglieder des Judenhilferats waren u.a.: Ferdynand Arczyński, Władysław Bartoszewski, Adolf Berman, Witold Bienkowski, Leon Feiner, Piotr Gajewski, Szymon Gottesman, Julian Grobelny, Emilia Hizowa, Roman Jabłonowski, Janina Raabe-Wąso-wiczowa, Ludwig Rostkowski, Zofia Rudnicka, Tadeusz Sarnecki, Stefan Sendlak.
- ⁶³ Die erste Leiterin des Kinderreferats war Aleksandra Dargielowa (1890-1959), Lehrerin und ehrenamtliche Aktivistin, die jedoch zurücktrat, weil sie es nicht schaffte, diese Funktion mit ihrer Arbeit im Hauptbetreuungsrat (Rada Główna Opiekuncza, RGO) zu vereinbaren. Das Kinderreferat entstand offiziell erst am 16. August 1943. Doch der Judenhilferat betrachtete von Anfang an die Rettung jüdischer Kinder als seine wichtigste Aufgabe und eilte ihnen umgehend zur Hilfe.
- ⁶⁴ Maurycy Herling-Grudziński war nach dem Krieg Richter am Höchsten Gericht. Seine Rolle im Zegota deckte er erst 1976 auf. Es ist bekannt, dass er ungefähr 500 Juden half. Er war Bruder des nach dem Krieg bekannt gewordenen Exilschriftstellers Gustaw Herling-Grudziński.
- ⁶⁵ In einer ihrer Erinnerungstexte schreibt Irena Sendler u.a.: «Um materielle Unterstützung vom Judenhilferat zu erhalten, brauchte man selbstverständlich keine Nachweise oder Dokumente. Nur für unsere innere Disziplin und eine bestimmte Kontrolle des Ratspräsidiums quittierten die Personen, denen diese Leistungen zugeteilt wurden, deren Erhalt eigenhändig mit ihrem Decknamen, der wiederum den Verbindungsleuten bekannt war.» *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts) 1963, Nr. 45/46, S. 234-247.
- ⁶⁶ *Ringelblum-Archiv*, Band 2, S. 302.
- ⁶⁷ Aleksander Rowiński, *Zygielbojms Reise*, Osnabrück 2004
- ⁶⁸ Szmul Mordechaj Zygielbojm (1895-1943), Bund-Mitglied, Parteideckname Artur. Seit Februar 1942 war er Mitglied des Nationalrats der polnischen Regierung in London. Seine Frau, die Schauspielerin Mania Rozen, kam zusammen mit ihrem neun-jährigen Sohn Artur ums Leben.

⁶⁹ In einem Interview mit einer schwedischen Journalistin sagte er u.a.: «Ich sehe das wie eine Filmszene vor mir. Ich sehe, wie wir uns (mit meiner zwei Jahre jüngeren Cousine) in eine Öffnung hineinzwängen, die auf die ‚arische‘ Seite durch die Kanäle führte. Ich sehe den Rücken des Mannes, der uns voranging und den Weg mit einer Taschenlampe beleuchtete. Und dann lernte ich, nicht mehr an mein altes Leben zu denken. Ich betäubte es in mir. Es wurde mir gesagt, ich solle mich verstecken, also habe ich mich versteckt. Als Kind versteckte ich mich auf einem Dachboden. Ich wusste, dass ich mit niemandem ausser den Nonnen Kontakt haben durfte. Ich verstand, dass man mich versteckte, weil ich ein Flüchtling, weil ich nicht wie andere Kinder war. Ich akzeptierte diese Lage, das war die Bedingung, um zu überleben». (16. März 2003)

⁷⁰ Michał Głowiński: *Czarne sezony* (Schwarze Zeit), Krakow 2002, S. 124

⁷¹ Michał Głowiński: *Czarne sezony* (Schwarze Zeit), Krakow 2002, S. 116

⁷² Eine eigene Erklärung erfordert nach Irena Sendlers Meinung die grosse Rolle vieler kirchlicher Institutionen, die während der deutschen Besetzung die zivile und konspirative Aktion der Judenhilfe unterstützten. Teresa Prekerowa veröffentlichte einen Beitrag Irena Sendlers, in dem sie u.a. schrieb: «Erwähnen muss man Orden wie die Marienfamilie mit deren Oberin Schwester Matylda Getter (1870-1968) in Chotomow (bei Warschau) und die Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis, Betreiberinnen des Pflegeheims in Turkowice (hinter Lublin). In jenem Heim arbeitete eine Schwester (Witolda), der wir verschlüsselte Telegramme (z.B. mit einer Information über ein Kleiderpaket) schickten. Daraufhin kam sie nach Warschau und nahm von uns Kinder entgegen, die sich hier nicht mehr aufhalten durften, denn sie waren in ‚aufgeflogenen‘ Häusern untergebracht, d.h. in solchen, wo es Verhaftungen gab oder wohin Erpresser kamen, um Lösegeld einzufordern, und man hatte ihnen nichts mehr zu geben. Das betraf vor allem Jungen mit einem besonders semitischen Aussehen, die sich von ihrer Umgebung deutlich unterschieden und deshalb grösseren Gefahren ausgesetzt waren. Eben diese Kinder nahm Schwester Witolda nach Turkowice mit, sie fuhr mit ihnen auf dieser langen, schrecklichen, vom Militär beherrschten Strecke über Lublin, Chelm bis direkt zur Grenze. Die dort untergebrachten Kinder erlebten noch viele tragische Momente während der Endkämpfe in den Jahren 1944-1945.» (*Konspiracyjna Rada Pomocy Żydom w Warszawie 1942-1945*, Konspirativer Judenhilferat in Warschau 1942-1945, Warszawa 1982, S. 209). «Allein in Turkowice wurden 36 jüdische Kinder versteckt! Kein Priester und keine Nonne haben mir jemals Hilfe bei der Rettung jüdischer Kinder verweigert! Im Gegenteil, sie halfen bis zum Kriegsende, indem sie ihr Leben und das ihrer Umgebung riskierten. Kein Ordensheim hat mir jemals die Aufnahme eines von mir empfohlenen jüdischen Kindes verweigert», betont Irena Sendler.

- ⁷³ Michał Głowiński beschrieb dieses Ereignis so: «(Meine Mutter) wusste, dass auch ich in Otwock war, sie durfte jedoch keinen Kontakt mit mir haben (ich wusste nicht, dass sie sich in meiner Nähe aufhält). Ich wurde als Waisenkind aufgenommen, und meine Mutter hatte falsche Papiere, aus denen hervorging, dass sie unverheiratet war. (...) Sie begriff, dass sie sich nicht zu erkennen geben durfte, auch deshalb, weil ihr andernfalls an ihrem Arbeitsplatz der sofortige Rauschmiss drohte. (...) Jener Tag war für sie ausserordentlich schwierig, denn sie wollte sich mir nähern, musste sich jedoch gleichzeitig unauffällig verhalten. Sie musste sich bemühen, dass ihr Benehmen niemandem in diesem Kreis seltsam und unverständlich vorkam. An jenem gewöhnlichen Januartag war ich mir dieser Komplikationen nicht bewusst. (...) Eine der Regeln, wenn man untertauchte, war, sich unauffällig zu verhalten, sich unter das Volk zu mischen, ein Mensch ohne Eigenschaften zu werden, der Graueste unter den Grauen.» *Czarne sezone* (Schwarze Zeit), S. 105-114.
- ⁷⁴ Am 31. Januar 1943 richtete der Judenhilferat ein Schreiben an den Regierungsbevollmächtigten mit der Bitte um eine Sondersubvention angesichts der erneuten Bedrohung des Ghettos, in dem wir u.a. lesen: «Die Aktion war ohne Zweifel ein Zeichen, dass die Deutschen die endgültige Liquidierung des Warschauer Ghettos, die mörderische Vernichtung der noch übrig gebliebenen jüdischen Bevölkerung in Warschau einleitete. Binnen weniger Tage verschleppten sie 5'000-6'000 Menschen ins Todeslager nach Treblinka. Unter den Deportierten befand sich die überwiegende Mehrzahl des Personals des Judenrats, 400 Mitarbeiter der Versorgungsbetriebe, ca. 300 Ärzte und Mitarbeiter des Gesundheitsamts, eine Reihe namhafter ehrenamtlicher Aktivisten und Intellektueller. Vorerst kam die ‚Umsiedlung‘ zum Erliegen, wohl angesichts des von den Ghettoeinwohnern geleisteten bewaffneten Widerstands. Das Schicksal der restlichen Ghettobevölkerung war jedoch besiegelt. Man musste in absehbarer Zeit mit der weiteren, vollständigen Liquidierung des Warschauer Ghettos rechnen. Die Menschen nutzten die zeitweilige Pause nach der Aktion, um aus dem Ghetto zu flüchten; die Zahl der Menschen, für die die Flucht aus dem Ghetto die einzige Rettung war, stieg von Tag zu Tag. Sie nach ihrer Flucht zu betreuen war in diesem Augenblick die vorrangige Aufgabe. Sie mussten umgehend mit einer Unterkunft, Dokumenten, Geld, Kleidung versorgt werden. Im Warschauer Ghetto blieben noch viele bedeutende Persönlichkeiten des gesellschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zurück, die man so schnell wie möglich retten musste! Ferner blieben noch einige tausend Kinder zurück, die dem vorigen Massaker entkommen konnten, das den Kindern gegenüber besonders grausam und rücksichtslos war; diese geringe Anzahl der am Leben gebliebenen Kinder musste aus dem Ghetto herausgeholt und gerettet werden.» – Zitat aus Teresa Prekerowa, *Konspiracy-*

jna Rada Pomocy Zydom w Warszawie 1942-1945 (Konspirativer Judenhilferat in Warschau 1942-1945), Warszawa 1982, S. 369.

⁷⁵ *Getto warszawskie* (Warschauer Ghetto), Warszawa 1982, S. 9-10.

⁷⁶ Marian Apfelbaum, *Dwa sztandary. Recz 0 powstaniu wgeticie warszawskim* (Zwei Fahnen. Ein Bericht über den Warschauer Ghettoaufstand), Krakow 2003, S. 184-185.

⁷⁷ «Am Montag, den 19. April, abends begann das Pessachfest. Um 1 Uhr in der Nacht vom Sonntag zum Montag wurde das Ghetto von der deutschen Polizei und der dunkelblauen Polizei umringt. Die Deutschen zogen sich nach halbstündigem Kampf zurück. Am Nachmittag marschierten sie zum zweiten Mal im Ghetto ein.» – B. Engelking, J. Leociak, *Getto warszawskie. Przewodnik po nieistniejącym mieście* (Warschauer Ghetto. Reiseführer durch eine nichtexistierende Stadt), Warszawa 2001, S. 733.

⁷⁸ Natan Gross, *Kim pan jest, panie Grymek?* (Wer sind Sie, Herr Grymek?), Krakow 1991, S. 276-277.

⁷⁹ Marian Wyrzykowski, *Dzienniki 1938-1969* (Tagebücher 1938-1969), Warszawa 1995, S. 79-80

⁸⁰ Ludwig Landau, *Kronika lat wojny i okupacji* (Chronik der Kriegs- und Besatzungsjahre), Band 2 (Dezember 1942 – Juni 1943), Warszawa 1962, S. 369.

⁸¹ Aus: Teresa Prekerowa, *Konspiracyjna Rada Pomocy Zydom w Warszawie 1942-1945* (Konspirativer Judenhilferat in Warschau 1942-1945), Warszawa 1982, S. 374-375

⁸² Das Original dieses Flugblatts befindet sich in der Sammlung Władysław Bartoszewskis. Erstdruck in: *Ten jest z ojczyzny mojej* (*Der ist aus meinem Vaterland*), 1. Auflage 1966. Zitat aus T. Prekerowa, S. 375-376.

⁸³ Irena Schultz (1902-1983), Journalistin. «Es lohnt, daran zu erinnern, dass sich Irena Schultz im Oktober 1942 nach Lemberg begab, wo sie vom Priester Pokiziak eine grosse Anzahl von Geburtsurkundenformularen bekam, die angeblich aus der niedergebrannten St.-Maria-Magdalena-Kirche stammten. Diese Formulare wurden später in Warschau benutzt, um in den Besitz von Kennkarten zu kommen.» Zitat aus: M. Grynberg, *Księga Sprawiedliwych* (Das Buch der Gerechten), Warszawa 1993, S. 477-478.

⁸⁴ Władysław Szpilman (1911-2000), ein bekannter Komponist und namhafter Pianist, beschrieb die Person, die sich um seine Rettung verdient gemacht hat, leider weder in der ersten Ausgabe einer Erinnerungen *Smierc miasta* (Der Tod der Stadt), 1946, noch in der zweiten, nach über 50 Jahren umgearbeiteten Ausgabe. Seine Erinnerungen wurden durch Übersetzungen in viele Sprachen sowie dem gleichnamigen Film *Der Pianist* von Roman Polański in aller Welt bekannt. (Deutsch: Władysław Szpilman, *Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1945*. München, 1998) Ich schreibe darüber, weil Irena Sendler die fehlende Erinnerung an jene Menschen sehr schmerzt, die ihr Leben riskierten, um andere zu retten. Maria Krasnodębska ist

es mit Sicherheit wert, dass man sich an sie erinnert, denn auf ihre Anregung befand sich der namhafte Künstler Władysław Szpilman auf der Liste der Zegota-Schützinge, die bis zum Warschauer Aufstand monatlich eine fixe Geldsumme (500 Złoty) erhielten, worüber er nie ein Wort verloren hat.

- ⁸⁵ Irena Sendler, «Ci, którzy pomagali Żydom» (Menschen, die den Juden halfen), *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Historischen Jüdischen Instituts), 1963, Nr. 45/46, S. 234-247.
- ⁸⁶ Jerzy Korczak, «Oswajanie strachu» (Domestizierung der Angst), *Tygodnik Powszechny*, Nr. 33, 17. August 2003.
- ⁸⁷ «Bei der Arbeit des Zegota spielten die so genannten Briefkästen eine unschätzbare Rolle», erinnert sich Irena Sendler. Es waren Orte, an denen sich Zegota-Mitarbeiter treffen konnten. Sie hinterliessen dort wichtige und eilige Anweisungen, Geld für die Bedürftigen.
- ⁸⁸ Thomas Roser, «Sendlers Liste», *Frankfurter Rundschau*, 19. April 2003.
- ⁸⁹ Jadwiga Jędrzejowska wurde am 13. November 1942 verhaftet. Seit April 1943 arbeitete sie in der Sanitätskolonne, der auch Häftlinge angehörten, und leistete den weiblichen Häftlingen konspirative Hilfe. Sie brachte ihnen Kassiber und Meldungen. Am 30. Juli 1944 wurde sie nach Ravensbrück gebracht. Sie starb 1978.
- ⁹⁰ Anna Sipowicz-Goscicka, Zahnärztin, wurde am 17. Mai 1941 zusammen mit ihrem Mann verhaftet. Sie arbeitete als Ärztin im Frauen- und im Männerkrankenhaus im Paniak. Sie war eine Verbindungsfrau des Gefängnisuntergrunds, ausserordentlich tapfer und ging in der Häftlingsarbeit auf. Sie wurde am 31. Juli 1944 während der Pawiak-Evakuierung entlassen und nahm am Warschauer Aufstand teil.
- ⁹¹ Nach dem Krieg schrieb Anna Czuperska-Sliwicka ein Buch über den Pawiak: *Cztery lata ostrego dyżuru* (Vier Jahre Notdienst).
- ⁹² Dieses Heiligenbild (das wertvollste, was sie damals besessen hatte!) schickte Irena Sendler zusammen mit einem Brief an Papst Johannes Paul II., als er zum ersten Mal als Papst nach Polen kam. (Sie hatte jedoch nicht ihre Anschrift angegeben, sondern nur die Geschichte dieses Heiligenbildes erzählt.)
- ⁹³ Maria Szulisławska-Palester (1897-1991), Romanistin. Ihr Mann Henryk (er starb mit 75 Jahren bei einem tragischen Unfall am 19. November 1944) war Arzt. Sie wohnten in der Lowickastrasse 53, Wohnung 8. Sie hatten zwei Kinder: den älteren Sohn Krzysztof (er kam beim Warschauer Aufstand ums Leben) und die Tochter Malgorzata (die heute Ärztin ist und in Warschau lebt). In ihrer Wohnung hielten sie über die Jahre hinweg insgesamt zwölf Personen jüdischer Herkunft versteckt. Mit Hilfe von Andrzej Klimowicz (von der Demokratischen Partei, der er bereits vor dem Krieg angehörte), der sich mit Emilia Hizowa (1895-1970) verständigte, ebenfalls Mitglied

der Demokratischen Partei, die das Wohnungsreferat und später das Ärztereferat im Judenhilferat leitete, gelang es Maria (was unter den konspirativen Bedingungen alles andere als leicht war!), direkt beim Zegota-Präsidium vorzusprechen.

⁹⁴ Am 1. Februar 1944 vollstreckten die Soldaten der Landesarmee «Pegaz» das Todesurteil gegen Franz Kutschera, SS- und Polizeiführer im Distrikt Warschau. Den Beschluss über seine Hinrichtung fällte die Führung des Untergrundkampfes des polnischen Untergrundstaates. Einige Tage nach dieser Aktion kam die Gestapo in Irena Sendlers Wohnung in Wola.

⁹⁵ Eine dieser Personen – Jaga Rosenholz – lebt in Kanada. Irena Sendler behält sie als mutigste der ganzen Gruppe in Erinnerung. Unter deutschem Beschuss kämpfte sie sich durch drei Barrikaden, um einen Eimer Wasser zu holen.

⁹⁶ Frau Moszynska fand Irena Sendler nach zig Jahren wieder, nachdem sie einen Beitrag in der *Gazeta Wyborcza* gelesen hat.

⁹⁷ «Der aufständische Rettungssanitätsposten Nr. 2 in der Falatsstrasse 4 wurde am 14. September 1944 zusammen mit den (ungefähr 150) Verletzten und Kranken auf den Strafweg nach Westen getrieben. Durch einen Zufall gelang es den Ärzten, sie statt zum Westbahnhof nach Okęcie zu bringen. Die Baracken, in denen zuvor Juden, später russische Kriegsgefangene gemartert worden waren, waren der Anfang des Rot-Kreuz-Krankenhauses Nr. 2 (des späteren Warschauer Kinderheims), dessen Ziel es war, möglichst viele Menschen aus den Reihen der nach Pruszków getriebenen Opfer zu befreien. Um die ständig steigende Zahl der Schützlinge unterzubringen und das Gebäude vor den Deutschen zu retten, teilte die Gemeinde Okęcie Ende September 1944 den Aussiedlern aus Warschau das Haus in der Bandurskistrasse 21 zu. Im November strömten verlassene Kinder, Opfer der Tragödie in der Hauptstadt, ins Heim. Sie wurden allmählich von den Behörden der Polnischen Fürsorge aus den Dörfern geholt, wo sie häufig unter schlimmsten Bedingungen lebten. Im Januar und Februar 1945 begann der Strom der jüngsten, ihren Eltern während des Aufstands verloren gegangenen Kinder, die von fremden Menschen aufgenommen worden waren, die sie nun loswerden wollten. Schliesslich folgte die tragische Welle der aus den Lagern zurückkommenden Kinder, die Augenzeugen von Gewalt, Massmorden, Massensexekutionen geworden waren. Im August 1945 blieben 120 Kinder im Alter von 3 bis 18 Jahren im Heim zurück.» Information aus einer Rede von Maria Szulistańska-Palester, Leiterin des Warschauer Kinderheims, *Opiekun Spoteczny* (Sozialbetreuer), Nr. 3-5, Juni-Juli 1946, S. 71-73.

⁹⁸ Leon Feiner (1888-1945), Jurist, Krakauer Rechtsanwalt, Bund-Mitglied und dessen Vertreter im polnischen Untergrund. Von Januar 1943 bis Juli 1944 stellvertretender Vorsitzender des Judenhilferats, seit November (oder Dezember 1944) sein letzter Vorsitzender.

⁹⁹ Marian Spychalski (1906-1980), Mitglied der Arbeiterbewegung, polnischer Marschall, Architekt, 1945 Stadtpräsident Warschau.

¹⁰⁰ Adolf Berman (1906-1978), Doktor der Psychologie. Aktivist der Poale-Zion-Linke. Im Ghetto war er CENTOS-Direktor. Auf Anweisung seiner Partei ging er im September 1942 auf die «arische» Seite über. Er arbeitete mit dem Zegota zusammen und war Sekretär dieser Organisation. Nach dem Krieg war er Vorsitzender des Zentralkomitees der Juden in Polen. Seit 1950 lebte er in Israel. Er war Autor von Dokumentarbeiträgen und Erinnerungen.

¹⁰¹ «Jüdische Kinderheime schossen in Polen nach 1945 wie Pilze aus dem Boden. Dem Jüdischen Historischen Instituts (ZIH) zufolge wurden solche Kinderheime in Krakau, Tschenstochau, Lublin, Zatrzebie, Otwock, Przyborów, Helenówek bei Łódź, Przemysl, Warschau, Chorzów, Torun, Ostrowiec, Staszów, Radomsko, Garwolin, Krzeszow, Pietrolas, Katowice und Kielce eröffnet. Die überwiegende Mehrzahl der Kinder war 4 bis 16 Jahre alt, in Ausnahmefällen waren sie etwas jünger oder älter. Häufig waren sie krank, unterernährt, litten an Lungenkrankheiten (Tuberkulose), an Hautkrankheiten, waren verlaust, hatten manchmal offene Wunden an den Extremitäten, Augen- und Ohrenentzündungen, lagen vier bis sechs Jahre im Schulunterricht zurück, sie waren zehnjährige Analphabeten. Vor allem waren es verängstigte, misstrauische, fluchtbereite Kinder», schreibt Maria Thau (Weczer) in ihrem Buch *Powroty (Rückkehr)*, Krakow 2002. Nach Meinung Irena Sendlers waren es nicht die Kinder, die bei polnischen Familien den Krieg überlebt hatten, die in einem so schlechten Zustand in die Kinderheime kamen, sondern die, die an anderen Orten, irgendwo versteckt, gelebt hatten.

¹⁰² Aus dem Brief Irena Sendlers an Kaya Ploss (Direktorin des Amerikanischen Zentrums der Polnischen Kultur in Washington, 30. August 2003): «Ich vereinbarte mit dem Vorsitzenden Berman, dass das Abholen der Kinder aus den Kinderheimen der Ordensschwester und von den Privatpersonen auf eine ruhige und äusserst taktvolle Weise geschehen musste, nach einer entsprechenden Vorbereitung der Kinder, für die das häufig der dritte Teil des Dramas ihres kurzen Lebens war. (...) Weil ich damals Leiterin des Sozialamts für die ganze Stadt Warschau war, beauftragte ich meine beste Inspektorin und bat zugleich Berman, er möge aus dem Kreis seiner Mitarbeiter auch eine kinderliebe Person delegieren, damit zwei Personen zusammen die Kinder in Empfang nehmen und sie in jüdische Heime einweisen konnten. Diese nächste Veränderung im Leben der vor dem Tod geretteten Kinder war immer sehr schwierig, manchmal sogar tragisch. Die Kinder, an die neuen Familien, Erzieher oder Ordensschwester in den Heimen gewöhnt, litten schrecklich unter diesen Trennungen, vor allem dann, wenn bekannt war, dass niemand von ihren nächsten Angehörigen am

Leben geblieben war. Die Trennung von den Kindern war auch für die Familien schwierig, bei denen die Kinder jahrelang lebten und die sie häufig wie ihre eigenen Kinder behandelten.»

¹⁰³ UNRRA (Englisch: United Nations Relief and Rehabilitation Administration), UN-Organisation für Hilfe und Wiederaufbau, die 1943 auf Initiative der USA, Grossbritannien, der UdSSR und China in Atlantic City gegründet wurde. Die Aufgabe dieser Organisation war es, nach dem Ende der Kriegshandlungen den am meisten vom Krieg betroffenen alliierten Ländern, u.a. Polen, zu Hilfe zu kommen.

¹⁰⁴ Im September 1997 wurde Irena Sendler das Kommandeurskreuz des Ordens der Wiedergeburt Polens verliehen. Am 11. November 2001 wurde sie «in Anerkennung der Verdienste bei der Hilfe für Bedürftige» mit dem Kommandeurskreuz mit Stern des Ordens der Wiedergeburt Polens ausgezeichnet. Am 16. Juni 2002 nahm ihre Tochter Janina Zgrzemska in ihrem Namen den Irena Sendler verliehenen Orden *Ecce Homo* entgegen.

¹⁰⁵ Der Film wurde im April 2003 im polnischen Fernsehen gesendet.

¹⁰⁶ Aleksandra Zawlocka, «Dzieci Sendlerowej» (Sendlers Kinder), *Wprost* Nr. 7,16. Februar 2003.

¹⁰⁷ Tomasz Szarota, «Cisi bohaterowie» (Stille Helden), *Tygodnik Powszechny*, Nr. 51-52, 22.-29. Dezember 2002.

¹⁰⁸ Aleksandra Zawlocka, «Dzieci Sendlerowej» (Sendlers Kinder), vgl. Anm. 106.

¹⁰⁹ Das Zitat stammt aus dem in Buchform veröffentlichten langen Interview *Ziemia i chmury* (Erde und Wolken). Mit Szewach Weiss sprach Joanna Szwedowska, Sejny 2002, S. 107 und 120.

¹¹⁰ Alle, mit denen ich während der Arbeit an diesem Buch sprach, betonten einvernehmlich die Tatsache, dass das allgemeine (internationale, aber auch polnische!) Interesse an der Person Irena Sendlers von der Gruppe der amerikanischen Schülerinnen ausgelöst worden ist. Und anschliessend durch die Nachricht von der Verleihung des Jan-Karski-Preises an sie in den amerikanischen Medien. Auch Elżbieta Ficowska, Elżbieta Zielinska-Mundlak (aus Caracas) und Renata Skotnicka-Zajdman (aus Montreal) sprachen darüber bei einem Treffen der Stiftung Polnisch-Jüdisches Erbe in Montreal am 24. Oktober 2002. In einem Bericht über diese Feier schrieb man u.a.: «Absicht dieses Treffens war es, Irena Sendler zu würdigen. Sie ist ein lebendiges Symbol all jener, denen dieser Abend gewidmet war: den Mitgliedern des Żegota, des geheimen Judenhilferats in Polen 1942-1945 sowie allen Menschen guten Willens, die unter Bedrohung ihres eigenen sowie des Lebens ihrer Familien die Kinder ihrer jüdischen Nachbarn vor der Vernichtung retteten. Die Beispiele der Leben dieser Menschen erlauben uns, stolz darauf zu sein, dass wir zum Menschengeschlecht gehören.»

- ¹¹¹ Michał Głowiński ist u.a. Autor der Bücher: *Czarne sezony* (Schwarze Zeit), *Magdalena z razowego chleba* (Eine Madeleine aus Schwarzbrot), *Historia jednej topoli* (Die Geschichte einer Pappel).
- ¹¹² Interview Dorota Szuszkiewicz mit M. Głowiński, «Kolor cierpienia» (Die Farbe des Leids), *Stolica* (Magazin von *Zycie Warszawy*), Nr. 16, 19. April 2003.
- ¹¹³ Michał Głowiński, *Historia jednej topoli* (Die Geschichte einer Pappel), Krakow 2003, S. 69 und 212.
- ¹¹⁴ Jadwiga Kotkowska, «Mala szmuglerka» (Kleine Schmugglerin), in: *Dzieci Holocaustu mowiq* (Die Holocaust-Kinder sprechen), Band 2, S. 95.
- ¹¹⁵ *Ziemia i chmury* (*Erde und Wolken*). Mit Szewach Weiss spricht Joanna Szwedowska, Sejny 2002, S. 123.
- ¹¹⁶ Magdalena Grodzka-Guzkowska, *Szczęściara* (Glückspilz), Krakow 2003, S. 130-131.
- ¹¹⁷ Frank Morgens (Mieczysław Morgenstern), geb. 1911 in Łódź, lebte von 1948 an in New York, wo er im August 2004 starb. Er veröffentlichte Erinnerungen aus der Besatzungszeit *Lata na skraju przepasci* (Jahre am Rande des Abgrunds), Warszawa 1994. Er schrieb darin u.a.: «Ich bin mir nicht sicher, ob die Leute, die ihn (den Holocaust) nicht erlebt haben, sich vorstellen können, was es bedeutet, an der Grenze der eigenen Existenz zu stehen und Tag und Nacht, Jahr für Jahr ins Antlitz des Todes zu blicken. Der verzweifelte, jahrelange Hunger der Seele und des Körpers, wo die wenigen guten Augenblicke zur Quelle der Kräfte und des Lebenswillens werden, bleibt für sie abstrakt. (...) Meiner Überzeugung nach sind wir, die wir den Holocaust überlebten, den anderen gegenüber ewig schuldig, die den Mut aufbrachten, uns zu helfen, obwohl dafür der Tod drohte. Wir haben die Pflicht, ihnen zu versichern, dass, obwohl seitdem 50 Jahre vergangen sind, ihr Heldentum nicht vergessen wird.» (S. 206, 208)
- ¹¹⁸ Bogdan Wojdowski (1930-1994), Schriftsteller, Theater- und Literaturkritiker. Autor des aufsehenerregenden biografischen Romans *Chleb rzucony umarłym* (Brot für die Toten, Berlin 1974, 1971, in dem er die im Warschauer Ghetto eingesperrten Menschen sowie ihr tägliches Leben bewegend schilderte.
- ¹¹⁹ Die Umstände, unter denen er das Ghetto verliess, und sich erst mit seinen Eltern, dann nur mit seiner Mutter und anschliessend allein in verschiedenen von Ordensschwestern geführten Heimen versteckte, beschreibt der Autor in seinen Erinnerungen *Czarne sezony* (Schwarze Zeit).
- ¹²⁰ In Białystok begannen die Massenexekutionen am 27. Juni 1941, und sie wurden am 3. und 11. Juli fortgesetzt. In diesen Tagen wurden mehr als 6'000 Juden ermordet.
- ¹²¹ Jadwiga Deneka wurde am 27. November 1943 verhaftet und ins Pawiak-Gefängnis gebracht, wo sie am 8. Januar 1944 erschossen wurde.

¹²² Jan Dobraczyński (1910-1994), Schriftsteller, Publizist, ehrenamtlicher Aktivist. In seinem autobiografischen Buch *Tylko w jednym życiu* (Nur in einem Leben), Warszawa 1970, finden wir auf S. 181-182 folgende Beschreibung der Anstalt in Turkowice: «Die Anstalt befand sich in den vor dem Ersten Weltkrieg errichteten Gebäuden, die für ein orthodoxes russisches Kloster vorgesehen waren. Es gab dort mehrere Gebäude: Das waren massive Bauten, im charakteristischen Stil gebaut. 1920 entstand in Turkowice eine Kindererziehungsanstalt, deren Oberin Schwester Stanisława (Aniela Polechajllo) wurde. 1935 übernahm ich dieses Heim unter die Verwaltung des Interkommunalen Verbands. Die Anstalt in Turkowice zählte mehrere hundert Kinder.» An einer anderen Stelle desselben Buches schrieb Dobraczyński: «Um ein Arbeitszeugnis zu besitzen, wurde ich 1941 Beamter des Sozialamts der Stadtverwaltung. Die Arbeit in diesem Amt war nicht ohne. Für ein lächerlich niedriges Gehalt musste man zehn Stunden täglich arbeiten. Natürlich sass ich nicht diese ganzen zehn Stunden dort ab: Ich bemühte mich zu Anfang und zu Ende meines Dienstes im Büro zu sein. Das war möglich mit einem sehr patriotischen und sehr eingespielten Team. (...) Die Stadtverwaltung hatte formal kein Recht, der jüdischen Bevölkerung Hilfe zu leisten. Die einzelnen Sozialarbeiter umgingen diese Verordnung, indem sie falsche Bescheide ausstellten. Auf diese Weise erhielten manche Pflegeeltern finanzielle Zuwendungen für ein jüdisches Kind. Eine kleine Gruppe dieser Kinder wurde auch unter falschen Namen in Pflegeanstalten eingewiesen. Aber das Problem wurde immer grösser. Die Zahl jüdischer Kinder, für die man Hilfe organisieren musste, stieg mit jedem Tag. Sporadische Aktionen der einzelnen Sozialarbeiterinnen konnten zu einer in ihren Folgen und ihrem Umfang unabsehbaren Katastrophe führen, hätten die Deutschen entdeckt, dass die Bescheide gefälscht werden. Mit diesem Problem kamen eines Tages meine Damen, also die im Amt beschäftigten Sozialarbeiterinnen, zu mir. Ihre ganze Gruppe, um nur einige wie Irena Sandler, Jaga Piotrowska, Nonna Jastrzębska, Halina Kozłowska, Janina Barczakowa, Halina Szablakówna zu nennen, führte schon seit einiger Zeit auf eigene Faust Aktionen zur Rettung jüdischer Kinder aus dem Ghetto durch, die dann in der einen oder anderen Pflegeanstalt untergebracht wurden. (...) Doch ihre Möglichkeiten waren bald erschöpft.» S. 229, 239

¹²³ «Polnische Arbeitersozialistische Partei», kurz RPPS; sozialistische Linkspartei

¹²⁴ Daran erinnert sich auch Michał Głowiński: «Die Oberin beschloss, dass die in Turkowice untergebrachten jüdischen Kinder zur Teilnahme an allen religiösen Riten zugelassen werden und so wie alle anderen Kinder, die von Geburt an der katholischen Kirche angehörten, behandelt wurden. Dies erforderten die Regeln der Konspiration,

denn die jüdischen Kinder durften sich aus Sicherheitsgründen durch nichts unterscheiden.», *Czarne sezony* (Schwarze Zeit), Krakow 2002, S. 162-163.

- ¹²⁵ Stanisława Bussoldowa (1886-1968), Deckname Adela, war eine Hebamme, die ins Ghetto kam, um bei Geburten zu helfen. Sie leitete die häusliche Nothilfe für die aus dem Ghetto geschleusten Kinder. Sie half auch erwachsenen Juden, die im Versteck lebten. Die kleine Elzunia sollte sich bei ihr nur kurze Zeit aufhalten, bis man für sie eine Pflegefamilie fand. Doch die «provisorische» Mama war von diesem bezaubernden Säugling so begeistert, dass sie sich entschied, das Kind für immer zu behalten. Die Yad-Vashem-Medaille wurde ihr erst am 28. April 1970 posthum verliehen.
- ¹²⁶ Barbara Engelking-Boni, Jacek Leociak, *Getto warszawskie. Przewodnik po nieistniejącym mieście* (Warschauer Ghetto. Reiseführer durch eine nichtexistierende Stadt), Warszawa 2001, S. 529.
- ¹²⁷ Rafael F. Scharf, «Lekcja Oświęcimia» (Auschwitz-Lektion), in: *Co mnie i tobie Polsko ... Eseje bez uprzedzeń* (Was mir und dir Polen ... Essays ohne Vorbehalte), Krakow 1996, S. 106.
- ¹²⁸ Robert Szuchta/Piotr Trojański, *Holokaust, zrozumieć dlaczego* (Holocaust, verstehen warum), Warszawa 2003, S. 284.
- ¹²⁹ «Order Orła Białego dla Ireny Sendlerowej» (Orden des Weissen Adlers für Irena Sendler), Bogna Kaniewskas Sendung für Radio Polonia (1. Programm des Polnischen Rundfunks), 11. November 2003.
- ¹³⁰ In der nordostpolnischen Kleinstadt Jedwabne kam es am 10.7.1941 zu einem Massenmord: Die dort ansässigen Polen ermordeten zwischen 1'200 und 1'600 ihrer jüdischen Nachbarn. Frauen, Männer, Kinder und Greise wurden zum Teil in einer Scheune lebendig verbrannt, mit Äxten oder Spaten erschlagen. Nachdem Mitte 2000 das Buch des amerikanisch-polnischen Historikers Jan Tomasz Gross *Die Nachbarn* in Polen erschien, in dem er dieses verdrängte Verbrechen schilderte, löste es eine kontroverse Geschichtsdebatte aus. Am 10.7.2001 wurde in Jedwabne ein Denkmal für die Opfer enthüllt. Der damalige polnische Präsident Aleksander Kwasniewski bat die Juden im Namen jener Polen um Vergebung «deren Gewissen von diesem Verbrechen erschüttert wurde».

Dank

Dieses Buch entstand auf Anregung von Lili Pohlman und Peter Jan-son-Smith aus London.

Eine immense Hilfe bei der Materialiensammlung war uns Jolanta Migdalska-Baranska.

Mit wichtigen Informationen dienten uns die Autoren der in diesem Buch veröffentlichten Erinnerungen: Elżbieta Ficowska, Teresa Körner, Katarzyna Meloch, Irena Wojdowska, Michał Głowiński, Piotr Zettinger und Janina Zgrzemska.

Unser Dank gilt auch denen, die ihre Erinnerungen mit uns teilten, jedoch ungenannt bleiben möchten.

Wertvolle Anmerkungen und bibliografische Hinweise steuerten die Professoren Tomasz Szarota und Natan Gross aus Israel bei.

Für die uns gewidmete Zeit und Geduld danken wir allen sehr herzlich.

Irena Sendler und Anna Mieszkowska

Mein besonderer Dank gilt der Verbindungsfrau zwischen der jüdischen Organisation und dem Zegota, Wanda Rotenberg, zu der ich bis heute eine sehr enge und herzliche Beziehung habe.

Irena Sendler

Der Verlag MUZA SA bedankt sich herzlich bei allen Personen, die uns für dieses Buch Fotos aus ihren Privatsammlungen zur Verfügung gestellt haben.

Unser besonderer Dank gilt Michał Dudziewicz und Rosław Szaybo für die unentgeltliche Nutzung ihrer Fotos.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Irena Sendler: Manuskripte und Typoskripte der unveröffentlichten Texte

«Moje życie» (Mein Leben), «Kartki z kalendarza» (Kalenderblätter), «Zyciorys» (Lebenslauf), «List do Jolanty Barańskiej» (Brief an Jolanta Barańska), «Wspomnienie o doktorze Januszu Korczaku» (Erinnerung an Dr. Janusz Korczak), «Jak ratowałam dzieci z getta warszawskiego» (Wie ich die Kinder aus dem Warschauer Ghetto rettete).

Artikel von Irena Sendler

- «Ci, którzy pomagali Żydom. Wspomnienia z czasów okupacji hitlerowskiej» (Menschen, die den Juden halfen. Erinnerungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung), *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts), 1963, Nr. 45/46 (ein Auszug ebenfalls in: W Bartoszewski und Z. Lewinówna: *Ten jest z ojczyzny mojej. Polacy z pomocą Żydom 1939-1945. Der ist aus meinem Vaterland. Polen die den Juden in den Jahren 1939-1945 halfen*, Krakow 1969).
- «Maria Uziembło 1894-1976 (Wspomnienie)» (Maria Uziembło 1894-1976 (Eine Erinnerung)), *Gazeta Wyborcza*, 30. August 2001.
- «O działalności kol młódzieży przy komitetach domowych w getcie warszawskim» (Über die Arbeit der Jugendkreise in den Hauskomitees des Warschauer Ghettos), *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego* (Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts) 1981, Nr. 2 (118).
- «Wspomnienie o Julianie Grobelnym i jego żonie Helenie» (Eine Erinnerung an Julian Grobelny und seine Frau Helena), *Gazeta Wyborcza*, 18. April 2003
- «Zofia i Stanisław Papuziński (Wspomnienie)» (Zofia und Stanisław Papuziński (Eine Erinnerung)), *Gazeta Wyborcza*, 26. November 1999.

Bücher

Apfelbaum, Marian, *Dwa sztandary. Recz o powstaniu w getcie warszawskim* (Zwei Fahnen. Ein Bericht über den Warschauer Ghettoaufstand), Krakow 2003

- Archiwum Ringelbluma. Getto warszawskie lipiec 1942 – styczeń 1943* (Ringelblum-Archiv. Warschauer Ghetto Juli 1942 – Januar 1943), Hrsg. von Ruta Sakowska, Warszawa 1980.
- Archiwum Ringelbluma. Konspiracyjne archiwum Getta Warszawy, tom 1. Listy O Zagładzie*, opr. Ruta Sakowska, (Ringelblum-Archiv. Konspiratives Archiv des Warschauer Ghettos. Band 1. Briefe über die Vernichtung. Hrsg. von Ruta Sakowska), Warszawa 1997.
- Archiwum Ringelbluma. Konspiracyjne archiwum Getta Warszawy, tom 2. Dzieci – tajne nauczanie w getcie warszawskim*, oprac. Ruta Sakowska (Ringelblum-Archiv. Konspirativer Kinderunterricht im Warschauer Ghetto, Hrsg. von Ruta Sakowska), Warszawa 2000.
- Bartoszewski, Władysław, *Straceni na ulicach miasta. Egzekucje w Warszawie 16. x. 1943 – 22. vu. 1944* (Auf den Strassen der Stadt hingerichtet. Exekutionen in Warschau 16. x. 1943 – 22. vu. 1944), Warszawa 1970.
- Bartoszewski, Władysław, *Warszawski pierścień śmierci 1939-1944* (Der Todesring um Warschau 1939-1944), Warszawa 1970.
- Bartoszewski, Władysław und Zofia Lewinówna (Hrsg.), *Ten jest z ojczyzny mojej. Polacy z pomocą Żydom 1939-1945* (Der ist aus meinem Vaterland. Polen die den Juden in den Jahren 1939-1945 halfen), Krakow 1969.
- Czuperska-Sliwicka, Anna, *Cztery lata ostrego dyżuru. Wspomnienia z Pawiaka 1940-1942* (Vier Jahre Notdienst. Erinnerungen aus dem Pawiak 1940-1944), Warszawa 1968.
- Dobraczyński, Jan, *Tylko w jednym życiu* (Nur in einem Leben), Warszawa 1970.
- Dobroszycki, Lucjan, *Survivors of the Holocaust in Poland. A Portrait Based on Jewish Community Record 1944-1947*, YIVO Institute for Jewish Research and Yeshiva University, New York 1994.
- Domańska, Regina (Hrsg.), *Pawiak był etapem. Wspomnienia z lat 1939-1944*. (Pawiak war eine Etappe. Erinnerungen aus den Jahren 1939-1944), Warszawa 1987.
- Domańska, Regina, *Pawiak – kaza i heroizm* (Pawiak – Marter und Heroismus), Warszawa 1988.
- Domańska, Regina, *Pawiak – więzienie Gestapo* (Pawiak – das Gestapogefängnis), Warszawa 1978.
- Dzieci Holocaustu mówią...*, do druku przygotowali Jakub Gutenbaum i Agnieszka Latała, t. 2 (Die Kinder des Holocaust sprechen..., Band 2. Hrsg. von Jakub Gutenbaum und Agnieszka Latała), Warszawa 2001.
- Engelking-Boni, Barbara und Jacek Leociak, *Getto warszawskie. Przewodnik po nieistniejącym mieście* (Warschauer Ghetto. Reiseführer durch eine nichtexistierende Stadt), Warszawa 2001.
- Friszke, Andrzej, *Polska, Losy państwa i narodu 1939-1989* (Polen, Geschichte des Landes und der Nation), Warszawa 2003.

- Głowiński Michał, *Czarne sezony* (Schwarze Zeit), Krakow 2002.
- Głowiński, Michał, *Historia jednej topoli* (Die Geschichte einer Pappel), Krakow 2003.
- Głowiński, Michał, *Skrzydła i pięta* (Flügel und Ferse), Krakow 2004.
- Grodzka-Guzkowska, Magdalena, *Szczęściara* (Glückspilz), hrsg. von Pawel Kudzia, Krakow 2003.
- Gross, Natan, *Kim pan jest, panie Grymek?* (Wer sind Sie, Herr Grymek?), Krakow 1991.
- Grupinska, Anka, Jan Jagielski und Pawel Szapiro, *Getto warszawskie* (Warschauer Ghetto), Warszawa 2002.
- Grynberg, Michał, *Księga Sprawiedliwych* (Das Buch der Gerechten), Warszawa 1993.
- Gutman, Israel, *Walka bez cienia nadziei. Powstanie w getcie warszawskim* (Kampf ohne ein Funken Hoffnung. Der Warschauer Ghettoaufstand), Warszawa 1998.
- Kinder des Holocaust sprechen... Lebensberichte*, Leipzig 1995.
- Kunert, Andrzej Krzysztof, *Ilustrowany przewodnik po Polsce Podziemnej 1939-1945* (Illustrierter Reiseführer durch Untergrundpolen 1939-1945), Warszawa 1996.
- Kunert, Andrzej Krzysztof, *Polacy – Żydzi 1939-1945. Wybór źródeł* (Polen – Juden 1939-1945. Quellenauswahl), Warszawa 2001.
- Kurek-Lesik, Ewa, *Gdy klasztor znaczył życie. Udział żeńskich zgromadzeń zakonnych w akcji ratowania dzieci żydowskich w Polsce w latach 1939-1945* (Als das Kloster das Leben bedeutete. Die Beteiligung der Frauenkongregationen an der Rettungsaktion der jüdischen Kinder in Polen 1939-1945), Krakow 1992.
- Landau, Ludwig, *Kronika lat wojny i okupacji* (Chronik der Kriegs- und Besatzungsjahre), Band 1-3, Warszawa 1962-1963.
- Marianowicz, Antoni, *Zycie surowo wzbronione* (Leben streng verboten), Warszawa 1995.
- Morgens, Frank (Mieczysław Morgenstern), *Lata na skraju przepasci* (Jahre am Rande des Abgrunds), Warszawa 1994.
- Palaszewska, Mirosława, *Zofia Kossak*, Warszawa 1999.
- Prekerowa, Teresa, *Konspiracyjna Rada Pomocy Żydom w Warszawie 1942-1945* (Konspirativer Judenhilferat in Warschau 1942-1945), Warszawa 1982.
- Prekerowa, Teresa, *Zarys dziejów Żydów w Polsce w latach 1939-1945* (Abriss der Geschichte der Juden in Polen 1939-1945), Warszawa 1992.
- Ringelblum, Emanuel, *Kronika getta warszawskiego, wrzesień 1939 – styczeń 1943*, oprac. Artur Eisenbach, przełożył z jidysz Adam Rutkowski. (Emanuel Ringelblum, Chronik des Warschauer Ghettos September 1939 – Januar 1943, hrsg. von Artur Eisenbach, aus dem Jiddischen von Adam Rutkowski), Warszawa 1988.
- Rowiński, Aleksander, *Zygielbojms Reise*, Osnabrück 2004.

- Sakowska, Ruta, *Menschen im Ghetto. Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939-1943*, Osnabrück 1999.
- Scharf, Rafael R, *Co mnie i tobie Polsko... Eseje bez uprzedzeń* (Was mir und dir Polen... Essays ohne Vorbehalte), Krakow 1996.
- Szpilman, Władysław, *Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1945*, München 1998.
- Szuchta, Robert und Piotr Trojański, *Holokaust, zrozumieć dlaczego* (Holocaust, verstehen warum), Warszawa 2003.
- Thau (Weczer), Maria, *Powroty* (Rückkehr), Krakow 2002.
- Trybowski, Witold Stefan, *Dzieje Otwocka uzdrowiska* (Geschichte des Kurorts Otwock), Otwock 1996.
- Weiss, Szewach, *Czas ambasadora* (Die Zeit eines Botschafters), Krakow 2003
- Wood, E. Thomas, Stanisław M. Jankowski, *Jan Karski. Einer gegen den Holocaust. Als Kurier in geheimer Mission*, Gerlingen 1997.
- Wyman, David S., *Das unerwünschte Volk. Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt am Main 2000.
- Ziemia i chmury* (Erde und Wolken). Mit Szewach Weiss spricht Joanna Szwedowska, Sejny 2002.
- Zegota. Rada Pomocy Żydom 1942-1945. Wybor dokumentow poprzedzony wywiadem Andrzeja Friszke z Władysławem Bartoszewskim*, oprac. Andrzej Krzysztof Kunert (Zegota. Der Judenhilferat 1942-1945. Auswahl der Dokumente mit einem Interview Andrzej Friszkes mit Władysław Bartoszewski), hrsg. von Andrzej Krzysztof Kunert, Warszawa 2002.

Artikel und Interviews

- «Irena Sendlerowa zasadza drzewko w Alei Sprawiedliwych w Jerozolimie» (Irena Sendler pflanzt ein Bäumchen in der Allee der Gerechten in Jerusalem.), *Folk Stymie* Nr. 25, 25. Juni 1983.
- «Lista Sendlerowej» (Sendlers Liste), *Gose Niedzielny* (Katowice), 17. August 2003.
- «Ostatnia droga Doktora» (Der letzte Weg des Doktors). Gespräch mit Irena Sendler – Jolanta, Leiterin des Zegota-Kinderreferats über die letzten Tage Janusz Korczaks, *Polityka* Nr. 21, 24. Mai 1997.
- Archiwum Ringelbluma. Dzień po dniu Zagłady* (Ringelblum-Archiv. Vernichtung Tag für Tag). Ausgewählt und herausgegeben von Katarzyna Madoh-Mitzner in Zusammenarbeit mit Agnieszka Jarzębowska und Tadeusz Epsztein, «Karta» Nr. 39/2003.
- Attoun, Marti, «The Woman Who Loved Children», *Ladies Home Journal*, Dezember 2003.
- Fabjański, Marcin, «Życie w sloiku» trwa dziesięć minut («Das Leben im Glas» dauert zehn Minuten), *Gazeta Wyborcza-Swiqteczna*, 19-20. Mai 2001.

- Ficowska, Elżbieta, «Nagroda dla Ireny Sendlerowej» (Der Preis für Irena Sendler), *Polityka* Nr. 47, 22. November 2003.
- Golański, Jerzy, «Pani Irena Sendlerowa i jej związki z Tarczynem» (Frau Irena Sendler und ihre Verbindungen mit Tarczyn), *Wiadomości Tarczyńskie* Nr. 6 (83), April 2003.
- Gross, Natan, «Irena i Jan» (Irena und Jan), *Nowiny – Kurier*, Tel Aviv, 1. August 2003.
- Kino, Nuri, «Spotkanie z Ireną Sendlerową» (Begegnung mit Irena Sendler), *Dagens Nyheter*, 8. Februar 2003.
- Korczak, Jerzy, «Oswajanie strachu» (Domestizierung der Angst), *Tygodnik Powszechny*, Nr. 33, 17. August 2003.
- Kraczyk, Ewa, «Sendlers Liste», *Stuttgarter Zeitung*, 31. Oktober 2003.
- Magdalena Grochowska, «Lista Sendlerowej» (Sendlers Liste), *Gazeta Wyborcza – Swięteczna*, 9. – 10. Juni 2001.
- Mierzejewski, Marcin, «Sendlers children», *The Polish Voice* Nr. 36/2003.
- Mieszkowska, Anna, «Matka dzieci Holocaustu» (Mutter der Holocaust-Kinder), *Tydzień Polski*, London, 23. August 2003.
- Richard Z. Chesnoff, «The Other Schindlers», *U.S. News & World Report*, 21. März 1994.
- Sacharewicz, Janina, «Ireny Sendler działanie z potrzeby serca» (Irena Sendlers Tätigkeit als Herzensbedürfnis), *Słowo Żydowskie*, 20. April 2001.
- Shinkle, Kirk, «Call Her The Nazis' Nightmare», *Investors Business Daily*, 4. Februar 2004.
- Skotnicka-Zajdman, Renata, «A Modern-Day Hero And Rescuer: Irena Sendler, „Mishpocha!»», *Spring 2002* (Bulletin der Weltföderation der Holocaust-Kinder).
- Szarota, Tomasz, «Cisi bohaterowie» (Stille Helden), *Tygodnik Powszechny* Nr. 51-52, 22.-29. Dezember 2002.
- Szarota, Tomasz, «Listy nienawisci» (Hasslisten), *Polityka* Nr. 44, 1. November 2003.
- Szuskiewicz, Dorota, «Kolor cierpienia» (*Die Farbe des Leids*), Gespräch mit Michał Głowiński, Schriftsteller, Literaturforscher. *Stolica* Nr. 16, 19. April 2003.
- Uziębło, Aniela, «Achilles Rosenkranc (1876-1942). Wspomnienie» (Eine Erinnerung), *Gazeta Wyborcza*, 16. Februar 2004.
- Wilk, Ewa, «Matka Jolanta od tonących» (Jolanta – Mutter der Ertrinkenden), *Polityka* Nr. 39, 30. September 1995.
- Zawłocka, Aleksandra, «Dzieci Sendlerowej» (Sendlers Kinder), *Wprost* Nr. 7, 16. Februar 2003.
- Zesławski, Margot, «Sendlers Liste», *Focus*, 27. Januar 2002.

Bildnachweis

Janina Zgrzemska: S. 2, 13, 23 (Gestaltung: R. Szaybo), 42, 27, 36, 51, 53, 55, 57, 69 (Gestaltung: R. Szaybo), 73 (Gestaltung: R. Szaybo), 81, 129 (Gestaltung: R. Szaybo), 143 (Gestaltung: R. Szaybo), 161, 170, 173, 177 (Gestaltung: R. Szaybo), 180,185 (Gestaltung: R. Szaybo), 187,193 (Gestaltung: R. Szaybo), 203, 211 (Gestaltung: R. Szaybo), 217, 219 (Gestaltung: R. Szaybo), 239 (Gestaltung: R. Szaybo), 241, 247 (Gestaltung: R. Szaybo), 249, 250, 256, 259, 261, 266, 267, 271, 273 (Gestaltung: R. Szaybo), 277, 281, 284, 288; Michał Dudziewicz: S. 28, 29, 227, 228, 229; Nicholas Thomas: S. 39; R. Szaybo: S. 63,109,121,155, 231; E. Poznansk: 115; Elżbieta Ficowska: S. 137; Anna Mieszkowska: S. 159 (Gestaltung: R. Szaybo); Maria Palester: S. 166; Maigorzata Palester: S. 167.